



DISSERTATION

Titel der Dissertation

„GastarbeiterInnensein zwischen Klischee und Wirklichkeit“

Gastarbeiterabwanderung aus der Vojvodina in den 60-er/70-er Jahren
des 20. Jahrhunderts, in der Hoffnung auf ein besseres Leben

Verfasser

Mag. phil. Mihalj Lendjel

Angestrebter akademischer Grad

Doktor der Philosophie (Dr. phil.)

Wien, 2013

Studienkennzahl lt. Studienblatt: A 092 308

Dissertationsgebiet lt. Studienblatt: Volkskunde

Betreuer: HR. i.R. Hon. Prof. Dr. Hermann Steininger

Vorwort

Lernen, studieren und meine Kenntnisse ständig zu erweitern, war für mich ein Jugendtraum. Das Schicksal aber erwies sich mir gegenüber nicht immer als gnädig. Ein erfreulicher Lichtstrahl kam erst spät in meinem Leben, als ich an der Universität Wien mein Studium beginnen und meinen Wissenstand wesentlich erweitern konnte. Meiner Wahlheimat, der Republik Österreich, bin ich aus diesem Grund ewig dankbar.

Die Volkskunde als Wissenschaft hat mich von Anfang an fasziniert. Mein Vorhaben zu verwirklichen war nicht immer leicht, denn lernen ist oft mühsam. Darum sage ich einen herzlichen Dank an meinen Betreuer HR. i.R. Hon. Prof. Dr. Hermann Steininger, für die vielseitigen und sachlichen Ratschläge. Ebenso einen herzlichen Dank an Prof. Dr. Wolfgang Duchkowitsch. Ich kann nur dankend an meine Familie denken, die mir immer zur Seite stand, insbesondere meine Töchter Izabella und Monika Lendjel und mein Sohn Mag. Csaba Lendjel halfen in technischen Fragen immer tatkräftig mit.

Mit anerkennenden warmen Gefühlen denke ich an alle Professorinnen und Professoren des Instituts für Europäische Ethnologie Wien, welche mit hochwertigen wissenschaftlichen und interessanten Vorträgen meinen Wissensstand auf dem Gebiet der Volkskunde entscheidend geprägt haben.

Ich werde die gesamten MitarbeiterInnen ewig in bester Erinnerung behalten.

INHALTSVERZEICHNIS

	Seite
I. EINLEITUNG	1
1.1 Die Fragestellung und Struktur	7
1.2 Der Forschungsstand	11
II. DIE GESCHICHTE DER MIGRATIONEN IM ÜBERBLICK	13
2.1 Wanderung als Symbol der Moderne	23
2.2 Die Vojvodina als Raum und ihre Grenzen	25
2.3 Die soziopolitische und wirtschaftliche Lage	29
2.3.1 Das sozioökonomische Umfeld	33
2.4 Die Beweggründe unter der Oberfläche	35
2.4.1 Bildung, Alter, Nationalität	37
2.4.2 Die Qualifikation	39
2.5. Haus und Wohnen	43
2.5.1 Ernährung und Küche	45
2.5.2 Kleidung und Mode	49
2.5.3 Die Medikalkultur	53
III. IM FREMDEN LAND	55
3.1 Die Gender-Frage	55
3.2 Die Gastarbeiterinnen aus der Vojvodina	57
3.3 Arbeitsplätze der Gastarbeiterinnen	59
3.3.1 Ankunft in der Fremde	61
3.3.2 Die anfängliche Lebenssituation	65
3.3.3 Die Wohnungen im Ausland	69
3.4 Die ersten Kontakte mit den Einheimischen	73
3.4.1 Die Rolle des physischen Erscheinungsbildes	77
3.4.2 Klarheit über das Stärke - und Schwächeprofil	79
3.5 Die Arbeitsplätze	81
3.5.1 Technisches Niveau und Organisation	85

3.5.2	GastarbeiterInnen und Arbeitszeit	87
3.6	Was heißt kulturelle Nähe?	91
3.6.1	Die Sprache als Gradmesser für Integration	95
3.7	Von der Gastarbeit zur Immigration	97
3.8	Von der Immigration zur Staatsbürgerschaft	101
IV.	KAMPF DER KULTUREN	103
4.1	Migration als politischer Zündstoff	103
4.1.1	MigrantInnenmagnet Europa	105
4.1.2	Festung Europäische Union	107
4.1.3	Politische Änderungen im Ostblock	111
4.1.4	Nationale Identität als Hindernis in der Europäischen Integration	113
4.2	Globalisierung und Migration	115
4.3	Multi-Kulti- oder Parallelgesellschaft	117
4.4	Integration oder Kampf der Kulturen	121
4.5	ImmigrantInnen als UnternehmerInnen	125
V.	DIE INTERVIEWS – Pläne und Umsetzung	129
VI.	ZUSAMMENFASSUNG	131
VII.	LITERATURVERZEICHNIS	147
VIII.	ANHANG	
	Fragenkatalog	
	Interviews Nr. 1-12	
	Landkarte	
	Bildmaterial	
	Statistische Tabellen	
	Lebenslauf	
	Abstract	

I. Einleitung

Migration ist heutzutage ein Thema, das in den sogenannten Empfängerländern durch sehr vielschichtige Emotionen geprägt wurde. Wegen seiner Intensität gewinnt es aber im Laufe der Zeit immer mehr an Aktualität.

Kaum ein Tag vergeht, an dem in Medienberichten nicht von Asylanten, Abschiebungen, Integration, kulturellen und religiösen Unterschieden oder von Ausgrenzung die Rede ist. Die nicht kleiner werdenden Migrationsströme vom Süden und Osten her fordern die Politik, die Wirtschaft, sowie Menschenrechtsorganisationen und Sozialeinrichtungen zu immer stärkerem Engagement auf. Darüber hinaus kann man beobachten, wie die Spannung in den Empfängergesellschaften ständig wächst.

In fast regelmäßigen Abständen erscheinen auch Berichte über fremdenfeindliche Übergriffe. Einheimische fühlen sich verunsichert, woraus Ängste und Bereitschaft zur Gegenwehr gegenüber den unerwünschten "Fremden" entstehen. Fremdheit ist aber ein dialektischer Begriff und jedes einzelne Subjekt kann in seinem Leben aus verschiedenen Gründen als fremd betrachtet werden oder sich als fremd fühlen. Wer heute als Neuankömmling gilt, kann vielleicht schon einige Zeit später ein etablierter Eingesessener sein.

Erstaunlicherweise bekommt man durch die öffentlichen Diskussionen oftmals den Eindruck vermittelt, dass ImmigrantInnen, Menschen mit anderer Herkunft und anderer Kultur, ein völlig neues Phänomen der unmittelbaren Gegenwart sind. Eine Ausnahme bilden lediglich die wissenschaftlichen Bücher, Forschungsprojekte und Berichte, die nicht unbedingt die breite Öffentlichkeit erreichen. Es entsteht dadurch in der breiten Schicht der Bevölkerung eine ambivalente Wahrnehmung, wonach auf der einen Seite die etablierte, respektable Gesellschaft liegt und auf der anderen eine wesentlich weniger annehmbare Außenseiterschicht als Friedensstörer existiert.

Die so geblendete, breite Bevölkerungsschicht hat manchmal Schwierigkeiten, die eigene Vergangenheit analytisch zu durchblicken und die Abschnitte der eigenen Geschichte in der richtigen Reihenfolge rekonstruieren zu können. Gerade Österreich, aber auch andere Länder, waren jahrhundertlang bestehende Vielvölkerstaaten. Als kleiner Beweis dient das Wiener Telefonbuch, wo in großer Zahl Namen slawischer oder ungarischer Herkunft usw. zu finden sind.

Dieser Kosmopolitismus der früheren Generationen passt aber nicht gänzlich in das Bild der heute lebenden BürgerInnen, weil der Mythos über die fortwährende Sesshaftigkeit Identitätsgrundlagen und somit auch moralische Rechte schafft, nämlich, ein Stück Land als sein Eigenes zu betrachten, welches dann am Ende als "Heimat" titulierte werden kann. Dieser Begriff wurde seit der Entstehung der Nationalstaaten so hochgradig emotionalisiert, dass die dazu gehörige alteingesessene Bevölkerung mit ihrer Kultur diesen als höchsten Garant für die Bewahrung der eigenen Existenz empfindet. In diesem Sinne sind die Einheimischen immer wieder bereit, das größte Opfer zu bringen, wenn das Vaterland von Fremden tatsächlich oder auch nur scheinbar bedroht wird. Die bis zu den heutigen Tagen in Schwung gekommene Globalisierung verstärkt diesen Instinkt nur. In diesem Zusammenhang sagt Konrad Köstlin:

„Im Gegenzug nämlich läßt [sic!] sich ein immer vehementeres, ein gerade zu rabiaten Festkrallen der Menschen in Region und Heimat beobachten. [...] Jedenfalls stehen viele Menschen den bewunderten, ungeahnten und von den Globalisten als kreativ interpretierten Möglichkeiten eher mißtrauisch [sic!] gegenüber.“¹

Darum trägt eine unkontrollierte massenhafte Immigration den Keim des gesellschaftlichen Widerstandes in sich, wo Unruhe, manchmal sogar kriegerische Auseinandersetzungen vorprogrammiert sind. Dies kann u.a. mit ein Grund dafür sein, dass man versucht, die Migrationsströme zu bremsen oder zumindest im Rahmen zu halten. Dies scheint eine friedensstiftende Notwendigkeit zu sein.

Dietmar Larcher formuliert zutreffend: "Kulturen sind immer Mischkulturen, auch wenn sie oberflächlich wie eingezäunte Besitztümer einer einzigen Gesellschaft aussehen mögen."² Fremdheit existierte somit schon immer und wird womöglich auch in Zukunft nicht „aussterben“. Gerade wegen dieser Aktualität ist es wichtig, einen wissenschaftlichen Diskurs darüber zu führen. Parameter können nur Faktoren sein, mit deren Hilfe die friedliche Zusammenführung verschiedener menschlicher Kulturen zu Stande kam. Dazu gehören meines Erachtens „Spielregeln“, welche zwingenderweise aus einer dialektischen Dynamik des Lebens immer wieder eine Neuanpassung verlangen. Als Protagonist des Migrationsablaufs seit den 70-er Jahren erlebe und beobachte ich aktiv oder passiv alle Aspekte und Segmente einer möglicherweise geglückten oder missglückten Integration. Die oben erwähnten

¹ Köstlin, Konrad: Heimat und Geschwindigkeit oder: die wohlfeile Rede von der Kompensation. S.36. In:Becker, Siegfried (Hg.): Volkskundliche Tableaus: Eine Festschrift für Martin Scharfe zum 65. Geburtstag von Weggefährten. Freunden und Schülern. Münster. 2001. S.29-42.

² Larcher, Dietmar: Die Liebe in den Zeiten der Globalisation. Klagenfurt. Celovec. 2000. S71.

Spielregeln beinhalten Komponenten kultureller, psychosozialer, religiöser und wirtschaftlicher Natur. Wenn ein nicht abzuschätzender Faktor noch hinzukommt, nämlich "zur richtigen Zeit am richtigen Ort" zu sein, dann ist das Gemisch eine gut verwendbare Basis für Immigrations- und Integrationsprobleme.

Die Migration war neben der Geschichte der Fremdheit stets vor allem auch eine Geschichte der Arbeit. Dabei sollte es sich aber um eine lohnende Arbeit mit der Möglichkeit eines sozialen Aufstieges in den Empfängergesellschaften handeln.

Die Migration birgt in diesem Prozess für alle Teilnehmer zahlreiche sichtbare, aber auch unsichtbare, unter der Oberfläche verborgene Probleme. Das wird reichlich in diesbezüglicher wissenschaftlicher Literatur diskutiert und es werden immer wieder auch eventuelle Lösungen dargestellt. Die Aspekte Xenophobie, Religion, Sprache, Bildung, Arbeitslosigkeit, Kriminalität, Illegalität und mangelnder Integrationswille stehen allgemein im Mittelpunkt. Also sind alle wichtigen Bereiche schon längst besetzt. Daher versuche ich mit meiner Arbeit eine Nische zu füllen, worüber bis jetzt wenig zu lesen ist: Eine sozusagen sanfte Integration nämlich, im Zuge derer die Teilnehmer, also Fremde und Einheimische, ihre Alltagsprobleme mit verhältnismäßig wenigen Strapazen gelöst haben, wo permanente interaktive Beziehungen, einen kulturellen Austausch auf den Gebieten Sprache, Ernährung, Wohnung, Kleidung, Sitten, Gewohnheiten und Gesundheit, etc. ermöglichen. (Siehe Interviews 1-12).

„Die plurale Gesellschaft erscheint letztlich als Container verschiedener Kulturen im Sinne abgegrenzter, nebeneinander stehender Einheiten.“³ In dieser Verbindung wage ich zu konstatieren, dass die ImmigrantInnen aus der Vojvodina zwar in diesem Container sind, aber nie Grenzen um sich herum aufgebaut haben, als beste Beweise dienen dafür meine InterviewpartnerInnen. Zum Zeitpunkt des Interviews existierte sogar in sieben von zwölf Fällen eine Ehe mit Einheimischen.

Die ImmigrantInnen aus der Vojvodina haben sicherlich einige wichtige Voraussetzungen mit sich gebracht, mit deren Hilfe ihnen der Start erleichtert wurde: Sie wurden als GastarbeiterInnen in die Empfängerländer eingeladen. Außerdem waren sie junge, gesunde, im Allgemeinen gut ausgebildete Arbeitskräfte. Außerdem besaßen sie keine stigmatisierenden äußeren Merkmale wie dunkle Haare oder Hautfarbe, einen schwarzen Schnauzbart, auffallende Bekleidung oder eine fremde

³ Schmidt-Lauber, Brigitta: Ethnizität und Migration. Einführung in Wissenschaft und Arbeitsfelder. Berlin. 2007. S. 9.

Religion. Sie brachten daher auch keine mit der Bekleidung und Religion zusammenhängenden Verbote mit sich und bildeten nie Ghettos. Ihre Kultur (die Sprache ausgenommen), stimmte weitgehend mit der westlichen überein. Immer waren sie offen für das Erlernen einer neuen Sprache, für einen Dialog, für die Aufnahme der neuesten westlichen Lebensformen im Bezug auf Wohnen, Kleidung oder Haartracht. Meine Interviewpartnerin, Frau B.L. erzählt, wie folgt:

„Ich war ein Einzelkind und hatte zu Hause alles. Ich habe mir regelmäßig die Modezeitschriften gekauft, und die zu mir passenden Modekreationen in kürzester Zeit in die Wirklichkeit umgesetzt, denn meine Näherin hat ihren Beruf auf sehr hohem Niveau ausgeübt. Bald waren die nur im westlichen Ausland (Italien) erwerbbaaren Modestücke, genauso wie die neuesten Modeerscheinungen, mit Hilfe des grenzüberschreitenden Schwarzhandels, auch in meinem Kleiderschrank.“⁴

Diese Menschen haben ihre Migrationsentscheidungen alle autonom getroffen. Insbesondere trifft diese Feststellung auf die Frauen zu, welche, meinen Erfahrungen nach, abweichend von anderen Gebieten Europas und Kleinasiens, in sehr großer Zahl auf eigene Rechnung und alleinstehend nach Westeuropa kamen.

Die oberflächlich betrachteten, von wirtschaftlichen Faktoren motivierten Wanderungen aus der Vojvodina hatten sicherlich auch ideologische und politische Beweggründe. Es handelte sich um das kommunistische Herkunftsland Jugoslawien, in dem die Reisefreiheit im Jahr 1968 eingeführt wurde. Die vorher erwähnten und auf den ersten Blick sichtbaren äußeren Vorteile resultieren hauptsächlich aus der geschichtlichen Vergangenheit. Die Vojvodina war mehrere hundert Jahre ein Teil des ungarischen König- bzw. später des österreichischen Kaiserreiches, in weiterer Folge Bestandteil der K&K-Monarchie. Das königliche Jugoslawien war - als ideologisches Konstrukt der Siegermächte nach dem ersten Weltkrieg - von Anfang an ein Vielvölkerstaat. Neben den staatstragenden Nationen, den Serben, Kroaten und Slowenen, gab es seit Jahrhunderten dort ansässige Völker, Ungarn, aber auch Deutsche und mehrere andere, die ohne eigenen Willen, nur aufgrund der neu entstandenen Grenzen zu einer Minderheit wurden. Diese alteingesessenen Menschen fühlten sich aus verständlichen Gründen im neuen Staat als Fremde und wurden auch als fremd betrachtet. Der Zweite Weltkrieg brachte weitere traumatische Erfahrungen. Ich denke in erster Linie an die zivilen Opfer dieses Krieges und an die Vertreibung der deutschen Bevölkerung. Das Tito-Regime propagierte aus gut durchdachtem

⁴ Interview Nr. 2. Frau B.L.; (Anhang. S.6.).

Interesse am innerem Frieden in den 1950-er und den späteren Jahren eine versöhnliche Politik der Gleichheit und Brüderlichkeit, hinterließ aber gleichzeitig auch das Problem erlittener kollektiver Bestrafungen nach dem Krieg, die bis zum heutigen Tag für die unauslöschbaren Ängste bei den Minderheiten verantwortlich ist. Mir stehen leider keine statistischen Daten zu Verfügung, höchstwahrscheinlich gibt es auch kaum welche. Meines Ermessens nach verließen (emigrierten) die zu Minderheiten degradierten Völkerreste prozentual betrachtet ihre Wohngebiete in viel größerer Zahl als die Angehörigen der staatstragenden Nationen- auch weil die echten Heimatgefühle fehlten (siehe Tabelle 9).

In meiner Arbeit fokussiere ich auf ein begrenztes, spezielles Gebiet: die Vojvodina. Speziell deshalb, weil die Südprovinz der früheren K&K-Monarchie eine andersartige kulturelle Entwicklung erlebte, als die vom osmanischen Reich fast 500 Jahre lang besetzten Gebieten Serbiens. In der Vojvodina lebten seit Jahrhunderten mehrere Ethnien ohne größere Konflikte nebeneinander. Seit langem dominierten dort mehrere Sprachen, wie Ungarisch, Deutsch und Serbisch. „Die Dreisprachigkeit sei hier immer selbstverständlich gewesen. Die Sprachen [...] fliegen hier durcheinander.“⁵

Die am besten geeignete Herangehensweise an dieses Forschungsfeld ist meiner Erfahrung nach die mikroanalytische Methode mit qualitativen biografischen Leitfadeninterviews.

Die Betrachtung meines Themenbereiches aus volkskundlicher Sicht habe ich mir ständig vor Augen gehalten. Ein Blick auf den Fragenkatalog und auf einige Kapitel meiner Arbeit könnte zum Beispiel als Beweis für meine Bestrebungen dienen. Im Zusammenhang mit der Ernährung etwa hat mich nicht nur das verwendete Rohmaterial, sondern auch dessen Zubereitung interessiert. Wurde gekocht, gebacken oder geräuchert? Welche Art der Nahrungsaufnahme war zu welcher Jahreszeit und zu welchen Gelegenheiten üblich? Und welche Gewohnheiten oder äußeren Umstände führten dazu? Gleichzeitig untersuchte ich als einen weiteren Aspekt wie sich die Abwanderung hinsichtlich dieser Fragestellungen auswirkte. Gab es zur Kleidung, zu den Wohnverhältnissen bzw. zu den Arbeitsgewohnheiten in der alten und neuen Heimat einen Kontrast? Die Frauenfrage, familiäre Probleme und der Gesundheitszustand blieben ebenfalls nicht auf der Strecke. Schon vorweg muss ich zugeben, dass die Antworten meine Erwartungen im Hinblick auf die oben genannten Aspekte einige Male nicht erfüllt haben.

⁵ Heilingsetzer, Georg Christoph: Wenn Sprachen fliegen. In: Die Presse. 19.12.2009. S.4.

1.1 Die Fragestellung und Struktur

Im Weiteren versuche ich zu klären, inwieweit die geographische und ethnische Herkunft, sowie die geschichtliche und kulturelle Entwicklung den Integrationswillen und die Integrationsfähigkeit der Individuen beeinflussen, sich in eine neue Gesellschaft einzugliedern. In welcher Form werden menschliche Entscheidungen bei im Laufe der Zeit auftretenden neuen Problemen getroffen? Hier geht es um mehrere Fragen und Erörterungspunkte: Unter anderem, ob die Empfängergesellschaft in bestimmten Fällen einen höheren Grad an Entgegenkommen zeigt. Welche Schlüsse sind am Ende als Lehre daraus zu ziehen? Näher betrachtet zeigt mein Forschungsprojekt folgenden Aufbau: Im ersten Kapitel soll die Fragestellung, Struktur und Methode im Fokus liegen. Im zweiten Kapitel wird die Geschichte der Migration im Allgemeinen im zur Verfügung stehenden Rahmen erörtert. Dann werden geografische Lage des untersuchten Gebietes, die demografische Struktur, sowie die politischen Umstände, die sozio-ökonomischen Verhältnisse, die Bildung und Religion der von dort stammenden GastarbeiterInnen behandelt. Welche Gründe gab es für die Entscheidung zur Abwanderung? Hierzu gehören Faktoren wie Lohnunterschiede, ausländische Arbeitsagenten, Neugier und Abenteuerlust. Wie war die geschlechtliche und altersmäßige Verteilung? Welche waren die bevorzugten Zielländer der GastarbeiterInnen aus der Vojvodina?

Im dritten Kapitel werden die wichtigsten Umstände der Ankunft im Empfängerland geschildert.

„Soviel habe ich aber schon im Vorbeifahren aus dem Fenster des Zuges gesehen, dass die Häuser in meinem zukünftigen Lebenszentrum viel gepflegter waren, die Straßen waren asphaltiert und sauber. Schon deshalb habe ich Deutschland als sehr ansprechend empfunden. Es fiel mir nicht schwer, mein damaliges Zuhause zu verlassen. Als frisch gebackene Ehefrau wäre ich meinem Mann ohnehin bis ans Ende der Welt gefolgt.“⁶

Beispielsweise wird auch auf den Arbeitsplatz, die Wohnsituation, die Sprache und die ersten Kontakte mit der einheimischen Bevölkerung eingegangen. Die Alltage im neuen Wohnort und das Heimweh als psychische Belastung werden ebenfalls ins Blickfeld genommen, erste Zukunftspläne werden konkretisiert. Dazu gehörten eine bessere Wohnung am neuen Wohnort, Sparsamkeit, ein Auto, ein neues Haus in der

⁶ Interview Nr. 2. Frau B.L.; (Anhang. S.6.)

alten Heimat, sowie die Vorstellungen über die Dauer ihres Auslandsaufenthaltes. Im vierten Kapitel wird die stufenweise langsame Umdisponierung der Pläne aufgearbeitet. Wie wurde die bis dahin als sicher gewähnte Rückkehr in die Heimat verschoben oder ganz revidiert? Um jetzt nur einige der Einflussfaktoren zu nennen: Gute Entlohnung, Erfolge am Arbeitsplatz, Kinder im Schulalter, die Implosion Jugoslawiens und der Krieg, sowie erste Etablierungserfolge spielten dabei eine entscheidende Rolle.

Bis zum Ende dieses Kapitels wird deutlich, dass die im Ausland verbrachten 25 bis 30 Jahre ihre Spuren hinterlassen haben; die Bindung zur Heimat reißt langsam ab und die voranschreitende Akkulturation zeigt ihre Wirkung: Die zweite Generation sieht ihre Wurzeln bereits an ihrem Geburtsort in der neuen Heimat. Das Denken an die Zeit des Alterns wird immer konkreter, dann kommt es zu Überzeugungen hinsichtlich der letzten Ruhestätte.

In den Interviews kommen die Protagonisten zu Wort. Sie geben in authentischen Erzählungen in Form qualitativer biographischer Interviews ihre Handlungen preis und erzählen über Abschnitte ihres Lebenslaufs, wie zum Beispiel Herr J. K. (Interview Nr.7 – Anhang Seite 33):

„Wir haben 1954 geheiratet. Sie ist leider 2008, nach 54-jähriger Ehe, an den Folgen eines Herzinfarktes gestorben. Zwei Kinder wurden geboren, unser Sohn 1956 und die Tochter zwei Jahre später. Wie das damals für ein junges Pärchen oft üblich war, haben auch wir am Anfang bei meinen Eltern gewohnt. Wir hatten beide von Beginn an einen Arbeitsplatz. Meine Frau als Beamtin im Rathaus und ich als Buchhalter bei der örtlichen Fischerei. Meine ältere Schwester und mein Schwager haben als Büroangestellte in einer Bank gearbeitet. Mein Schwiegervater war Parteifunktionär und meine Eltern waren gut situierte Landwirte, sie hatten das Maximum an erlaubten Äckern, nämlich 10 Hektar. Also war eine solide Einnahme für die ganze Familie zwar da, aber leider auch die vom Regime verursachten traumatischen Erinnerungen. Mein Großvater konnte noch 60 Hektar als seinen Besitz bezeichnen, diese nahmen ihm aber die Kommunisten dann weg. Die damalige Jugend sah ihre Zukunft nach dem Krieg so und so nicht in der Landwirtschaft. Vor allem deshalb, weil der selbstständige Landwirt oft als zurückziehende, konservative Kraft, als Klassenfeind bezeichnet wurde. Über Jugoslawien fegte damals die sowjetähnliche Welle der Kollektivierung. Die Folge waren unzählige Flüchtlinge. Aber ich komme zurück auf unsere Geschichte. Wenn man die damalige Zeit ein bisschen einordnen möchte, dann fühlten wir uns der mittleren Schicht zugehörig.

Auch unser Freundeskreis setzte sich aus jungen Menschen zusammen, die eine ähnliche Tätigkeit, wie wir, hatten. Außergewöhnliche materielle Sorgen hatten wir nicht. Zuerst haben wir ein halbes Haus gekauft, dann nach einigen Jahren verkauft wir es. Wir haben auf den Betrag noch etwas draufgelegt und haben uns ein größeres, ganzes Haus gekauft, sowie die Möbel und die übrige Einrichtung dazu. Es stimmt zwar, dass ein Kredit auch im Spiel war, aber diesen hat man den Staatsangestellten leicht gegeben. Als wohlhabenderer Teil der Gesellschaft gingen wir ins Kino, Theater und im Sommer machten wir Urlaub am Meer. Den ständigen Slogan des Kommunismus, wonach die private Bereicherung eine untugendhafte Bestrebung war, haben wir als Parteimitglieder ernst genommen. Was wir verdient haben, ging auf den Lebensstil drauf und auf den zu bezahlenden Kredit. Eine Bankeinlage oder gespartes Geld, das gab es im Haus nicht. Wir hatten zwar ein angenehmes Leben, aber es brachte auch eine finanzielle Unsicherheit mit sich. So lebten wir bis zum Ende der 60-er Jahre, als die große Abwanderung stattfand und die Möglichkeit zur ausländischen Arbeitsaufnahme bestand.“⁷

Wie in diesem Fall zeigen meine GesprächspartnerInnen einen meiner Meinung nach repräsentativen Querschnitt: Es sind verschiedene Altersklassen mit unterschiedlichem materiellen Hintergrund. Die Aufteilung nach dem Gender ist absichtlich auf 50:50 Prozent, da ich beide Geschlechter im realen Verhältnis zu Wort kommen lassen wollte. Ich habe die Interviews einer tieferen Analyse unterzogen und sie nach Gesichtspunkten bewertet.

Von Anfang an hatte ich keine übertriebenen Erwartungen im Zusammenhang mit der europäischen Migrationsgeschichte, weil die aufgezeigten Details oft nur auf das gesamte Land zutreffen und beispielsweise Provinzen nicht separat thematisiert werden. Wenn es um Ethnien und deren abweichende Kulturgeschichte geht, finden sich immer wieder weiße Flecken auf dem Forschungsgebiet, wo ein Weiterkommen naturgemäß schwieriger wird. Vielleicht, weil die Gastarbeiter aus der Vojvodina in Österreich, Deutschland und anderswo in Westeuropa so wenig auffällig waren?! „Dagegen rückt kaum ins Bewusstsein, wenn die Migranten ähnlich leben, wie die Einheimischen, wo sie in Alltag, Arbeitswelt, Freizeit durch ihre Gewohnheiten nicht auffallen, sich im Normalgebiet nicht als sperrig und störend erweisen.“⁸ Das von Gernsheim-Beck angeführte Zitat könnte eine Bestätigung für mein Unterfangen sein,

⁷ Interview Nr. 7. Herr J.K.; (Anhang, S. 33-34)

⁸ Gernsheim-Beck, Elisabeth: Wir und die Anderen. Frankfurt am Main. 2004. S.49.

in meiner Arbeit zu zeigen, wie GastarbeiterInnen, ImmigrantInnen, als "unsichtbare" Protagonisten ihren Alltag meistern. Trotzdem dürfen sie mit ihrer Arbeitsleistung und ihren Handlungen einen bestimmten Anteil an der Geschichte und an gesellschaftlichen Änderungen als ihr Eigen nennen.

1.2 Der Forschungsstand

In der Planungsphase meines Vorhabens war mir noch nicht klar, dass ich einen weißen Fleck auf dem Gebiet der Wissenschaft betreten würde. Als ich meine Recherchen aufnahm, wurde mir deutlich, dass die jugoslawische Arbeitskräftewanderung und deren späterer Verlauf viel weniger wissenschaftlich aufgearbeitet wurde als beispielsweise die türkische, italienische oder spanische, nur um die wichtigsten zu nennen.

Die Vojvodina als spezielles Vielvölkergebiet, auf die ich ja meinen Fokus legte, ist in Büchern und Statistiken nur ganz selten erwähnt worden und wenn überhaupt, dann keinesfalls als direktes, unabhängiges Forschungsgebiet. Meine Arbeit war dadurch spürbar schwieriger, dass in der sonst so umfangreichen deutschsprachigen Literatur (mit einigen Ausnahmen, wie Elisabeth Lichtenberger oder Othmar Nikola Haberl) in Sachen Gastarbeit, Migration und deren Folgen auf die Minderheiten der Vojvodina bezogen, kein einziger Satz zu finden war, und das, obwohl ihre Zahl nur in Deutschland, Österreich und der Schweiz schätzungsweise über 100 000 liegt.

Das Problem liegt meines Erachtens nach darin, dass bei den schwer lösbaren gesellschaftlichen Spannungen im Falle der Integration viele Autoren ihre eigenen Modelle anbieten. Dies, obwohl die Fokussierung des Gegenpols, nämlich auf integrationswillige Verhaltensweisen im Zuge von Immigration und Integration, wo eine beispielhafte Entwicklung zu Stande kam, genau so zweckdienlich wäre.

In der Vojvodina selbst ist die Lage für das Auffinden von Quellen ebenfalls nicht gerade rosig, Jugoslawien existiert längst nicht mehr. Der Zagreber Professor Ivo Baucic betrieb die Forschung über jugoslawische Gastarbeiter im Westen. Zagreb liegt aber als einstiges Forschungszentrum außerhalb der jetzigen Grenzen Serbiens, daher war die Vojvodina – aus Zagreber Sicht – schon zu Tito's Zeiten auch nur eine ferne Provinz. Nach meinen bisherigen Recherchen hat die Vojvodina als Ort des Geschehens nie die gesamte Anzahl der Abgewanderten registriert, schon gar nicht, wenn es nur um Minderheitenbeteiligung ging. Ich habe daher mehrere Inserate in den dortigen Zeitungen aufgegeben, worin ich in diesbezüglichen Fragen um Mithilfe, Dokumente, oder Literatur bat. Das Ergebnis war niederschmetternd, denn keine einzige Reaktion erreichte mich. Letztlich blieb mir die westliche Literatur, in der Themen, wie Gastarbeiter, Migration und Integration von vielen Standpunkten her erörtert werden. Ein direkter Bezug auf die aus der Vojvodina stammenden nationalen

Minderheiten in den österreichischen und deutschen Migrationsprozessen ist aber kaum vorhanden.

Unter solchen Umständen blieben die aus wissenschaftlicher Sicht relevante Nachvollziehbarkeit und die vielfältige Dokumentation teilweise leider auf der Strecke. In dieser Situation kann vielleicht ein bestimmtes Gegengewicht die Tatsache darstellen, dass ich selbst seit 40 Jahren ein Immigrantenleben mit vielen Erfahrungen führe und in einem ständigen und regen Kontakt zu einigen meiner Schicksalsgenossen stehe.

II. Die Geschichte der Migrationen im Überblick

Wie bekannt, ist die Migration so alt, wie die Menschheit selbst. Der Mensch hat immer wieder entweder freiwillig seinen Lebensraum behalten oder diesen aus unfreiwilligen Gründen verlassen, um neue und bessere Lebensbedingungen zu suchen.

Zu zwingenden Wanderungen kam es meistens wegen Naturkatastrophen wie Überschwemmungen, Erdbeben, Feuer, Dürre oder verheerende Stürme. In diese Kategorie gehören aber auch die von menschlicher Hand ausgelösten Situationen wie Vertreibung oder kriegerische Auseinandersetzungen, Sklaverei und Deportation.

In den Urzeiten wurde die Wanderung meist von der unerträglichen Lebenslage, der Neugier und Abenteuerlust, vielleicht aber auch durch Habgier generiert, im Gegensatz dazu sind heute die Gründe viel mehr in einer Historie der Arbeit zu suchen, den Push- und Pull- Faktoren, sowie der Hoffnung nach dem individuellen Glück. Es gab unterschiedliche Entwicklungen.

Vor allem der städtische Raum bot für viele Zuwanderer beiderlei Geschlechts Arbeit. Für Männer waren es einfache und ungelernte Tätigkeiten, für die Frauen im Allgemeinen ein Dienstmädchenposten. Ab der Mitte des 18.Jahrhunderts waren die neue Welt, Nord- und Südamerika, die größten Migrationsmagnete. Für die EuropäerInnen basierten Reisen auf freiwilligen Entscheidungen, auf die AfrikanerInnen traf das allerdings nicht zu.⁹

"Menschen wandern, weil sie arm sind, weil sie keinen Job, kein Einkommen und keine Perspektiven haben."¹⁰ Die obige Feststellung ist im Grunde genommen richtig, aber als Parnreiter das Thema näher unter die Lupe nimmt, so kommt er zu einer Konstatierung mit vielen Facetten, welche auf gar keinen Fall aus den Augen verloren werden dürfen.¹¹ Das Forschungsgebiet ist komplex, denn die Wanderung betrifft nicht nur die Migration selbst, sondern auch die Gesellschaften, zwischen denen die Menschen sich bewegen. Implizit betrachtet, bietet die Migration für zahlreiche wissenschaftliche Disziplinen ein ausgedehntes Forschungsfeld: Für die Wirtschaftswissenschaften stehen die ökonomischen Ursachen und deren Begleiterscheinungen im Vordergrund. Die Rechtswissenschaften fragen nach den

⁹ Vgl. Bade, Klaus J.; Emmer, Pieter C.; u.a.: Enzyklopädie. Migration in Europa. München 2008.(2.Auflage). S.29-33.

¹⁰ Parnreiter, Christoph: Theorien und Forschungsansätze zur Migration. In: Husa, Karl; Parnreiter, Christoph; u.a.: Internationale Migration. Frankfurt/Main. 2000. (1. Auflage). S.25.

¹¹ Vgl. Ebd. S.25-30.

rechtlichen Regelungen im Migrationsprozess. Die Geschichtswissenschaft begleitet die Wanderungen im zeitlichen Rahmen. Die Demografie analysiert und prognostiziert die Bevölkerungsentwicklung. Die Psychologie thematisiert die Fragen betreffend der Persönlichkeit, wie beispielsweise die Identitätsentwicklung. Die Geografie zeigt Interesse für räumliche Mobilität und Siedlungsstrukturen, die Soziologie versucht die individuellen und gesellschaftlichen Folgen der Migration und deren generelle Aussagen festzustellen. Die Erziehungswissenschaft untersucht die schulische Situation der zweiten und der weiteren Generationen. Eine der wichtigen Forschungssegmente der Volkskunde hinsichtlich der Migration ist die Erforschung der Wahrnehmung der neuen sozialen bzw. kulturellen Umgebung durch ImmigrantInnen. Welche Verhaltensstile dadurch entwickelt werden, welche Traditionen, welche Traumata entstehen, oder welche Art von Identitätsveränderungen auftreten, klärt wiederum die Psychologie. Die obige Aufzählung ist anschaulich genug, um die Wichtigkeit der Thematik zu erkennen und deren Bedeutung im Alltagsleben mit der entsprechenden Aufmerksamkeit zu verfolgen. Außer die am Anfang erwähnten freiwilligen und erzwungenen Wanderungen betreffend, machen Wissenschaftler unterschiedliche Klassifikationen. Sie differenzieren auch zwischen räumlich kurzen und weiten Bewegungen, wie Land- und Stadtwohnsitzwechseln oder die Migration zwischen den einzelnen Kontinenten, deshalb kennt die Literatur im Weiteren die zeitlich begrenzte (temporäre) sowie die dauerhafte (permanente) Migration. Wenn man den Umfang betrachtet, dann ist auch ein Unterschied zwischen den Einzel- und Individuellen- und den Gruppen- bzw. Kollektivwanderungen zu erkennen.

Das heute so umfangreiche und viel diskutierte Forschungsgebiet Migration, verzeichnete seine Anfänge in den 80-er Jahren des 19. Jahrhunderts in Großbritannien. Der englische Demograf und Kartograf Ernst George Ravenstein gilt als Begründer der Migrationsforschung.¹² Unter dem Begriff Migration verstand man in Europa bis zu den 50-er Jahren des 20. Jahrhunderts im Allgemeinen die Auswanderung nach Amerika und Australien. Das schnelle Bevölkerungswachstum und der Mangel an Arbeit und die schwierige Lebenslage, besonders nach den beiden Weltkriegen und den großräumigen Grenzverschiebungen, produzierten massenweise Migrationswillige. Im Großen und Ganzen war Europa ein einziges

¹² Vgl. Treibel, Anette: Migration in modernen Gesellschaften. Weinheim/München. 2008. (4. Auflage). S. 25.

Auswanderungsgebiet, Europa als Empfängerkontinent trat erst Anfang der 60-er Jahre des 20. Jahrhunderts in Erscheinung. Immer mehr Arbeitskräfte wurden benötigt, nachdem die deutsche Wirtschaft wieder auf eigenen Beinen stand. Gleichzeitig kam es in anderen Staaten des so genannten freien Westens, wie Österreich, der Schweiz, den Benelux-Staaten, Frankreich oder den skandinavischen Ländern zu einem beachtlichen Wirtschaftsaufschwung und damit zu einem Arbeitskräftemangel. Unter dem Druck der Wirtschaft schuf die Politik Möglichkeiten für die Einreise von Tausenden GastarbeiterInnen. Anfangs kamen sie aus Italien, Spanien, Portugal und Griechenland, später auch in großer Zahl aus der Türkei und Jugoslawien.

Bis zur Ölkrise 1973/74 hielten sich die oben genannten Staaten ihre Grenzen offen, jeder Gastarbeiter war willkommen. Die amtlichen Regelungen, wie Einreise, Visum, Gesundheitskontrolle, Arbeits- und Aufenthaltserlaubnis wurden schnell und unbürokratisch erledigt. Somit konnten die Neuankömmlinge ihre neue Arbeit binnen weniger Tage aufnehmen. Nach der Ölkrise wuchs die überhitzte Wirtschaft in den Empfängerstaaten nur noch mäßig und für die unbeschränkte Arbeitswanderung wurden immer mehr Hindernisse konstruiert, Immigration war vorwiegend nur noch für die Familienmitglieder oder Akademiker erlaubt. Diese Änderungen hinterließen auch bei den beschäftigten ArbeiterInnen ihre Spuren und viele änderten die vorläufigen Pläne für eine baldige Rückkehr in die Heimat und blieben lieber am damals noch ziemlich sicheren Arbeitsplatz mit lukrativen Löhnen. Im Grunde genommen sank die Zahl der Fremdarbeiter trotzdem, allerdings nicht in den gewünschten Maßen.

Mit der Zeit rückte eine neue Erscheinung in den Mittelpunkt des Interesses: Die nordwestlichen Länder (wie England, Deutschland, Schweden etc.) sowie die Mittelmeerstaaten Europas wurden seit Anfang der 1980-er Jahre mit einer ganzen Reihe illegaler Einwanderungen konfrontiert.

„Das Aufsteigen der internationalen Migration erfolgt(e) parallel zu jenen Prozessen der Globalisierung, die in den letzten drei Jahrzehnten die Welt in ökonomischer, politischer, sozialer und kultureller Hinsicht verändert haben. Dieses Zusammentreffen ist kein zufälliges. Zahlreiche AutorInnen argumentieren, daß [sic!] mit der Globalisierung neue Bedingungen für die räumliche Mobilität der Menschen geschaffen wurden.“¹³

¹³ Hödl, Gerald; Husa, Karl: Internationale Migration. Globale Herausforderung des 21. Jahrhunderts. In: Husa, Karl; Pamreiter, Christoph; u.a.: Internationale Migration. Frankfurt/Main. 2000¹. S. 13.

Im Zuge dessen, sagt Husa, werden Ursachen, Umfang, Muster, räumliche Dimensionen und Organisationsformen von internationalen Migrationen ebenso verändert wie die Migrationspolitik vieler Staaten. Globalisierung war von den westlichen Gesellschaften im Allgemeinen begrüßt worden, aber hinsichtlich der internationalen Migration sind ihre Meinungen widersprüchlich. Seit den 90-er Jahren des 20. Jahrhunderts herrscht nirgendwo in der westlichen Welt großer Arbeitskräftemangel. Im Besonderen trifft das auch auf die osteuropäischen Staaten zu, da diese selbst mit einer hohen Arbeitslosigkeit kämpfen. Österreich, die Schweiz und Deutschland machten - den Migrationstendenzen entgegen - oft klar, dass sie keine Einwanderungsländer sind. Natürlich ließen und lassen sich die Migrationsströme von Süden und Osten nicht so einfach stoppen.

Mit der zunehmenden Globalisierung brachte die internationale Arbeitsteilung neue Migrationsmuster hervor, die Menschen in den unterschiedlichsten Teilen der Welt fanden in ihren Städten und Dörfern angesichts der offenen Märkte durch die globale Konkurrenz kein Einkommen mehr. Unter anderem passiert Migration nun auch, weil die Entwicklungszentren und Peripherien immer besser miteinander verbunden worden sind. Die sozialen Netze zu bereits migrierten Verwandten und Bekannten erleichtern ebenfalls den Schritt, ins Ausland zu gehen. Neben informellen sozialen Netzwerken, die auf persönlichen Beziehungen beruhen, ist seit einiger Zeit auch eine sogenannte internationale "Migrationsindustrie" am Werk. Einerseits Anwerber, andererseits Anwaltskanzleien und Reisebüros, im Hintergrund auch zunehmend öfter die organisierte Kriminalität (Schlepper).

Diese "informellen Netzwerke" etablierten sich ungefähr in den 80-er Jahren des 20. Jahrhunderts und erwiesen sich als sehr starke und als kaum mehr kontrollierbare Kraft. Die polizeilichen Organe und die Justiz in den Zielländern haben alle Hände voll zu tun, um die auf diese Weise generierten Migrationsströme in annehmbaren Bahnen zu halten.

Demnach hängen Globalisierung und Migration stark zusammen und Wanderungen nehmen zunehmend einen globalen Charakter an. Immer mehr Herkunfts- und Zielgebiete der Erde werden in diesen Prozess involviert: „Migration ist selbst zu einer Triebfeder globaler Integration geworden.“¹⁴ In der jetzigen

¹⁴ K. Husa; Ch. Parnreiter: Ebd. S. 16.

Konstellation werden die traditionellen Raumvorstellungen, Staatsbürgerschaftskonzepte und Identitäten von den ankommenden, sehr starken Migrationsströmen in Frage gestellt. Die verunsicherte, alteingesessene Bevölkerung versucht gegen diese Ströme neue Dämme zu errichten, und zwar mit einer wesentlich neu formulierten Regionalität, als vorläufig letzte Bastion der Abwehr in Sachen eigener Kultur.

„Raum hat also eine neue Bedeutung bekommen: Auf der einen Seite, weil wir ihn in dem Moment, in dem er bedroht ist, als mit Kultur aufgefüllten Raum neu und anders wahrnehmen. Auf der anderen Seite, weil Räume heute auch tatsächlich anders aussehen. Die Infrastruktur der Räume, in denen wir leben, ist durch Brücken, Straßen, Tunnels bestimmt. Leistungsfähigkeit der Region meint, neben Produktivität, heute Vergrößerung der Fortbewegungsgeschwindigkeit von Menschen und Waren. Wird aber die Fortbewegungsgeschwindigkeit gesteigert, dann wird der Raum zwischen zwei Orten immer weniger spürbar.“¹⁵

Die nun viel billigeren, schnelleren und bequemerem Transportmittel und Transportwege (Auto und Autobahnen, Bahn - und Zugstrecken, Flugzeuge) führen zu einer nie dagewesenen quantitativen Zunahme internationaler Wanderungen. Es entsteht eine Pendelbewegung zwischen dem Herkunfts- und dem Zielort, wobei die Verbindungen in beide Richtungen aufrechterhalten werden. Traditionelle Grenzen und Zugehörigkeiten verlieren ihre Festigkeit, transnationale soziale Räume und Identitäten werden immer stärker konturiert. Dabei wird etwas Neues generiert. In erster Linie denkt man natürlich an die vielen Arbeitspendler aus dem Osten und dem Süden, Tatsache aber ist, dass auch immer mehr Bürger aus Deutschland und Österreich (jährlich etwa 140.000 - 150.000) ihre bisherigen Heimatorte verlassen und auf kürzere oder längere Zeit in verschiedene Länder der Welt reisen, etwa wegen besserer klimatischer Bedingungen (z.B. PensionistInnen in Spanien) oder niedrigerer Lebenshaltungskosten (z.B. Südasiatischer Raum).

Eine andere Beziehung zwischen Globalisierung und internationaler Migration ist die nicht dokumentierte (illegale) Zuwanderung. Alle Empfängerstaaten der Europäischen Union, aber auch Nordamerika, Australien oder Japan, versuchen ihre Grenzen mit immer restriktiverer Migrationspolitik dicht zu machen. Sogar der so lange verpönte Grenzzaun (Eiserner Vorhang) wurde wieder- mit umgekehrtem Vorzeichen - in Gebrauch genommen: Vor 25 Jahren noch wurde der Mensch in den

¹⁵ K. Köstlin 2001. S. 37.

Ostblockstaaten daran gehindert, seine Heimat zu verlassen, Aber jetzt wird damit der Eintritt in die USA oder in die Europäische Union verwehrt. Trotz aller Schutzmaßnahmen, wie besser bewachte Grenzen, Ausweisungen oder höhere Strafen für Schlepper, floriert die illegale Migration. Die auf internationale Ebene ausgeweiteten, profitierenden kriminellen Organisationen finden immer noch ausgeklügelte Möglichkeiten die Schranken zu umgehen und die unerwünschten Neuankömmlinge ins Land zu schleusen.

In wirtschaftlich schwierigeren Zeiten, wie jetzt am Anfang des 21. Jahrhunderts, birgt die Migration in sich eine Menge an explosivem Material: Arbeitsmarktprobleme und innergesellschaftliche Verteilungskämpfe bieten so manchen PolitikerInnen und einem Teil der Bevölkerung eine gut erkennbare Angriffsfläche, um die Schuld bei den ImmigrantInnen zu suchen. Immer öfter ist die Rede von bedrohter, ökonomischer, sozialer und politischer Stabilität, von Entfremdung und gefährdeter kultureller Tradition. Es vergeht kaum ein Tag, an dem die Massenmedien nicht über Ausländerhass oder Xenophobie berichten. Interessanterweise wird bei diesen öffentlichen Diskussionen stets so getan, als wäre Migration die Konfrontation mit Kulturen und Menschen aus dem Ausland ein noch nie dagewesenes Phänomen. Die österreichische und deutsche Geschichte berichtet hingegen von einer ständigen Aus- und Einwanderung.

Hierzu fand ich einen Artikel im Nachrichtenmagazin „Profil“ vom 18. Jänner 2010, das Thema dieser Ausgabe war die Ausländerpolitik: „Das wichtigste Thema des kommenden Jahrzehnts und wohl darüber hinaus heißt ‚Ausländer‘. Was Österreich bisher gesehen hat [...] war nur ein Vorgriff auf alles, was noch kommt oder was bereits in kleinen Dosierungen explodiert.“¹⁶ Das Blatt rät, in weiterer Betrachtung der politischen Führung in Bezug auf das brisante Problem, immer bei der Wahrheit zu bleiben. Dazu gehören Behauptungen im Zusammenhang mit der Ausländerkriminalität, dass die im Land lebenden MigrantInnen damit so gut wie nichts zu tun haben. Ein weiterer vielfach verwendeter Vorwurf, demnach Ausländer Sozialschmarotzer seien, stimme auch nicht, denn die Ausländer würden in Wirklichkeit viel mehr Abgaben leisten, als sie an Transferleistungen zurück erhalten- so das „Profil“.

Außerhalb der Panikmacherei muss zugegeben werden, dass die langandauernde

¹⁶ Vgl. Rainer, Christian: Ausländer ist nicht Ausländer. In: Profil. Unabhängiges Nachrichtenmagazin Österreichs. Nr. 3/41. Jahrgang/ 18.01.2010. S. 13.

Wirtschaftsflaute, die unsicheren Zukunftsansichten, die immer knapper kalkulierten Löhne und Pensionen in der Bevölkerung Angst verbreiten. Die neueste Finanzkrise und die Bankenskandale mit zehntausenden, Schaden erlitten habenden Kleinsparern, suggerieren ein permanentes Krisenbewusstsein. Die Orientierungslosigkeit erobert immer neue Gesellschaftsschichten, das Klima kippt und es werden Schuldige gesucht. Populisten versuchten, die Richtungen zu bestimmen: Unter anderem wurden ImmigrantInnen zu Feindbildern gemacht und nahmen somit die Position der Sündenböcke ein. Die Lage und der Ton werden immer schärfer, von verbalen Auseinandersetzungen kommt es zu Handgreiflichkeiten. Ob sich das ziemlich düstere Zukunftsbild wirklich vermeiden lässt, bleibt schließlich abzuwarten.¹⁷

Ich teile vollkommen das Paradigma, wonach Wissenschaft immer neutral bleiben muss, werde jedoch meine eigenen Erfahrungen und Erlebnisse als Gastarbeiter und Immigrant natürlich in meine Arbeit mit einfließen lassen. Der als kurze Zusammenfassung gedachte historische Überblick wäre ohne die neusten politischen und gesellschaftlichen Diskurse allerdings meines Erachtens nicht vollständig.

Als Zusammenfassung eignet sich meines Erachtens die Feststellung, dass Migration und damit auch die Fremdheit ständige Begleiter unseres Daseins sind. Im Laufe der Zeit wurden sie oft für die Verwirklichung versteckter oder offener, mehr oder weniger inhumaner Ideen missbraucht. Auch wäre es meiner Meinung nach an der Zeit, dass die Gesellschaften des 21. Jahrhunderts nicht mehr das frühere eindeutig bewiesene Fehlverhalten wiederholen, sondern die immer wieder aufkeimenden Schwierigkeiten in richtige Bahnen lenken und für die beidseitige Interessenswahrung annehmbare Problemlösungen ausarbeiten. Allerdings muss hierbei anerkannt werden, dass die Fremdheit als Thematik in der sich mit ihr befassenden Wissenschaft sehr verwurzelt ist. Heute sind nur noch tiefere Feinanalysen in der Lage, neue, vorwärts zeigende Ergebnisse zu präsentieren.

Im Sammelband „Fremdheit und Migration“, herausgegeben von Max Matter und Anna Caroline Cöster, zeigt Konrad Köstlin in seinem Beitrag mit Fingerspitzengefühl die Bruchlinien in der Gesellschaft auf, wodurch Fremdheit entsteht.

„Die Zuweisung von Fremdheit mag mit der eigenen, untergründigen Unzufriedenheit über die eigene Kultur zu tun haben. Fremd wird aber auch gedacht, wer nicht mithalten kann; fremd gemacht, wird er ausge-

¹⁷ Vgl. Rainer, Christian: ebd.

grenzt. Solche Praxen nehmen in Gesellschaften, die sich spürbar zerteilen, zu. Ausgrenzung, Parallelgesellschaft, Desintegration, jüngst auch wieder „Unterschicht“ sind Stichworte solcher Fremdmachpraxis.“¹⁸

Die ImmigrantInnen aus der Vojvodina, haben die täglichen Ereignisse sicher nicht mit den Augen einer WissenschaftlerIn betrachtet oder verfolgt, aber instinktiv hat jeder/ jede seine/ ihre Positionen in der westlichen Gesellschaft (je nach den eigenen Möglichkeiten) so gefunden, dass er / sie nie richtig als „Unterschicht“ erkennbar war und eben deswegen wurden sie auch nie als auffallende Fremdkörper identifiziert. Somit war „ein Zusammenprallen mit anderen Kulturen“¹⁹ nie eine Gefahr.

Als Ergänzung zum bisher Geschilderten könnte ein Auszug aus dem Interview mit Frau K. P. dienen:

„Ich kam 1974 nach Österreich, da war ich erst 18 Jahre alt und meine zwei älteren Brüder waren schon als Gastarbeiter hier gewesen. Meine gesamte schulische Bildung beinhaltete die ersten acht Schulstufen und ich habe einen Nähmaschinenkurs für Frauen absolviert, weil mir versprochen wurde, dass ich in der naheliegenden Stadt eine Arbeitsstelle bekommen könnte. Wir lebten in einem Dorf, dort gab es außer der Landwirtschaft keine Arbeit. Meine Eltern hatten einige Hektar Ackerboden und mein Vater hat in der dortigen landwirtschaftlichen Genossenschaft gearbeitet, daraus setzten sich die Einkünfte für unsere Familie zusammen. An den damaligen Zuständen gemessen, haben wir zwar schlicht, aber in finanzieller Sicherheit gelebt. Wir hatten alles, Kleidung, Schuhe, aber nicht so, dass man damit aufgefallen wäre. Als junges Mädchen hätte es mir aber schon gefallen, wenn ich mit meinem Outfit ein bisschen mehr Aufmerksamkeit hätte erregen können. Wir haben in unserem eigenen Haus gewohnt, auf einer Fläche von 90-100m². Einst, als meine Geschwister (meine beiden älteren Brüder) noch zu Hause wohnten, war es ein wenig eng, aber wir drei, meine Eltern und ich, hatten genügend Platz. Da gab es zwar keinen großen Komfort, es war kein Badezimmer vorhanden und die Räume hatten einen Erdboden, aber im Winter ließ sich das Haus gut beheizen. Es gab einen Ofen und in der Küche einen Sparherd und ich hatte ein eigenes Zimmer.

Bezüglich der Lebensmittel kann ich mich auch nicht beklagen, denn es war alles da. Wir haben Hausbrot gegessen, das meine Mutter buk, und alles andere, was dort

¹⁸ Köstlin, Konrad: Was heißt fremd? Fremdheitsdiskurse als Inszenierungen des Eigenen. S. 25. In: Cöster, Anna Caroline. Matter, Max. (Hg.): Fremdheit und Migration. Kulturwissenschaftliche Perspektiven für Europa. Marburg. 2011. (S. 23-36)

¹⁹ Köstlin, Konrad: ebd. S.31.

damals so Gewohnheit war. Frisches Fleisch gab es nur einmal die Woche, am Sonntag. Einen Kühlschrank hatten wir nicht, das Fleisch war im Sommer ohnehin nicht haltbar. Im Winter haben wir meistens vor Weihnachten ein Schwein geschlachtet, dessen Fleisch wir dann durch Räucherung bis in den Sommer haltbar gemacht haben. Wir hatten auch eine Kuh und daher mangelte es uns auch an Milchprodukten nicht.

- Warum sind Sie dann trotzdem ins Ausland gegangen? - fragte ich mit etwas Verwunderung.

- Meine Brüder waren damals schon mehr als ein Jahr in Österreich. Sie kamen oft nach Hause. Immer modisch und schick angezogen und mit einem Auto. Mit so etwas konnte man wirklich gut auffallen. Und natürlich zog mich als junge Frau die große weite Welt an. Einmal, als sie nach Hause kamen, fragte ich, ob es draußen auch für mich eine Arbeit geben würde. Mein Bruder sagte, das wäre kein Problem. Ich teilte meiner Mutter meine Absicht zu gehen, mit. Sie war nicht sehr begeistert, aber ich habe mich als junges Mädchen an diesem Vorhaben festgeklammert.

An unangenehme Dinge, die mit dem Ausland verbunden sind, wie Alleinsein, fehlende Sprachkenntnisse, andere Sitten, oder Heimweh, habe ich gar nicht gedacht. Ich wollte die Welt sehen, arbeiten, gut leben, und ein Auto kaufen. Ich hatte schon damals, vor meiner Ehe, einen Führerschein. Nach Wien kommend wurde ich gleich vor die Tatsache gestellt, dass hier der Wohnungsmangel sehr groß war. Auch meine Brüder haben mit ihren Frauen in einer Ein- Zimmer- Wohnung gelebt. Geld hatten sie auch nicht viel, das Auftreten mit dem Auto zeigte nur die Oberfläche. Folglich suchten wir für mich gleich eine Arbeitsstelle, denn das war damals noch sehr einfach.“²⁰

²⁰ Interview Nr. 1. Frau K.P.; (Anhang. S. 3-4)

2.1 Wanderung als Symbol der Moderne

Zwischen dem Zentrum und der Peripherie ist die Kluft immer größer. Der Sog des höheren Lebensstandards wird durch die Einwirkung der alltäglichen Medien (TV, Radio, Zeitung) verstärkt. Die modernen Transportmittel (Flugzeug, Bahn und Schiff) sind in der Lage ziemlich bequem und schnell Menschenmassen in die verschiedenen Erdteile zu befördern. Bis heute führt die allgemeine Route von Süden nach Norden und von Ost nach West – Australien als Empfängerland stellt hierbei allerdings eine Ausnahme dar, denn hier verläuft sie von Norden nach Süden.

„Für ihr Ziel, sich eine sichere und bessere Existenz aufzubauen, nehmen Wanderer den Verlust der vertrauten Umgebung und menschlicher Beziehungen in Kauf. - Dies war die Situation der klassischen Immigranten im 19. Jahrhundert oder der Gastarbeiter in den 60-er Jahren.“²¹

Jährlich finden tausende MigrantInnen, oft mit utopischen Lebensvorstellungen, den Weg ins Ungewisse.²² Daher ist das Vorhaben groß und wächst ständig, ein besseres Leben zu finden.

„Im Gegensatz dazu dominiert in Westeuropa die Sorge vor zukünftiger Zuwanderung aus Zentral- und Osteuropa, aus Nordafrika und dem Mittleren Osten. Der Zustrom armer, arbeitsloser und politisch verfolgter Menschen aus diesen und anderen Regionen der Welt, wird als Bedrohung empfunden.“²³

Totalitäre Regime haben ihre BürgerInnen davon abgehalten, ins Ausland zu reisen. Somit löste das Ende der kommunistischen Ideologie am Anfang der 90-er Jahre des letzten Jahrhunderts eine Migrationswelle von unerwarteter Größe aus. Seitdem hat die räumliche und soziale Mobilität nicht nachgelassen: Die durch die Globalisierung auf der Welt eingeleitete stärkere Verflechtung und Pluralität, fördern heute mehr denn je die Beweglichkeit der MigrantInnen. All diese Erscheinungen zeigen, dass die in Armut lebende Menschheit nicht länger mit ethnisch engen Grenzlínen oder naturalistischer, rassischer Aufteilungen existieren will.

„Es gibt heute eine Bewegung in der Richtung auf Minderung der Ungleichheit zwischen Außenseitern und Etablierten, [...] Aber zugleich trägt diese Bewegung das ihre zur Erhöhung sozialer und persönlicher Spannungen und Konflikte bei.“²⁴

Die verstärkten Wanderungen am Ende des 20. und 21. Jahrhunderts lassen erwarten,

²¹ Treibel. 2008⁴.S.226.

²² Vgl. Treibel. 2008⁴.S.226.

²³ K. Husa. Ch. Parnreiter. Internationale Migration. Frankfurt am Main. 2000.S.177.

²⁴ Treibel: 2008⁴. S. 225 (Nach :Elias. 1977 :130)

dass die modernen Gesellschaften der Welt längerfristig mit Problemen im Hinblick auf die Zugewanderten konfrontiert werden. Die beachtliche Zuwanderung erfasst immer neue Staaten, so zum Beispiel Italien, Spanien, oder Griechenland. Vor nicht allzu langer Zeit agierten diese selbst noch als Auswanderungsländer, heute sind sie Zielländer für die von Süden und Südosten kommende Migration.

Der Mythos über die fortlaufende Sesshaftigkeit hat in den westeuropäischen Ländern noch immer tiefe Wurzeln. Die Öffentlichkeit verlangt einen immer härteren Auftritt gegenüber den undokumentierten ImmigrantInnen, nur eine Minderheit glaubt noch immer an humanitäre Lösungen. Die Stationierung von Truppen an der Ostgrenze Österreichs sollte als Antwort auf den Migrationsdruck gelten (obwohl nach Angaben aus dem Jahr 2009 nur neun MigrantInnen auf diese Weise aufgegriffen wurden). Es lässt sich vermuten, dass sich in den kommenden Jahren kaum etwas an der Migration ändern wird, solange man nicht die Ursachen der Wanderung in Griff bekommen wird. Dazu gehören unter anderem die beträchtlichen Unterschiede des Lebensniveaus oder die erheblichen ethnischen und politischen Konfliktpotenziale in den Herkunftsländern. Ebenso muss als entscheidender Faktor die zunehmende Internationalisierung der Arbeitsmärkte und der Dienstleistungssektoren genannt werden. Daher ist die bloße Abschottung kein Ersatz für eine gut durchdachte Migrationspolitik, sonst droht die Gefahr, dass an Stelle der vor nicht allzu langer Zeit gefallenen Mauern wieder neue und umfangreichere - diesmal mit umgekehrten Vorzeichen (früher wollte man, dass die Bevölkerung innerhalb dieser Grenzen bleibt, nun möchte man damit die eintreffenden Migrationsströme aufhalten) - errichtet werden müssen.

2.2 Die Vojvodina als Raum und ihre Grenzen

Die autonome Provinz Vojvodina ist die nördlichste Provinz des heutigen Serbien und war Bestandteil Jugoslawiens seit dem Ende des Ersten Weltkrieges. Geographisch begrenzt wird sie von zwei Flüssen, im Westen von der Donau und im Süden von der Save und ab Belgrad wiederum von der Donau. Die nördliche Begrenzung bietet die Südgrenze Ungarns, von Osten her gilt als Grenze die Westgrenze Rumäniens. Die Vojvodina selbst verfügt über eine Fläche von insgesamt etwa 21 000 km² und wird in drei Teile geteilt: die Batschka, das Banat und Syrmien. Die Provinz und die naheliegenden Territorien haben eine gemeinsame, stürmische Vergangenheit.

„Der Umstand, dass große Teile Südosteuropas in der frühen Neuzeit unter der Herrschaft zweier multiethnischer Imperien- des islamisch geprägten Osmanischen Reiches und der katholisch geprägten Habsburgermonarchie- standen, die beide um die Vorherrschaft auf dem Subkontinent rangen.“²⁵

Das obige Zitat lässt wohl erahnen, unter welchen Zuständen dieses Gebiet mit seiner Bevölkerung als langjähriges Grenzgebiet zwischen den beiden Großmächten leiden musste. Grenzverschiebungen, Vertreibungen und Wiederansiedelungen kamen mehrere Male vor. Die von den ungarischen Stämmen im neunten und zehnten Jahrhundert eroberte pannonische Tiefebene und das von Stefan dem Heiligen gegründete Königreich Ungarn verlor bis zur Mitte des zweiten Jahrtausends viel von seiner einstigen Stärke und die vom türkischen Heer erlittene schwere Niederlage der Magyaren bei Mohács (im Jahre 1526) markiert den Anfang der immer wieder auftretenden Massenwanderungen: Die Flucht der Magyaren vor der türkischen Herrschaft, danach das Einrücken von muslimischen, türkischen Völkern. Das schwere Joch der Osmanen zwang von den Jahren 1690 bis 1730 etwa 200.000 Serben zur Flucht aus dem Kosovo in die Vojvodina. Nach der siegreichen Schlacht des österreichischen und ungarischen Heeres unter der Führung von Prinz Eugen von Savoyen (bei Senta in der Batschka im Jahre 1697), verloren die Türken all ihre früher eroberten Gebiete nördlich der Donau und Save und es flüchtete die muslimische Bevölkerung vor den Christen. Die südlichen Landesteile wurden nach einem Erlass Kaiser Leopolds I. (1699) neuerlich kolonisiert und teilweise mit österreichischen und deutschen, sowie ungarischen Siedlern als ansässige Bevölkerung wiederbelebt. Nach

²⁵ Sundhaussen, Holm: Südosteuropa. In: Klaus J. Bade; Pieter C. Emmer. u.a. (Hg). Enzyklopädie Migration in Europa. Paderborn. München. 2008². S. 289.

dem verlorenen Ersten Weltkrieg (1919) erlitt die Österreich-Ungarische Monarchie im Zuge der Verträge von Saint-Germain und Trianon starke territoriale Verluste. Der neu ausgerufene südslawische Vielvölkerstaat Jugoslawien, sowie Großrumänien erbten die Südprovinzen Ungarns. Es entstand wieder eine Wanderungswelle, im Zuge derer mehrere 10.000 Ungarisch- und Deutschstämmige ihr Wohngebiet verlassen mussten. Der verlorene Zweite Weltkrieg bedeutete schließlich den Exodus von rund 300 000 Deutschstämmigen. Sie mussten ihr Hab und Gut zurücklassen und mit leeren Händen ins Ungewisse flüchten. Die Vojvodina ist seit dem Ersten Weltkrieg wieder ständiger Schauplatz von großen Bevölkerungsverschiebungen, die oft in aller Stille durchgeführt werden. In mehreren Wellen wurden neue Kolonisten mit verschiedenen Begünstigungen aus dem Süden angesiedelt. Sie erhielten landwirtschaftlichen Boden und die leergewordenen deutschen Häuser. Der letzte Schub passierte dann in den 90-er Jahren des 20. Jahrhunderts während der Implosion Jugoslawiens. Die aus Kroatien, Bosnien und aus dem Kosovo vertriebenen Serben wurden großteils in der Vojvodina angesiedelt. Dies alles führte natürlich zu wesentlichen Verschiebungen der nationalen Zusammensetzungen und die Minderheiten wurden zusehends außerhalb des Landes gedrängt. Nach all dem weist die Provinz heute im 21. Jahrhundert eine überwiegende Mehrheit an slawischer Bevölkerung auf. Viele Ethnien sind zwar noch immer anwesend, aber in deutlich verminderter Zahl. Das sind die größten Züge des Migrationsgeschehens in der Vojvodina.

„Da die Migrationen in vielen Fällen mangels Quellen nicht direkt rekonstruiert werden können und auch die indirekte Methode über die Minderheiten- und Diasporaforschung viele Fragen unbeantwortet lässt [sic!], bleibt die südeuropäische Wanderungsgeschichte über weite Strecken hinweg ein Buch mit sieben Siegeln.“²⁶

Nach diesem kurzen Exkurs ist einigermaßen sichtbar, dass sich die Vojvodina in wesentlichen Zügen von den südlich der Donau und Save liegenden Gebieten unterscheidet. Die beiden Flüsse haben jahrhundertlang die Grenze zwischen drei großen Religionen, Katholizismus, Islam und Orthodoxie, markiert. Die islamische Religion prägte für eine wesentlich kürzere Zeit dieses Gebiet, als beispielsweise die südlich von Belgrad liegenden Teile Serbiens, wo die Türken rund 500 Jahre lang herrschten. Die Vojvodina kann mit ihrer Geschichte, je nach Blickwinkel, als

²⁶ H. Sundhassen: Südosteuropa. In: K. J. Bade, P. C. Emmer. u.a. (Hg.): Enzyklopädie Migration in Europa. Paderborn. München. 2008². S.293

Bindeglied zum südöstlichen Balkan oder auch als langjährige Bastion der westlichen Kultur betrachtet werden. Meines Erachtens ist der westliche Einfluss bis heute aus den Denk- und Verhaltensweisen der dort lang ansässigen Menschen, besonders bei den Minderheiten, nicht verschwunden.

2.3 Die soziopolitische und wirtschaftliche Lage

Jugoslawien hat als Vielvölkerstaat mit drei großen rivalisierenden Religionen (griechisch-orthodox, Katholizismus und dem Islam) und tiefen kulturellen und wirtschaftlichen Gegensätzen schon vor dem Zweiten Weltkrieg einige schwere Krisen und Bewährungsproben erlebt.

Nach dem Krieg hat die neue kommunistische Führung mit Marschall Tito an der Spitze die brisante Lage erkannt und mit eigenen kommunistischen Methoden den Versuch unternommen, ständig da gewesene und neu entstandene Probleme zu lösen. Die damaligen Reformkommunisten dachten und wollten mit eigenen Paradigmen die gesellschaftlichen Spannungen lösen und dadurch entstandene Entwicklungsschranken beseitigen. Die Aufgabe war gar nicht leicht, weil der unter den speziellen Bedingungen gegründete Staat nach einer andersartigen Führungsphilosophie verlangte, als im übrigen Europa.

Das unterentwickelte und im Krieg schwer beschädigte Land, mit all seinen Gegensätzen, hatte einen riesigen Nachholbedarf auf wirtschaftlicher, sozialer, politischer und kultureller Ebene. Sicherlich ist nicht alles gelungen, aber ohne die anfängliche Politik der starken Hand wäre die Progressivität noch schlechter ausgefallen. In den nachfolgenden Sätzen versuche ich die damaligen Veränderungen zu bewerten. Zuerst die lobenswerten Maßnahmen: Die Einführung eines minimalen sozialen Netzes, wodurch die überwiegend arme Bevölkerung nicht mehr hungern musste, sowie eines einheitlichen, kostenlosen und für jede/jeden verpflichtenden Grundschulsystems, wobei die SchülerInnen mit besseren Noten in ihrer weiteren Schullaufbahn vom Staat automatisch unterstützt wurden. Damit wurde das finanziell schwache Umfeld der SchülerInnen weitgehend ausgeschaltet. Der katastrophale Gesundheitszustand der Menschen wurde durch die kostenlose Allgemeine Krankenversicherung grundlegend verändert: Das verstaatlichte Gesundheitswesen führt einen täglichen Kampf gegen die damals meist gefürchtete Volkskrankheit Tuberkulose sowie gegen andere ansteckende Krankheiten. Verpflichtende Untersuchungen und Impfaktionen für Kinder und Erwachsene waren an der Tagesordnung. Auch das Recht auf Arbeit war verfassungsmäßig garantiert und eine Kündigung gab es praktisch nicht. Mit der Politik der Einheit und Brüderlichkeit waren alle BürgerInnen vor den Gerichten gleichgestellt und aufkeimende Feindseligkeiten wurden drastisch bekämpft. Für einzelne war das sicher nicht immer

die gewünschte Methode, aber im Großen und Ganzen waren die Grundlagen für eine friedliche Weiterentwicklung gegeben. Einige Maßnahmen waren aus heutiger Sicht aber zwiespältig, weil die damalige Propaganda das kommunistische System als einzig richtige Lösung darstellte. Dies hätte als Grundlage für tiefgreifende Diskussionen dienen können, wenn die Meinungsfreiheit nicht stark eingeschränkt gewesen wäre.

Eine dieser Maßnahmen war die Agrarreform, im Zuge derer die bis dahin bestehenden Großgrundbesitze zerschlagen wurden. Das bedeutete, dass jede Ackerfläche über zehn Hektar in die staatliche Verwaltung übergang. Im zweiten Schritt wurde ein Teil dieser Flächen an das mittellose dörfliche Proletariat umverteilt. Die Grundidee war für die damaligen Umstände vertretbar, aber die brutale und schnelle Durchführung verdient kein gutes Wort.²⁷

Ebenso, wie die darauf folgenden Ereignisse: Die landwirtschaftliche Produktion sank rapide und zwar gerade dann, als die ausgehungerte Bevölkerung das starke Verlangen nach Nahrungsmitteln artikulierte. Das alles musste so geschehen, weil die so entstandenen vielen neuen Kleingrundbesitzer außer ihren zwei Händen weder über die nötigen materiellen noch über finanzielle Mittel verfügten. Oft aber fehlte es auch am nicht vorhandenen notwendigen Sachverständnis zur nachhaltigen Nahrungsproduktion, genau so war es auch in den verstaatlichten Betrieben der Fall. Für die entstandene schwere Lebensmittelknappheit wurde dann systematisch die unterworfenen, bereits schon verarmten, aber tüchtigen Bauernschaft verantwortlich gemacht. Um die katastrophale Lage zu retten, ordnete das Regime die Zwangskollektivierung der Landwirtschaft an. Dies war aber ein neuerlicher Fehlschritt. Es wurde die Zwangsabgabe für Bauern eingeführt. Zwar profitierte davon die Stadtbevölkerung ein wenig, am Land aber, beispielsweise in der Provinz Vojvodina, wo mehrheitlich die Landwirtschaft als Lebensgrundlage diente, kam es zu schweren Übergriffen gegen unschuldige Landwirte: Zwangsversteigerungen, Gefängnisstrafen und Dachbodenplünderungen bis zum letzten Getreidekorn waren an der Tagesordnung. Viele wollten bereits zu diesem Zeitpunkt das Land verlassen, aber die starke Grenzache verhinderte die vermehrte illegale Emigration und die ertappten Personen wurden meist zu Gefängnishaft verurteilt.

Ich habe mich mit den obigen Ereignissen etwas detaillierter auseinandergesetzt,

²⁷ Vgl. Haberl, Othmar Nikola. Die Abwanderung von Arbeitskräften aus Jugoslawien. München. 1978. S.35.

weil die späteren Handlungsvorgänge in Sachen Gastarbeit und Migration einigermaßen in dieser Vergangenheit verwurzelt sind.

Ein besonders schlimmes Kapitel der Nachkriegszeit ist die alles umfassende Verstaatlichung der Industrie-, Mittel- und Kleinbetriebe bis zum Handwerker nach sowjetischem Muster. Privatinitiative und Ideenreichtum waren verpönt und verboten, die Arbeitsmoral sank stark. Die vielen bis dahin fleißigen privaten Fachkräfte wollten oder konnten als mittelloses Arbeitsproletariat in den verstaatlichten Betrieben keine sehenswerten Leistungen für ihren minimalen Monatslohn bringen. Jeder hat gearbeitet, so viel dort unbedingt notwendig war und suchte einen Ausweg in der Schwarzarbeit. Ohne eine vernünftige Mischung von staatlichen und privaten Betrieben, ohne die notwendige Einzelinitiative, dem Erfindergeist, war der einigermaßen reformierte jugoslawische Sozialismus nie in der Lage, den westlichen sozial- und marktwirtschaftsähnlichen Lebensstandard zu erreichen.

Jugoslawien kam vom sowjetischen Weg des Kommunismus schon Anfang der 50-er Jahre ab. Das nicht ausreichende Interesse an Entwicklung wollte man mit einer eigenen Erfindung ankurbeln: Die Arbeiterselbstverwaltung in den staatlichen Betrieben, gekoppelt mit einem dezentralisierten Lenkungssystem. Die neu heranwachsende, ziemlich gut ausgebildete Jugend sollte die Ideen in die Praxis umsetzen, allerdings waren die Erfolge ziemlich mager, denn die guten Fachkräfte in den Werkhallen wussten nur sehr wenig von Unternehmensführung.²⁸ In den 60-er Jahren sah man die ersten Vorzeichen einer wirtschaftlichen Rezession, welche am Ende die Reisefreiheit nach westlichem Standard ermöglichte.

Im vorigen Exkurs fehlen weitgehend die amtlichen Angaben. Der Grund dafür ist, dass es in Jugoslawien dafür keine Dokumente gibt. Eventuell fehlt auch das Interesse an der Veröffentlichung.²⁹

²⁸ Vgl. O. N. Haberl. Die Abwanderung von Arbeitskräften aus Jugoslawien. München. 1978. S.19-32.

²⁹ Vgl. Ebd. S. 19-32.

2.3.1 Das sozioökonomische Umfeld

Von der Vorphase der Abwanderung bekam die Bevölkerung der Vojvodina kaum etwas mit. Die inländischen Zeitungen, sowie das Radio verschwiegen bis zu den 70-er Jahren diese Tatsache vollkommen oder verrieten nur wenig in sehr kurzen Nachrichten. Über bessere Zustände im Ausland zu berichten war sowieso ein Tabuthema. Die Vojvodina war aus historischen Gründen und von ihren geographischen Gegebenheiten ausgehend, die am zweitbesten entwickelte Provinz Jugoslawiens.³⁰ Von Elend oder Hunger, oder Verhältnissen wie in Anatolien, Süditalien, Spanien oder Nordafrika, konnte keine Rede sein. Die sich seit Mitte der 50-er Jahre mehrheitlich wieder in privaten Händen befindliche Landwirtschaft und die verschiedenen produzierenden Betriebe sicherten den damaligen Umständen gemäß ein durchaus erträgliches Lebensniveau. Auch existierte keine spürbare Arbeitslosigkeit. Dazu als Bestätigung einige Zeilen von Othmar Nikola Haberl: „[...] Jugoslawische Umfragen unter den Abwanderern haben ergeben, daß ein Großteil von ihnen zur Abwanderung nicht unmittelbar durch Arbeitslosigkeit motiviert wurde.“³¹ Österreich unterschrieb bereits im Jahre 1965 das Abkommen über die Beschäftigung von jugoslawischen Arbeitskräften, in der Vojvodina wusste das aber kaum jemand, wie Othmar Nikola Haberl konstatiert. „[...] die Bereitschaft, die Abwanderung offiziell zu genehmigen, [zeigt] nach Republiken charakteristische Unterschiede [...].“³² Erst als die ersten ausgesandten Arbeitsagenten um 1967-68 in Städten und Dörfern der Vojvodina erschienen, kamen die Ereignisse ins Rollen. Die Arbeitsagenten der deutschen Wirtschaft waren meist aus diesem Gebiet vertriebene Donauschwaben mit erstklassigen Orts- und Sprachkenntnissen. In ihrem Angebot standen unter anderem ein gesicherter Arbeitsplatz mit für jugoslawische Verhältnisse außerordentlich lukrativen Löhnen sowie eine gesicherte Unterkunft und noch dazu die Bezahlung der Reisekosten. Ich denke, jedes zusätzliche Wort der Bestätigung ist überflüssig, denn diese private Initiative war erfolgreich. Untereinander wurde getuschelt, dass ein Arbeiterwerber vom jeweiligen Arbeitgeber für jede zustande gekommene Vermittlung als Belohnung 100,-- DM kassiert hätte. Der Andrang war groß und die Geschäfte liefen gut. Schließlich kam am 12.10.1968 die offizielle

³⁰ Vgl. O. N. Haberl. Die Abwanderung von Arbeitskräften aus Jugoslawien. München. 1978. S 39.

³¹ Ebd. S.72.

³² Ebd. S.51.

Vereinbarung zwischen der BRD und der jugoslawischen Regierung über die Vermittlung jugoslawischer Arbeitskräfte und deren Beschäftigung in der Bundesrepublik Deutschland zum Tragen.³³ In Folge dessen war das private Engagement nur mehr sporadisch und in Wirklichkeit illegal, trotzdem aber nie endgültig verschwunden. Ab jetzt waren die jugoslawischen Arbeitsämter auch an einer schnellen Arbeitsvermittlung interessiert, „[...] weil für jeden vermittelten Abwanderer eine Pauschale bezahlt wurde, die für die [...] Vermittelten bis Ende 1973 sich auf 300.- DM belief, inzwischen [1978] auf 1000.-DM gestiegen ist.“³⁴ Nach Vertragsabschluß verließen auch die Vojvodina zahlreiche Menschen in Richtung Westen. Ziel waren hauptsächlich die deutschsprachigen Länder, wie die BRD, Österreich und die Schweiz, was unter anderem mit einer günstigen geografischen Entfernung und mit den in Relation zu anderen Ländern gesehen sehr guten Löhnen zu begründen war. Klaus Bade dokumentiert in seiner Enzyklopädie der Migration folgende Zahlen: Im Jahre 1973 waren schätzungsweise 1.075.000 Jugoslawen als Gastarbeiter in Westeuropa beschäftigt, davon 700.000 in Deutschland, 197.000 in Österreich und 28.000 in der Schweiz. In allen anderen Ländern waren es lediglich 140.000 Menschen.³⁵

³³ Vgl. O. N. Haberl. Die Abwanderung von Arbeitskräften aus Jugoslawien. München. 1978. S.104

³⁴ Ebd. S.78.

³⁵ Vgl. K. J. Bade. P. C. Emmer. u.a. (Hg). Enzyklopädie Migration in Europa. Paderborn. München. 2008². S.308.

2.4 Die Beweggründe unter der Oberfläche

Salopp formuliert ist Migration eine ständige Geschichte der Arbeit und der pekuniären Verhältnisse. Im Gegenteil dazu erkannten viele WissenschaftlerInnen, dass zur Lösung dieser Fragen die Beteiligung von mehreren Wissenschaften von Nöten ist. Aus diesem Blickwinkel betrachtet ist die Abwanderung aus der Vojvodina nach dem Zweiten Weltkrieg ein noch kaum erforschtes Gebiet.

In den 60-er Jahren entstand eine euphorische Stimmung und täglich fuhren die mit Menschen vollbeladenen Züge nach Westen. Abwanderung wurde plötzlich zu einem Allheilmittel für viele alltägliche Probleme des kleinen Bürgers, wie finanzielle Besserstellung, Zwist am Arbeitsplatz, Behinderungsgefühl am Karriereaufstieg, Flucht vor dem zu sehr dominanten Familienoberhaupt, das Heilmittel für Liebeskummer, Krach zwischen Geschwistern, eine finanzielle Hilfe für seit langem geplante Hochzeiten, das Zeigen und Beweisen der eigenen Fähigkeiten, eine Gelegenheit für berufliche Weiterbildung, Rettung für die auf „Sand gelaufene“ Ehe, eine neue, verbesserte Chance für die früher erwischten, illegalen Grenzgänger, fürs "Abhauen", Fluchtmöglichkeit für Regimegegner, Gelegenheit, die Sprache zu erlernen etc. All das waren die Gründe für die Abreise, wie z.B. meine Interviewpartnerin, Frau E. K. (Interview Nr. 6 – Anhang Seite 28) erzählt:

„Wir waren schon zwölf Jahre verheiratet, als mein Mann sich – durch einen Freund ermutigt - bei einer Arbeitsvermittlung für ausländische Arbeit gemeldet hat.

Wir hatten zwei Söhne, beide im Schulalter. Wir besaßen auch ein schönes, neues Haus. So wie man sagt, wir hatten mehrere Standbeine, um sicher leben zu können: Mein Mann führte eine gut gehende Schneiderei, wir haben Schweine gemästet, auf dem von den Eltern geerbten Acker haben wir ergiebig Gewürzpaprika angebaut. Ich war ein Mädchen für alles in der Familie. Außerhalb des Haushaltes und der Kinder habe ich dort geholfen, wo die Arbeitskraft gerade am meisten fehlte. Arbeit gab es genug und an den damaligen jugoslawischen Umständen gemessen kam auch ganz schön Geld ins Haus. Aber man hat vom Geld nie genug. Mein Mann wollte sein Unternehmen vergrößern, modernisieren, neue Nähmaschinen und sonstige Einrichtungen wollte er zusätzlich zu den alten "Singer"- Nähmaschinen kaufen, und das alles konnte man in Jugoslawien damals nur schwer bekommen. Er hat die Zeit als gekommen gesehen, um mit dem guten ausländischen Verdienst seinen Traum

*binnen ein paar Jahren verwirklichen zu können.*³⁶

Wenn ich mich recht erinnere, war das wie ein Feuer, eine riesige Kettenreaktion, eine alles mit sich reißende Flut, eine echte Goldgräberstimmung kam auf. Von einem Tag auf den anderen saßen die Außenseiter mit den Etablierten im selben Boot: Studierende, wie Ärzte, Diplomingenieure, Professoren, und Menschen der mittleren Schicht, wie Techniker, Beamte, und Angestellte, sowie Facharbeiter, Handwerker und Hilfsarbeiter. Alle hatten die Hoffnung auf schnelles Geld, ein qualitativ besseres Leben, die Erfüllung ihrer Träume. Wie aber das Leben im Allgemeinen so ist, war die Wirklichkeit selbstverständlich nicht so rosig: Die Auswanderer aus der Vojvodina waren mehrheitlich Minderheiten, welche die Heimat in der Absicht einer baldigen Wiederkehr verließen. Meiner Erfahrung nach machte man sich keine Gedanken über das Zurücklassen der damit verursachten de des Wohnortes, alter Eltern oder Großeltern. Vielleicht hat die relative Nähe des neuen Lebenszentrums und damit die ständige Möglichkeit einer Rückkehr eine Rolle gespielt. Akhtar stellt in dieser Hinsicht Folgendes fest: „Migranten, die ihre Heimat oft und ohne Schwierigkeiten besuchen können, leiden weniger als solche, denen solch „emotionales Auftanken“ versagt bleibt.“³⁷ In weiteren Auslegungen beschreibt er ausführlich die Gründe und Umstände einer Migration³⁸: Sicherlich war das gesamte ausländische Unterfangen im ersten Moment, aber auch später noch als temporär gedacht, vielleicht ist auch deshalb die große Euphorie und Unbekmmtheit erklärbar. Dass die voranschreitende Zeit, die geschichtlichen Ereignisse, die Implosion Jugoslawiens, die Kriege, der drastisch gesunkene Lebensstandard, der damit verbundene Sozialleistungsabbau eine Rückkehr ohne große Einbußen nicht erlauben würde, daran dachte wohl niemand. Im Gegenteil, alle stellten sich auf das große Geld, die Verwirklichung des persönlichen Glücks ein. In der Vojvodina war die Natalität schon in den 60-er Jahren sehr niedrig, die Familie mit ein bis zwei Kindern war die Regel. In unzhlichen Fällen kehrten der einzige Sohn oder die einzige Tochter der Heimat den Rücken. Der Ruf des Geldes verlangte einen tiefen Aderlass, die Folgen sind bis heute noch gut sichtbar: Menschenleere, zum Zerfall verurteilte Siedlungen wohin das Auge reicht. Eine von Natur aus begnadete Landschaft ist ohne die kreative, tatenfrohe Jugend nur halb so viel wert. Die zurückgebliebenen Alten waren zu kraftlos, um irgendetwas zu ändern.

³⁶ Interview Nr. 6. Frau E.K.; (Anhang. S. 28.)

³⁷ Akhtar, Salman: Immigration und Identität. Psychosoziale Aspekte der kulturübergreifenden Therapie. Maryland. USA. 1999. Dt. Erstveröffentlichung: Gießen. 2007.S.29.

³⁸ Vgl. Ebd. S.29.

2.4.1 Bildung, Alter und Nationalität

Nachdem in den Jahren 1967 und 1968 die totale Reisefreiheit eingeführt und mit mehreren Staaten bilaterale Arbeitsabkommen geschlossen worden waren, herrschte in der Vojvodina - wie bereits erwähnt- eine echte Aufbruchsstimmung, eine Euphorie über die neue Freiheit. Den Menschen, besonders den ethnischen Minderheiten wurden die alten oder neuen Wunden wieder ins Gedächtnis gerufen: Viele von ihnen fühlten sich auf irgendeine Weise auf den unterschiedlichsten Ebenen des Alltages benachteiligt, obwohl in Jugoslawien die Gleichheit als Vielvölkerstaat in der Verfassung garantiert und im Großen und Ganzen auch eingehalten wurde. Hinzu kam der Wunsch nach einem besseren Leben, sich mal die Welt außerhalb des „ideellen goldenen Käfigs“ anzusehen. Ich betone nochmals: In der damaligen Zeit war in der Provinz Vojvodina niemand wirklich existenziell bedroht und es war damit auch keine Abwanderung begründbar. Die obige Lage konstatiert Elisabeth Lichtenberger wie folgt: „[...] An der Gastarbeiterwanderung [...] [haben sich] relativ kleine Minoritäten, wie die Rumänen und Ungarn, in sehr hohem Maße beteiligt [...]“. ³⁹

Im Weiteren liefert Lichtenberger mit Hilfe der Statistik eindeutige Beweise, dass die Rumänen mit 9%, die Ungarn mit 4,1% die Serben als staatstragende Nation aber überraschender Weise nur mit 1,1 % an der Wanderung beteiligt waren. ⁴⁰

Zuletzt muss gesagt werden, dass der wichtigste Abwanderungsgrund die - an jugoslawischen Verhältnissen gemessen nahezu märchenhaften Löhne im westlichen Ausland waren. In Deutschland war der Anfangslohn eines Facharbeiters im Bereich der Metallbranche ungefähr vier Mal so hoch wie der Lohn eines Bankangestellten im zehnten Berufsjahr in der Vojvodina.

Der mobilste Teil der Gesellschaft war naturgemäß die Jugend, Frauen und Männer im besten Berufsalter, zwischen dem 20. und 40. Lebensjahr. Sie alle verließen die Provinz, um einen schnelleren ökonomischen Aufstieg zu erreichen. Zu ähnlichen Forschungsergebnissen kommt auch Lichtenberger: Sie weist darauf hin, dass unter den jugoslawischen Gastarbeitern ein besonders hoher Anteil an Berufs- und Fachhochschulabsolventen sei. In Jugoslawien hatte bekanntlich die Bildung hohe Priorität. Alle Bildungsstufen waren bis zum Studium kostenlos und ohne Beschränkungen zugänglich, weil die damalige Führung davon überzeugt war, dass für

³⁹ Lichtenberger, Elisabeth: Gastarbeiter. Leben in zwei Gesellschaften. Wien. Köln. Graz. 1984. S. 86.

⁴⁰ Vgl. Ebd. S. 89.

eine schnellere Entwicklung der Wirtschaft gut ausgebildete Arbeitskräfte gebraucht werden. Das ist meinem Erachten nach auch vollkommen richtig und eine in eine bessere Zukunft führende Strategie. Im Falle der Vojvodina verließen aber auch die bessergestellten, höheren Schichten das Land, ganz im Gegensatz zu anderen Herkunftsländern, wo eher die arme und schlecht ausgebildete Bevölkerungsschicht, von Elend und Arbeitslosigkeit getrieben, massenweise ihre Heimat verließ. Die allgemein über niedrigeres Bildungsniveau verfügende Bauernschaft blieb wegen ihrer Bindungsabhängigkeit zum Boden in sichtlich größerer Zahl zu Hause. Warum dieses Paradoxon möglich gewesen war, wird im nachfolgenden Exkurs beleuchtet.

2.4.2 Die Qualifikation

Die AutorInnen, die sich mit den jugoslawischen Gastarbeitern beschäftigen (Lichtenberger, Haberl und andere), sind sich alle einig, dass die Arbeitslosigkeit bei der Abwanderung nur eine sekundäre Rolle gespielt hat. Die obige Feststellung stimmt im Konkreten für die Provinz Vojvodina noch mehr. In den 1960-er Jahren konnte in der Vojvodina mit etwas Flexibilität jeder arbeiten. Die Provinz war nie überbevölkert, hatte eine minimale Geburtenrate und gehörte gleich hinter Slowenien zu den bestentwickelten Regionen Jugoslawiens. Die große Mobilitätsrate hatte sicherlich mehrere Ursachen, in vielen Fällen war dies sicherlich an erster Stelle das Geld, aber auch die Mentalität spielte eine Rolle. In der Vojvodina war die in der Nachkriegszeit geborene Jugend wie schon erwähnt den sozialistischen Traditionen gemäß gut ausgebildet worden. Schulbildung war nicht nur vollkommen kostenlos, sondern es wurde ein Abbruch der verpflichtenden achtjährigen Grundschulausbildung sogar mit Bestrafung sanktioniert. Diese aufstrebende junge und sehr mobile, überdurchschnittlich gut ausgebildete Gesellschaftsschicht nutzte die Gelegenheit für ein schnelleres wirtschaftliches Vorwärtkommen im Ausland. Einige fühlten sich in der Heimat benachteiligt, wie mein Interviewpartner J.S. bestätigt:

„Ich war verheiratet und es waren schon zwei Kinder da. Meine Frau hat damals in der gleichen Firma als Buchhalterin gearbeitet. Im Haushalt hat noch meine pensionierte Mutter mit uns gelebt, somit war die Betreuung der Kinder kein Problem. Es stimmt schon, dass sie auch uns viel geholfen hat, sie hat gekocht und geputzt. Für die damaligen Bedingungen haben wir gut gelebt. Durch die zwei Monatsgehälter konnten wir uns viel leisten. Wir hatten eine Waschmaschine, einen Kühlschrank und einen E-Herd. Auch die modische Kleidung nach dem neuesten Trend haben wir uns gekauft. Wir sind ins Kino oder Theater gegangen, weil ich früher selbst ein Amateurschauspieler war. Wir hatten einen Freundeskreis, mit dem wir uns an Wochenenden in Restaurants amüsierten. Ich mochte die musikalischen Singabende sehr, denn früher habe ich auch in einer Band gespielt. Wir hatten ein Motorboot, mit dem wir in den Sommermonaten schöne Ausflüge auf der Theiß unternahmen. Mit der Ernährung war auch alles in Ordnung, meine Mutter hat gekocht, was wir uns wünschten. Es gab sogar öfter pro Woche Fleisch.

Das bisher Geschilderte meines Interviewpartners beschreibt nahezu ideale Verhältnisse. - Und trotzdem sind Sie ins Ausland arbeiten gegangen? - frage ich

verwundert - Ja, das hatte mehrere Gründe. Wir wollten das Haus, in dem wir damals wohnten, zur Gänze umbauen und modernisieren. Dafür blieb aber von den dortigen Gehältern nicht viel über. Und das andere, was ich sogar noch jetzt, 40 Jahre später, als Ungerechtigkeit empfinde, war, dass ich einfach innerhalb der Firma versetzt wurde. Den Lastwagen haben sie einem damals noch aktiven Fußballspieler überlassen. Es hat mich gekränkt, dass sie mich nicht einmal gefragt haben und mir dann eine schlechtere Tätigkeit zugeteilt haben. Ich wehrte mich damit, dass ich die Firma verließ und ins Ausland ging, denn alle haben die Arbeitsstellen in der Fremde sehr gelobt.“⁴¹

Anderen fehlte die Geduld, das langjährige hierarchische Vorwärtskommen abzuwarten und deshalb entschieden sie sich kurzerhand für das schnellere und größere Geld. Aus eigener Erfahrung weiß ich, dass die unqualifizierten und ärmsten Arbeiter bei der Auslandsbeschäftigung am wenigsten erfolgreich und erwünscht waren. Ihre Ausbildungsmängel und die damit verbundene Informationsschwäche reduzierten die guten Verdienstmöglichkeiten wesentlich, damit war natürlich auch der Weg zu einem gesellschaftlichen und sozialen Aufstieg erheblich erschwert. Eine andere, qualifikationsschwache Schicht blieb von der Abwanderung ebenfalls weitgehend ausgeschlossen, nämlich jene der Bauern mit ihrer Verbundenheit zum Ackerland. Meiner Schätzung nach bildeten den Kern der GastarbeiterInnen in etwa 70-80% qualifizierte Arbeiter und Handwerker. (Beispielsweise Schlosser, Dreher, Schweißer, Schleifer, Tischler und Zimmerer, Maler und Anstreicher, Schneider und Schuhmacher). Dann kamen die mit der mittleren Schulreife (vergleichbar mit einem Gymnasialabschluss), also Berufsgruppen wie Krankenpfleger, Beamte, und Techniker aus verschiedenen Wirtschaftszweigen. Nicht wenig an Zahl waren diejenigen mit einem Hochschulabschluss: Studierende, wie Ärzte, Zahnärzte, Diplomingenieure und Schulprofessoren verließen ihre Heimat im Streben nach einem besseren Leben. Mit Ausnahme der Höchstgebildeten und einiger weniger Berufe nahmen die Gastarbeiter sowohl eine berufliche als auch soziale Herabstufung in Kauf. Viele der früheren Beamten und Angestellten akzeptierten auch minderwertigere Arbeitsplätze als Lagerarbeiter, Abwäscher, Küchenhilfe, Bedienerin oder Hilfsarbeiter auf der Baustelle und im Straßenbau. Dazu bemerkt Lichtenberger folgendes:

„Mehr als zwei Drittel der Gastarbeiter sind somit im tertiären [...] Sektor beschäftigt [...]. Hierbei entfällt ein beachtlicher Anteil auf

⁴¹ Interview Nr.12. Herr J.S.; (Anhang: S. 55)

Gelegenheitsarbeiten aller Art, die sich schwer einem bestimmten Tätigkeitsfeld zuordnen lassen. [...] Bei der Befragung daher auch nicht konkrete Berufsangaben, wie „Dreher“, „Fräser“ und dgl., machen, sondern bemerkten lapidar: „mache was man mir anschafft“, „mache was man mir gibt“.⁴²

Gerade aus den letzten Worten wird klar, dass die Gastarbeiter weder wählerisch oder arbeitsscheu waren. Mehrere AutorInnen stellen fest, dass die GastarbeiterInnen im Gegensatz zur allgemeinen gesellschaftlichen Beurteilung einen wahren Segen für die Empfängerländer bedeuteten. Anette Treibel charakterisiert die damalige Lage auf folgende Weise:

„Es ist fraglos, daß die deutsche Volkswirtschaft aus der Arbeitskraft der im besten Alter stehenden Ausländer einen hohen Gewinn zieht, wobei das Abwanderungsland die Aufzuchtkosten bis zur Erwerbstätigkeit der Arbeiter übernommen hat.“⁴³

Abschließend kommt meinerseits noch eine kurze Bemerkung: Die Ausländerbeschäftigung hat beiderseitige Vorteile gebracht. Speziell für die GastarbeiterInnen eröffnete sich dadurch im weiteren Verlauf auch die Chance auf eine breitschichtige Weiterbildung, durch das Aneignen von modernsten Arbeitsmethoden boten sich neue Arbeitsmöglichkeiten. Einer meiner InterviewpartnerInnen,

E. K., schilderte in sehr offener Weise seinen/ ihren eigenen Aufstieg wie folgt: *„Ungefähr vier Jahre waren wir schon in Deutschland und haben nach den dortigen Maßstäben gelebt. Wir haben uns auch bemüht, die Sprache immer besser zu erlernen. Und auf die Kinder waren wir stolz, weil sie perfekt Deutsch konnten. Sie waren auch gute Schüler. Wir planten, dass es nur noch ein paar Jahre dauern würde, und wir hätten für alles Geld, um unsere Pläne in der Heimat zu verwirklichen. Eines Tages weckte ein Inserat meine Aufmerksamkeit, es wurden TeilnehmerInnen für einen Computerkurs gesucht und zu Elektronischen DatenverarbeiterInnen ausgebildet. Meine Entscheidung kam spontan, auch ich habe mich beworben, denn ich dachte mir, warum soll ich denn für immer Putzfrau bleiben, wenn ich vielleicht auch zu mehr im Stande bin? Den Kurs habe ich als einzige ausländische Teilnehmerin mit Erfolg bestanden. Die Nachfrage nach solchen Kräften war damals sehr groß und ich habe gleich eine Anstellung in einer*

⁴² E. Lichtenberger. Gastarbeiter. Wien. Köln. Graz. 1984. S.264.

⁴³ Treibel, Annette. Migration in modernen Gesellschaften . Soziale Folgen von Einwanderung, Gastarbeit und Flucht. Weinheim & München. 2008⁴. S. 120. Nach Syrup, Friedrich: Die ausländischen Industriearbeiter (vor dem Kriege). 1918.

angesehenen deutschen Bank bekommen. Das war wirklich ein Wendepunkt in meinem Leben. Die Arbeit, das Betriebsklima und die strahlenden Büroräumlichkeiten haben mir sehr gefallen. Ich habe mich geschätzt und aufgewertet gefühlt.

– Haben Sie nie Diskriminierung, Ausgeschlossen-werden, in irgendeiner Form erlebt? – frage ich instinktiv.

– Ich kann mit bestem Wissen und Gewissen sagen, dass nie eine Verletzung spürbar war. Meine deutschen Vorgesetzten und meine Arbeitskollegen begegneten mir immer mit Wohlwollen. Meine Arbeit habe ich ausdauernd, nach bestem Wissen und Gewissen, fast fehlerlos erledigt. Ich wurde geschätztes Mitglied der Arbeitsgemeinschaft, und das dauerte 23 Jahre ohne Unterbrechung, bis zu meiner Pensionierung. Wenn ich heute darauf zurückblicke, dann scheint mir diese schöne Zeit wie ein Traum zu sein, den mir der Herrgott geschenkt hat.

Zur Anstellung kam noch eine erstklassige Belohnung hinzu. Unsere familiären Pläne haben sich dann schnell geändert. Jeden Tag haben wir die Wirkung des Wohlstandes gespürt, wir hatten Geld für alles was wir uns wünschten. Abgesehen davon haben wir immer gewusst, wie viel wir ausgeben dürfen.⁴⁴

Es wäre außerdem ein Fehler, die Vorteile einer pluralen und freien Staatsordnung außer Betracht zu lassen. Andreas Weigl hat in seinem Werk das Zitat einer unbekanntes jugoslawischen Frau wiedergeben: „Wenn jemand tüchtig ist, kann er hochkommen. Das gefällt mir ja in Österreich so gut, dass das möglich ist, bei uns ist das sehr schwer. [...] Ich habe schon von den Eltern und Großeltern her gewusst, dass Österreich ein gutes Land ist.“⁴⁵

⁴⁴ Interview Nr. 6. Frau E.K.; (Anhang: S.30-31.)

⁴⁵ Weigl, Andreas: Migration und Integration. Innsbruck. Wien. 2009. S.87.

2.5 Haus und Wohnen

Das Haus ist eines der teureren Güter, die der Mensch in seinem Leben erwerben kann. Es sagt etwas aus über den kulturellen Entwicklungsstand des Besitzers, oder eines Gebietes. Es vermittelt Ortsgebundenheit und Heimatgefühle.

Die Vojvodina als Tiefebene mit ihren großen Flüssen Donau und Theiß bietet zahlreiche gut geeignete Plätze für menschliche Siedlungen. Die Bevölkerung lebte und lebt überwiegend in großflächigen dorfähnlichen Siedlungen. Deren Charakteristik sind die gradlinigen, breiten Straßen und für landwirtschaftliche Tätigkeiten gedachten großen Grundstücke. Wegen dem Mangel an verschiedenen Baustoffen (Stein, Holz) wurden die Häuser aus Lehmziegeln und gestampfter Erde gebaut. In der Vojvodina ist Lehm als erstklassiger Baustoff unter der humushältigen Oberfläche überall vorhanden und die mit einer entsprechenden Fachkenntnis gebauten Lehmhäuser sind langlebig, sie können ohne einen einzigen Backsteinziegel hundert und noch mehr Jahre für Wohnzwecke genutzt werden. Eine erstklassige Wärmedämmung ist gesichert und somit senken sich die Heizkosten auf das minimalste und die atmungsfähigen Lehmwände garantieren ein gesundes und angenehmes Wohnklima. Das Zusammenleben von Mensch und Tier unter einem Dach, das in den Gebirgsregionen Jugoslawiens durchaus üblich war, hatte hier strenge Grenzen: Das Hauptgebäude diente ausschließlich den Menschen, die Nutztiere waren in den verschiedenen Nebengebäuden einquartiert.

Räumlich gesehen sicherten die Häuser (allesamt Einfamilienhäuser) in überwiegender Mehrzahl für jede Person genügend Raum, ca. 14-15m² pro Person, oft auch viel mehr. Im Interview 8 mit Herrn M.P. schildert dieser die damaligen Umstände in Haus und Hof auf folgende Weise:

„Ich sage das jetzt nicht aus Angeberei, aber im Ort waren wir eine der reichsten Familien. 10ha Ackerboden hatten wir schon, jedes Werkzeug zur Bewirtschaftung hatten wir. Traktor gab es keinen, weil das damalige System es privaten Höfen nicht genehmigte. Aber wir hatten vier wunderschöne Pferde, der Stolz meines Vaters. Und einen Fiaker besaßen wir auch, mit dem wir zu ländlichen Hochzeiten fahren. Und es gab noch Kühe, Kälber, Schweine, Geflügel. Die Ernährung ließ auch nicht zu wünschen übrig, also alles was damals Aufsehen und Wohlstand versicherte, besaßen wir. Wir hatten ein großes, geräumiges Haus, mit separaten Zimmern für uns Kinder. Nur noch ein Detail zur finanziellen Lage: Im

Ort hatten wir als Erste ein Auto, das war damals in Jugoslawien eine Sensation.“⁴⁶

Wenn es aber um das Fließwasser und sanitäre Einrichtungen geht, waren diese Häuser sehr schlecht ausgestattet, weil oft die dafür notwendige Infrastruktur fehlte: Es existierten keine Wasserleitungen außerhalb der Städte. Als Wasserquelle auf dem einzelnen Hof dienten Zieh- oder in den Boden geschlagene Brunnen mit nur mäßiger Wasserqualität, in den größeren Siedlungen gab es an den Straßenecken tiefgebohrte artesische Brunnen – hier war die Wasserqualität erstklassig.

Die GastarbeiterInnen aus der Vojvodina waren allerdings im westlichen Ausland oft mit schlechteren Wohnverhältnissen konfrontiert als zu Hause. Noch in den 60-er Jahren herrschte in Österreich und Deutschland wegen der Zerstörungen im Zweiten Weltkrieg ein akuter Wohnungsmangel, der sich besonders bei der Wohnungssuche der AusländerInnen negativ niederschlug. Eventuell spielte auch das vielleicht vorhandene Misstrauen den GastarbeiterInnen gegenüber eine erwähnenswerte Rolle. Im Firmenbesitz befindliche Massenquartiere, Einzimmerwohnungen oder Zimmer mit Kabinett dienten in der Regel als Erstquartiere für die GastarbeiterInnen. Über das Verhältnis zur heimischen Bevölkerung schreibt Elisabeth Lichtenberger folgendes: „Es ergab sich, daß, trotz erheblicher objektiver Verbesserung der Wohnverhältnisse, der Wohnungsstandard der Gastarbeiter gegenüber dem der Wiener Bevölkerung weiter zurückgeblieben ist.“⁴⁷ Die bedrückende Wohnsituation war für die Neuankömmlinge natürlich noch mehr spürbar. Ein Trostpflaster war nur die Tatsache, dass die qualitativ schlechten Wohnungen auch die billigsten waren. Das ermöglichte gleichzeitig eine Gewinnmaximierung, welche bei den GastarbeiterInnen sowieso an erster Stelle lag. Die Verheirateten und jungen Haushalte mit Kindern, nützten jede Gelegenheit aus, um eine bessere Wohnung zu bekommen. Dazu Lichtenberger: „Durch überdurchschnittlichen Suchaufwand, wie er sich in der Umzugshäufigkeit spiegelt, haben die Familienhaushalte junger Gastarbeiter bereits den besten Wohnungsstandard in Bezug auf die sanitäre Ausstattung und Größe erreicht.“⁴⁸ Die auf kürzeren Aufenthalt bedachten, älteren Gastarbeiter ertrugen die schlechten Zustände mit größerem Verständnis. Ein Großteil von ihnen wohnte noch mehrere Jahre in Wohnungen, wo Wasser und WC außerhalb der Wohnung, am Gang waren, in Substandardunterkünften.⁴⁹

⁴⁶ Interview Nr. 8. Herr M.P.; (Anhang: S. 39-40.)

⁴⁷ E. Lichtenberger. *Gastarbeiter*. Wien. Köln. 1984. S.330.

⁴⁸ Ebd. S. 330.

⁴⁹ Vgl. E. Lichtenberger. *Gastarbeiter*. Wien. Köln. 1984. S.331.

2.5.1 Ernährung und Küche

Das Ernährungsverhalten der Menschen ist von der Geburt bis hin zum Erwachsenenalter Teil eines Sozialisierungsprozesses und Teil eines Wertesystems der jeweiligen Gesellschaft. Das Essen und Trinken spiegelt das Bild eines sozialen Raumes innerhalb eines bestimmten kulturellen Niveaus innerhalb einer bestimmten Zeit wider. Zu diesen psychosozialen Determinanten sind noch mehrere externe Faktoren hinzuzuzählen, die das Essverhalten eines Individuums maßgeblich mitbeeinflussen können.

Wie erwähnt war und ist die Provinz Vojvodina jahrhundertlang ein Vielvölkergebiet mit christlicher Prägung. Dementsprechend kann man in der dortigen Esskultur weder einseitige Züge, noch eine spezielle nationale Küche finden.

„Die Auswahl der Nahrung wird nicht nur eingeschränkt durch die jeweilige Kenntnis eßbarer [sic!] Lebensmittel sowie von wirtschaftlichen und ökologischen Bedingungen, sondern die menschliche Ernährung ist auch in starkem Maße geprägt und abhängig von kulturalen Traditionen und Determinationen, von sozialer Normierung, von Glaubensbekenntnis und Weltanschauung, von Gewohnheit und Geschmack sowie überhaupt von gesellschaftlich vermittelten Überlieferungen aller Art. So erscheint es sogar möglich, dass Menschen neben einer Fülle von Nahrungsmitteln verhungern, deren Genuß [sic!] ihnen entweder in ihrer Kultur nicht vermittelt oder durch ihre Religion oder andere tradierte Verhaltensmuster verboten ist.“⁵⁰

Zu erwähnen wären in diesem Zusammenhang die "heiligen Kühe" oder das Tabu des Fischkonsums auf weiten Teilen der Erde.⁵¹ Das oben angeführte Zitat deckt im Allgemeinen die Wirklichkeit, für die Vojvodina aber ist es so begründet, kaum anwendbar. Der südliche Teil der pannonischen Tiefebene ist mit dem Garten Eden vergleichbar, denn er bot den Einwohnern mit seinem milden Klima, den erstklassigen, fruchtbaren Böden, den fischreichen Gewässern und ohne die religiöse oder traditionelle Beschränkung seiner Einwohner unter normalen Umständen ein sehr vielfältiges und mengenmäßig reichhaltiges Angebot an Lebensmitteln wie Getreide, Gemüse und Obst. Durch die Aufzucht des in der europäischen Kultur gängigen Viehs wie Rind, Schaf, Schwein und Geflügel erhielt man Fleisch, Milch und Eier. Ein

⁵⁰ Tolksdorf, Ulrich: Das Nahrungsmittel. In: Brednich, Rolf, W. (Hg.): Grundriß der Volkskunde. Berlin. 2001³. S. 244.

⁵¹ Vgl. Ebd. S.244.

breites Angebot an Fischen, wie Karpfen, Wels, Zander, Hecht und Stör, war ebenfalls vorhanden. Ohne irgendeine Beschränkung gab es das alles trotzdem nicht, aber hier spielten vielmehr die finanziellen Rahmenbedingungen eine Rolle und nicht religiöse Verbote, oder kulturelle Schranken.

Nach der sehr mageren Nachkriegszeit (bis zur Mitte der 50-er Jahre) herrschte nicht zuletzt wegen politischen Fehlentscheidungen eine Lebensmittelknappheit, in den späteren Jahren war die Nahrungsmittelversorgung dann aber ausreichend. Die größte Sorge hatten die untersten Schichten, die eine durch niedrige Löhne hervorgerufene Schwäche der Kaufkraft spürten. Interessanterweise passt hier ein Zitat von Norbert Elias fast nahtlos, obwohl er über die Zustände im Mittelalter spricht: „Auch der Fleischverbrauch der Unterschicht, [...] ist oft in höchstem Maße beschränkt. Aber nicht aus einem seelischem Bedürfnis, aus mehr oder weniger freiwilligem Verzicht in Hinblick auf Gott und das Jenseits, sondern aus Mangel.“⁵²

Aus den beiden vorherigen Zitaten ist die logische Konsequenz, dass sich die Ernährungslage der Menschen auf verschiedenen Teilen der Erde und in den verschiedenen Epochen auf ökonomischen, kulturellen, religiösen und klimatischen Ebenen beläuft und ein Spiegelbild von verschiedenen Einflüssen ist. Die mehrseitige Kulturinteraktion in der Vojvodina war sozusagen selbstverständlich, darum konnte man diese Menschen keinesfalls als "Spaghetti-Fresser", "Knoblauch-Fresser" oder "Kraut-Fresser" abqualifizieren. Das lässt sich aus dem Grund behaupten, weil sie von Geburt an eine gesunde Mischkultur hatten, die sie aufsaugten und welche die späteren ausländischen Aufenthalte positiv beeinflussten. Ganz im Gegenteil zu denen, die von zuhause tief eingeprägte Verbote mit sich brachten, als sie ihr Glück im Ausland als Gastarbeiter suchten.

Aber zurück zu den Essgewohnheiten und Tischmanieren. Die Menschen in der Vojvodina pflegten eine rationale, einfache Esskultur, die natürlich vom sozialen Status abhängig war. An den Arbeitstagen gab es kaum gemeinsame Essenszeiten, zu denen alle Familienmitglieder zusammen saßen. Das resultierte aus den unterschiedlichen Beschäftigungszeiten der jeweiligen Personen: Kinder hatten unterschiedliche Schulzeiten, die Erwachsenen arbeiteten oft im Schichtbetrieb. Tagsüber dienten eher kalte Nahrungsmittel, wie Brot, Milch, Speck, geselchtes Fleisch von den eigenen Schlachtvorräten als Nahrung. Dazu gab es je nach Jahreszeit noch etwas Obst aus dem eigenen Garten. Warmes Essen gab es meistens in einfacher Form, wie etwa die

⁵² Elias, Norbert: Über den Prozeß der Zivilisation. Amsterdam. 1997. S.250.

Gemüsesuppe am Abend. Am Wochenende aber saßen die Familienmitglieder zum Essen nach Möglichkeit gemeinsam bei Tisch.

Das Mittagessen beinhaltete als Vorspeise eine Suppe, als Hauptspeise gekochtes oder gebratenes Geflügel, oder anderes Fleisch mit Sauce. Und meist gab es dann noch Kuchen oder anderes süßes Gebäck als Dessert. Die Tischmanieren waren vom kulturellem Niveau und gesellschaftlichem Status abhängig. Geschirr und Besteck waren von alltäglichem Gebrauch, das direkte Essen mit der Hand war nicht üblich. Das Zu Tisch-Setzen mit Kopfbedeckung galt als sehr rückständig und war verpönt. Allgemein waren täglich drei Mahlzeiten, Frühstück, Mittagessen und Abendmahl gängig. Wenn jemand dazwischen auch Hunger hatte, was von äußeren Gegebenheiten wie Kindesalter, schwere Arbeit, Tätigkeiten in der Kälte abhängig war, konnte jede/ r essen, ohne dafür gerügt zu werden. Verbote in Hinsicht auf die Nahrungsbestandteile gab es nur in der religiösen Fastenzeit, wo der Verbrauch von Schweinefleisch und Schweineschmalz auf das Minimum reduziert worden war.

Der landwirtschaftliche Charakter der Provinz hinterließ auch in der alltäglichen Ernährung seine Spuren, die saisonalen Unterschiede standen nicht im Einklang mit der Arbeitsbelastung. Interessanterweise äußert sich das alles in umgekehrter Form: bei wenig Arbeit im Winter war deftige, kalorienreiche Kost üblich, weil dann die Frauen die meiste Zeit für das Kochen und Backen hatten. Im Sommer dagegen, wenn die Feldarbeiten von früh bis spät dauerten, war die Ernährung verhältnismäßig einfach und auch ärmer an Kalorien. Eben dadurch ist aber ein Gleichgewicht entstanden, denn das in den Wintermonaten aufgenommene Übergewicht schmolz in der wärmeren Jahreszeit dahin. Damit wurde der heute charakteristischen Fettleibigkeit ein natürlicher Riegel vorgeschoben und die Menschen hatten, zu viel größerem Anteil als heute, ein normales Körpergewicht.

2.5.2 Kleidung und Mode

Die wissenschaftliche Volkskunde hatte anfangs Schwierigkeiten mit der Kleidungsforschung; Gitta Böth legt die Gründe dafür dar: „Volkskunde wurde lange Zeit als „Bauernkunde“ betrieben. Sie glorifizierte das Landleben, verklärte den Bauernstand, der angeblich Innovationen unaufgeschlossen gegenüberstand und damit als Bewahrer ungebrochener Traditionen gelten konnte.“⁵³ Mit der Zeit, besonders in der Mitte des 20. Jahrhunderts, wurde immer mehr klar, dass eine Entwicklung in Sachen Kleidung passiert ist, die sehr wohl dokumentationswürdig war.

Kleidung, Tracht, Mode senden vielseitige Signale im Bezug auf die geografische und ethnische Herkunft, das religiöse Bekenntnis oder den sozialen Status aus, so wie über die epochale, kulturelle Entwicklung, in Bezug auf die Stadt-Land-Relation.

In einem Exkurs möchte ich mich auf die nachkriegszeitlichen, auch von Martha Bringemeier und Ingeborg Weber-Kellermann entwickelten neuen Forschungsansichten beziehen, um dadurch die Ähnlichkeiten oder die Unterschiede zwischen der Entwicklung in der Vojvodina und dem westlichen Europa aufzuzeigen.

Von der Semantik her gehört gerade bei Migration die Sprache, Hautfarbe, oder aber auch die Kleidung zu den wichtigsten Identifikationsmerkmalen, denn sie erleichtern oder erschweren die Kontaktaufnahme. Die GastarbeiterInnen aus der Vojvodina waren in Sachen Tracht und Mode in den 1960-er und 70-er Jahren recht aufgeschlossen. Besonders die Jugend hat die westlichen Modeerscheinungen in den verschiedenen Medien (Zeitung, TV, etc.) aufmerksam verfolgt und nach Gegebenheit rasch übernommen. Meine Interviewpartnerin (Nr.4), Frau T.B. schildert das, wie folgt:

„Apropos Kleidungsstücke, mir fällt gerade ein, dass ich in Deutschland aus Zeitvertreib nähen gelernt habe. Wir kauften eine Nähmaschine (später mehrere), und so habe ich die trendigsten Kleidungsstücke selbst genäht. Da ist es mir sehr gut gelungen, das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden.“⁵⁴

Die Weiblichkeit und Männlichkeit wurde bewusst in Szene gesetzt. Wie Anna Schober bemerkt:

⁵³ Böth, Gitta: Kleidungsforschung. In: Brednich, Rolf, W.: Grundriß der Volkskunde. Berlin.2001³. S.221.

⁵⁴ Interview Nr.4. Frau T.B.; (Anhang. S. 21.)

„Die Menschen sind abhängig von Blicken, die das eigene Sein bestätigen,
[...] Zum anderen können Blue Jeans aber auch als signifikante Details aus
dem Alltäglichen gewissermaßen herausspringen und so Erinnerungen,
Träume, Wünsche und Ängste und darüber Handlungen in Gang setzen.“⁵⁵

Diese Kleidungsstücke symbolisierten die Träume nach westlichem Lebensstandard, nach Freiheit und Unbekümmertheit und übten gleichzeitig auch Kritik gegenüber den alteingesessenen Traditionen und Konventionen und kritisierten das bestehende sozialistische System mit seiner Tendenz auf mehr oder weniger Einengung in die kommunistische Dogmenwelt.

Das 20. Jahrhundert hat im Westen die früher bestehenden und gut sichtbaren Grenzen zwischen den gesellschaftlichen Schichten aufgeweicht und ihnen durch natürliche, freiwillige Entwicklungsprozesse ihre Existenzbefugnis entzogen. In den kommunistischen Staaten kam dieser Prozess abrupt und mit Hilfe von unzähligen Gesetzen und menschenverachtenden gewaltsamen Handlungen. Adel, Bürger- und Bauerntum wurden ausgeradiert, ihre Traditionen standen am Pranger, ihre Trachten als äußerliches Merkmal, waren verpönt. Als nun einzige offiziell existierende Klasse war die Arbeiterschaft in Sachen Nahrung, Kleidung und Tradition in eine Einheitsschablone hineingezwungen worden. Mit den Vertreibungen der deutschen Minderheit nach dem Zweiten Weltkrieg war das ursprüngliche ethnische Gleichgewicht in der Vojvodina umgekippt, eigenständige Sitten, Gewohnheiten und Traditionen wurden aus dem gesellschaftlichen Leben verbannt, nationale Vielfalt auf folkloristischer Ebene war nur mehr auf der Theaterbühne geduldet. Es bestand ein starkes Interesse daran, einen neuartigen „sozialistischen Menschen“ zu kreieren, ein sogenanntes religionsloses Einheitsindividuum. Die durch die sozialistische Propaganda aufgehetzten, aus ihrer Verwurzelung gerissenen Jugendlichen hatten ein folglich erhöhtes Interesse an der westlichen Lebensform gezeigt. Dieser schnelle Wandel war auch nicht nach dem Geschmack der Regimeideologen, weil die bis jetzt so oft kritisierte reaktionäre Haltung der Bevölkerung als viel zu subversive kapitalistische Denkweise schien, wobei die kommunistischen Ideale wie Gehorsamkeit und hohe Arbeitsleistung für minimalen Lohn, verloren gingen. Geld, Güterkonsum, Wohlstand, Sehen und Gesehen, wurden der damaligen Jugend immer wichtiger und bei diesen Bestrebungen waren Mode und Bekleidung ein sehr geeignetes Ventil.

⁵⁵ Schober, Anna: Blue Jeans. Frankfurt am Main. 2001. S.14

Wie Edith Hörandner konstatiert, steht bei der Auswanderung die Bewältigung von alltäglichen Lebensaufforderungen und die Schaffung einer neuen Existenz an der vordersten Stelle. Die GastarbeiterInnen aus der Vojvodina – nennen wir sie ethnische Minderheiten – zeigten infolge ihrer nunmehr abgekühlten Gefühle der alten Heimat gegenüber einen überdurchschnittlichen Wunsch, sich den neuen Situationen anzupassen und sich in ihnen zu bewähren. Diese Menschen waren begleitet von freudigen Emotionen über Erfolge und verspürten schon am Anfang einen Hauch von Geborgenheit in der neuen Realität.⁵⁶ All dieses ging um Einiges leichter als beispielsweise bei fernerer Kulturen, weil ein Wechsel der Tracht zur Anpassung gar nicht notwendig war. Das gemeinsame langjährige Zusammenleben in der Vojvodina mit der deutschstämmigen Bevölkerung, sowie die christlich-europäischen Kulturwurzeln, hatten eine sehr positive Wirkung auf den weiteren Verlauf des Integrationsprozesses. Weiterfolgend muss ich die Feststellung von Edith Hörandner unterstützen, was sich übrigens auch in mehreren meiner Interviews bestätigt. Im Gegenteil zum allgemeinen Trend bei Auswanderern, hatten die GastarbeiterInnen aus der Vojvodina kaum Erinnerungsstücke, noch weniger irgendwelche Tracht aus der Heimat mitgebracht. Einen gewissen Reliktcharakter kann man jedoch Familienfotos zuschreiben. Eine Demonstration irgendwelcher politischen Absicht mit der Tracht wie sie Hörandner bei anderen Gruppen konstatiert, stand nie im Raum.

⁵⁶ Vgl. Hörandner, Edith: Trachten in Österreich. Franz C. Lipp; Elisabeth Längle; u.a. (Hg.) Wien. 1984. S. 224

2.5.3 Die Medikalkultur

Gesundheit, Arbeit, Krankheit sind feste Bereiche des Lebens. Die traditionelle Volksmedizinforschung befasste sich überwiegend mit denjenigen Heilern, Krankheitsbenennungen, Schutz- und Heilmitteln, die in einem deutlichen Gegensatz zur akademischen Medizin standen.⁵⁷ Dieser enge Betrachtungszugang wurde in neuerer Zeit erweitert und Themen vom breiten Gesundheitsspektrum hat man dann in Forschungsarbeiten aufgegriffen.

„Volkskundliche Gesundheitsforschung als Ganzes, fragt im Idealfall nach allen Beteiligten von Medizin im weitesten Sinne. Es geht nicht allein um 'volksmedizinische' Behandlung im privaten Kreis, allenfalls durch einen dörflichen Heilkundigen, sondern z.B. auch um die Bevölkerung als Patient von Ärzten [...]. Volkskundliche Gesundheitsforschung kann nach allen Arten von Therapeuten oder Gesundheitsstufen fragen.“⁵⁸

Ich möchte nun das Gebiet Gesundheit und Arbeit im Zusammenhang mit dem Thema Gastarbeiter zu erläutern.

Jugoslawien, zumindest einige Teile davon, war zwischen den beiden Weltkriegen in Sachen Gesundheit auf untereuropäischem Niveau. Das gesamte Gesundheitswesen war vorwiegend auf die privaten Krankenhäuser und Ärzte aufgebaut, soziale Netze existierten nicht, oder nur in ganz minimaler Form. Für die breite arme Bevölkerungsschicht war ein Arztbesuch daher praktisch unbezahlbar und hatte in der Regel eher einen Seltenheitswert. Viele ansteckende Krankheiten, darunter die Tuberkulose, dezimierten die Bevölkerung.

Nach dem Zweiten Weltkrieg kam es zum Regimewechsel. Die oft gehassten Kommunisten führten eine viel fortschrittlichere Denkweise ein, und das war gut so. Sie schufen eine allgemeine Sozial- und Krankenversicherung für alle Bevölkerungsschichten. Alle Leistungen der medizinischen Versorgung waren vollkommen gebührenfrei, Krankheitsvorbeugende Untersuchungen und besonders die Schutzimpfungen für Kinder wurden verpflichtend. Die gefürchtete Volkskrankheit Tuberkulose galt somit in den 60-er Jahren als besiegt. Dank der ständigen Impfaktionen stellten ansteckende Krankheiten, wie Pocken, Masern, Scharlach, Diphtherie, etc. für die Gesellschaft keine Gefahr mehr dar. Die Menschen in

⁵⁷ Vgl. Wolff, Eberhard: Volkskundliche Gesundheitsforschung, Medikalkultur- und „Volksmedizin“ – Forschung. In: Brednich, Rolf, W. (Hg.): Grundriß der Volkskunde. Berlin. 2001³.S.620.

⁵⁸ Vgl. E. Wolff. Ebd. S. 620.

der Vojvodina genossen, am damaligen Entwicklungsniveau gemessen, in den 1960-er und 70-er Jahren einen erstklassigen Gesundheitsstandard.

Die Schulmedizin war somit die einzig anerkannte Heilungsmethode. „Bauerndoktoren“, Gesundheitsbeter, Spruchheiler, magische Schutz- und Heilmittel, wie Amulette und Votive waren unter androhter Strafe verboten, jede Art von Aberglauben war verpönt. Wahrscheinlich löste diese strenge Vorgehensweise die große Nachfrage nach alternativen Heilungsmethoden nach der Wende (1990) aus. Auch die hygienische Aufklärung spielte eine wichtige Rolle: Im Rahmen von zahlreichen Abendversammlungen machten die approbierten Ärzte konsequent die neuesten Kenntnisse und die gewünschten Verhaltensweisen auf den Gebieten der Medizin, Hygiene und Ernährung, publik. Ungeziefer wie Läuse, Flöhe, Krätzmilbe, Bettwanzen, galten im menschlichen Alltag als so gut wie ausgerottet. Die Zahnmedizin war ebenfalls kostenlos, faule Zähne und zahnlose Gebisse waren im Allgemeinen keine Notwendigkeit mehr. Die Geburt im Krankenhaus gehörte schon in den 50-er Jahren in der Vojvodina zur Regel, dem entsprechend sank die Kindersterblichkeit auf westeuropäisches Niveau.

Alles in allem waren die aus der Vojvodina stammenden GastarbeiterInnen in einer glücklichen Lage, denn ihr gesundheitlicher Zustand war nur in seltenen Fällen ein Hindernis bei der Arbeitssuche im Ausland.

III. Im fremden Land

3.1 Die Gender-Frage

Immer wieder beklagen sich die AutorInnen der sich mit Migration beschäftigenden Bücher, dass die Gender-Frage bis hin zu den 80-er Jahren des 20. Jahrhunderts bei der Themenausarbeitung ausgeblendet wurde. Seitdem und bis zur Gegenwart war und ist die Frauen-Frage ständig präsent.⁵⁹ Die WissenschaftlerInnen behandeln dieses Thema von verschiedenen Gesichtspunkten. In Grundfragen sind sie sich aber weitgehend einig, dass die Frauen als Grundsäulen des menschlichen Daseins von Anfang an Teilnehmerinnen und Gestalterinnen in den Abwanderungsprozessen waren. Durch den lange Zeit von Männern dominierten soziogesellschaftlichen Aufbau war der Platz der Frauen strenger eingegrenzt und aus diesem Grund mit Benachteiligungen gepflastert. Trotzdem stellt Morokvasic auch fest:

„Teilweise agierten die Frauen als Wegbereiter von Migrationen, dass sie bereitwilliger auf die Pull-Faktoren in den Zielländern reagierten. In den jüngsten Wanderbewegungen lässt sich sogar ein überwiegender Anteil von Frauen in einigen Einwanderergruppen in Italien und innerhalb der nach Westen gerichteten Migrationen von Polen und Aussiedlern feststellen.“⁶⁰

Das obige Zitat wählte ich, weil damit meine These eine Begründung erlangt, wonach Frauen aus der Vojvodina schon in den 60-er, Anfang der 70-er Jahre ihren Anteil an der Abwanderung ohne zu zögern angenommen haben. Sie waren nicht nur Teilnehmerinnen, sondern auch Initiatorinnen.

In der Vojvodina existierte aus historischen und religiösen Gründen in jeder Hinsicht eine nach westeuropäischen Normen messbare Sozialgesellschaft. Der Sozialismus war - mit sicherlich einigen dogmatischen Vorstellungen - im Hinblick auf die Geschlechterrechte im Grunde genommen liberal. Frauen waren im öffentlichen Leben, vor Gericht und auch sonst, mit Männern gleichgestellt. Sie besaßen das Wahlrecht und hatten die Möglichkeit auch selbst zu kandidieren. Für gleiche Arbeit hatten sie das Recht auf gleiche Entlohnung wie Männer. Von politischer Seite unterstützt und ermuntert haben sie sich in der Familie nicht unterkriegen lassen. In der überwiegenden Zahl waren sie geschult und schon des knappen Geldes wegen berufstätig. Aber auch die

⁵⁹ Vgl. Morokvasic, Mirjana: Wanderungsraum Europa. Berlin. 1994. Husa.2000. Lichtenberger.1984. Beck-Gernsheim.2004. Akthar.2007.

⁶⁰ M. Morokvasic. Ebd. S.24.

Wirtschaft brauchte nach dem Zweiten Weltkrieg dringend Arbeitskräfte. Sie ließen sich in wichtigen Entscheidungen nicht bevormunden. In Sachen Kleidung, Heirat, Familienplanung, Arbeitsplatz, Auslandsarbeit, trafen sie stets autonome Entscheidungen. Alles in allem waren sie für die damaligen Verhältnisse in Südosteuropa überdurchschnittlich „emanzipiert“.

Die Frauen aus der Provinz Vojvodina waren – im Gegensatz zu Lichtenbergers festgestelltem Gesamtbild auf die Wiener Jugoslawinnen bezogen, wonach sie im Durchschnitt eine viel schlechtere Ausbildung hatten – überdurchschnittlich gut ausgebildet.⁶¹ Maturaniveau und Studienabschluss waren bei Weitem keine Seltenheit. Sie arbeiteten in der Vojvodina oft als Spitzenkräfte, Beamtinnen und Firmenangestellte. Diesen viel höheren Sozialstatus gaben sie für die bessere finanzielle Unterstützung der Familie und den sehr viel höheren Verdienst im Ausland auf. Sie fürchteten sich nicht vor Schwierigkeiten und schlechten Arbeitsbedingungen. Demnach ist die zweite Behauptung von Lichtenberger logischerweise vollkommen richtig: „[...] daß [sic!] 38% der Wiener Jugoslawinnen in Reinigungsberufen tätig sind, 17,5% im Gastgewerbe und der gleiche Prozentsatz jede Arbeit übernimmt, zu der sich eine Gelegenheit bietet.“⁶²

⁶¹ Vgl. E. Lichtenberger. *Gastarbeiter*. Wien. Köln.1984. S.271.

⁶² Vgl. Ebd. S. 270.

3.2 Die Gastarbeiterinnen aus der Vojvodina

Historische Überlieferungen beweisen, dass schon von Urzeiten an, die Frauen an der Seite ihrer Männer ständige Teilhaberinnen des Migrationsgeschehens waren. Trotzdem wurden sie lange Zeit ausgeblendet. Wie Sylvia Hahn konstatiert, folgt die wissenschaftliche Aufarbeitung dieses Themas ziemlich spät, nämlich erst im 19. Jahrhundert. Als Pioniere auf diesem Gebiet, nennt sie den englischen Soziologen E.G. Ravenstein und den Deutschen Ferdinand Tönnies. Ab der Mitte des 20. Jahrhunderts haben viele namenhafte WissenschaftlerInnen wie Lichtenberger, Morokvasic, Bade, Bräuer und andere, den Nachholbedarf ausgeglichen. Demnach kristallisierte sich heraus, dass die Frauen Migration und Gastarbeit nicht nur als passive Teilnehmerinnen betrachteten, sondern ihren Anteil bezüglich Wanderung und Auslandsarbeit auch als allein handelnde Individuen erfüllten, der Frauenanteil an GastarbeiterInnen hielt sich nämlich mit etwa zu 50:50 % gegenüber dem Männeranteil die Waage. Dieselbe Ansicht bekräftigt auch Elisabeth Aufhauser mit folgendem Zitat: „Mit der Kategorisierung als 'nachziehende Familienangehörige' als auch mit jener als 'gehandelte Frauen' wird Migrantinnen eigenständiges und selbstbewußtes [sic!] Handeln abgesprochen.“⁶³ Im Weiteren begründet sie die prekäre Lage mit dem typischen Blick auf das Weltgeschehen aus der Männerperspektive.

Trotz umfangreicher Recherchen über die Wanderung der Frauen bis hin zur neuesten Zeit, fand ich bei keinem / keiner AutorIn Anhaltspunkte dafür, dass die Frauen aus der Vojvodina aus eigener Initiative oder oft aus familiären, oder taktischen Gründen als erste in den Empfängerstaaten einen Arbeitsplatz gesucht und gefunden hätten. Ganz im Gegensatz von Darstellungen, in denen Männer als Vorboten im Ausland betrachtet werden können. Die eigene Initiative der Frauen resultiert daraus, dass sie durch die schon erwähnte hochgradige Emanzipation und der schulischen Bildung, von Seiten der Eltern kaum beeinflussbar waren. Angst vor der großen fremden Welt hatten sie ebenfalls kaum. Die familiäre Strategie betrachtend, war die Planung so, dass die Frau auch als Arbeitslose im Ausland im Falle eines Misserfolges innerhalb der Familie besser zu verkraften war, da der Mann seinen Arbeitsplatz in der Heimat nicht riskieren wollte oder einen besser bezahlten Job hatte. So suchten oft die Frauen als Erstausgesandte eine Möglichkeit zur Verankerung im

⁶³ Aufhauser, Elisabeth: Migration und Geschlecht. In: K. Husa, Ch. Parnreiter, u.a. (Hg.) Internationale Migration. Die globale Herausforderung des 21. Jahrhunderts? Frankfurt am Main. 2000.S. 98.

Ausland. Wenn alles gut ging, kamen die bis dorthin von den Großeltern erzogenen Kinder und der Ehemann nach. Nicht selten, waren die Frauen so geschickt, dass sie in der Zwischenzeit- in der Regel innerhalb einiger Monate- auch für den Ehemann eine Beschäftigung gefunden hatten. Summa summarum waren im Falle der Vojvodina die Frauen oft die treibende Kraft bei der Gründung einer neuen Existenz. Sie waren überdurchschnittlich vollbeschäftigt, wie das folgende Zitat von Elisabeth Aufhauser bestätigt: „Die Erwerbsquote der Migrantinnen ist extrem hoch, bei den Migrantinnen aus dem ehemaligen Jugoslawien liegt sie deutlich über jener der heimischen Frauen.“⁶⁴

Aufhauser sagt im Weiteren, dass die Beispiele zeigen würden, dass „in Migrationsprozessen aus unterwürfigen Ehefrauen, selbstbewusste und entscheidungsstarke Frauen und Mütter werden.“⁶⁵ Meiner Meinung nach ist es aber genauso richtig – zumindest trifft das auf die christlichen Kulturkreise zu - dass das sogenannte "schwächere Geschlecht" schon in den Zeiten vor der Migration ihre Entscheidungsstärke und ihr Selbstbewusstsein augenscheinlich präsentierte.

⁶⁴ E. Aufhauser. Migration und Geschlecht. In: K. Husa. Ch. Parnreiter. u.a. (Hg.) Internationale Migration. Frankfurt am Main. 2000.S.118.

⁶⁵ E. Aufhauser. Ebd. S.119.

3.3 Die Arbeitsplätze der Gastarbeiterinnen

In neuester Zeit wird in wissenschaftlichen Diskussionen oft erwähnt, dass die durch die Globalisierung wieder gewonnene Alleinherrschaft des Kapitalismus und die damit verbundene Verschlechterung auf den Arbeitsmärkten, die Frauen stärker trifft als die Männer. Ich rede noch von den so genannten „Goldenen Zeiten“ (60-er und 70-er Jahre des 20. Jahrhunderts) wo sich zwei grundunterschiedliche Weltideologien (Kommunismus und Kapitalismus) einen Wettkampf lieferten. Obwohl die allgemeine Situation viel hoffnungsvoller war, saßen die Migrantinnen praktisch immer am Schleudersitz. Die Gastarbeiterinnen standen noch mehr unter Leistungsdruck als ihre Männer. Sie kamen um zu arbeiten, Geld für die Familie zu verdienen, die Kinder zu versorgen und den Haushalt zu führen. Sie hatten den eisernen Willen der Familie Beistand zu leisten. Sie haben ohne zu zögern die von den Einheimischen nicht allzu begehrten Arbeitsplätze übernommen.

„Bevor Produktionen verlagert werden bzw. dort, wo dies nicht so leicht möglich ist, werden Migrantinnen an jene Fließbänder (im Bekleidungssektor, in der Elektronikindustrie, in der Nahrungsmittelindustrie) gesetzt, denen die einheimischen Frauen mit der Ausweitung der Beschäftigungsmöglichkeiten im Dienstleistungsbereich ihre Fingerfertigkeit, Geschicklichkeit und Konzentrationsfähigkeit auf Monotones nicht mehr zu Verfügung stellen. Als Heimarbeiterinnen und in so genannten Sweat-Shops sorgen Migrantinnen ab den 80-er Jahren (wieder) für die nachfrageorientierte Bereitstellung von Konfektionskleidung, Spezialanfertigungen, Gourmetgerichten in den Metropolen der Welt. Weibliche Familienangehörige, die flexibel, schlechtest entlohnt, bei Bedarf rund um die Uhr und ohne soziale Absicherung arbeiten, sind wesentlicher Bestandteil des Erfolges jener "ethnic minority family business", deren hohe Produktivität im Zuge der Diskussion um "flexible Produktionsstrukturen" entdeckt wurde. Migrantinnen übernehmen dort, wo die Beschäftigungsmöglichkeiten für einheimische Frauen im Dienstleistungsbereich massiv ausgebaut werden, die schlechtest bezahlten Arbeiten im weiblichen Segment des Dienstleistungsbereiches, sprich in der "Reinigung" und in der Bedienung“⁶⁶

⁶⁶ E. Aufhauser. Migration und Geschlecht. In: K. Husa. Ch. Parnreiter. u.a. (Hg.) Internationale Migration. Frankfurt am Main. 2000. S.107.

Um den Arbeitsalltag zu schildern, hier einige Ausschnitte aus den Interviews:

„In Deutschland war meine Anstellung in einer Näherei, wo wir auch Pullover nähten. Wegen einer kaputten Maschine war die Arbeit nur sehr kurz unterbrochen. Binnen von Minuten wurde die Maschine repariert, oder wir setzten uns schnell an die Reservegeräte und die Arbeit konnte weiter gehen. Akkordarbeit war die Regel, daher war jeder bemüht, möglichst viele Stücke zu machen, denn dann war die Bezahlung höher. Die 800-900 DM Lohn waren - im Gegensatz zu den Löhnen zu Hause (weil wir ja alles an den Umständen zuhause gemessen haben) – eine geradezu märchenhafte Summe.“⁶⁷

„ In Deutschland habe ich relativ schnell – innerhalb von ca. zwei Wochen – eine Arbeitsbewilligung erhalten, und ich wurde gleich in einem großen Restaurant in der Küche engagiert. Nur der Küchenchef war ein Deutscher, die dort beschäftigten ArbeiterInnen waren alle Ausländer. Die meisten waren italienische Frauen und dann kamen anzahlmäßig auch schon wir Jugoslawinnen. So konnte ich in den ersten Jahren meines Aufenthaltes besser italienisch als deutsch. Wählerisch war ich in der Arbeit nie, trotzdem wäre ich auf der Karriereleiter gerne etwas höher aufgestiegen, und nicht mein Leben lang die nach Küche miefende Hilfsarbeiterin zu sein.“⁶⁸

„Mit Hilfe meines Mannes habe ich auch eine Stelle als Reinigungskraft in der Kantine einer Firma in Baden-Württemberg bekommen. Zu Hause war ich eine fachkundige Möbellackiererin gewesen und jetzt eine einfache Putzfrau. Aber so, wie viele andere auch, waren wir bei der Arbeitswahl nicht sehr wählerisch, denn das Geld war viel wichtiger!“⁶⁹

„Wir haben hart gearbeitet und andauernd Überstunden gemacht. Außer der Wohnung des Chefs habe ich auch den Speisesaal der Arbeiter gereinigt. Es gab vieles zu tun, 520 Arbeiter haben dort Tag für Tag gegessen.“⁷⁰

⁶⁷ Interview Nr. 5. Frau V.K. (Anhang. S. 24.)

⁶⁸ Interview Nr. 2. Frau B.L. (Anhang. S. 7.)

⁶⁹ Interview Nr. 4. Frau T.B. (Anhang. S. 19.)

⁷⁰ Interview Nr. 3. Frau V.M. (Anhang. S. 14)

3.3.1 Ankunft in der Fremde

In Jugoslawien waren nach mehr als zwanzig Jahren physischer Eingesperrtheit, mit starker Gehirnwäsche in Sachen Weltanschauung, mit streng säkularisierter Kirche, oft merklich behinderter Religionsausübung, viele Menschen unzufrieden. Für Mitglieder der kommunistischen Partei und für Staatsbedienstete waren der Messbesuch, die kirchliche Taufe und die kirchliche Heirat verboten. Mit der Einführung der allgemeinen Reisefreiheit 1968 in der Vojvodina, kam es zu einem großen "Aufatmen". Endlich reisen, sich frei bewegen können, sich im Westen umschauen- dies waren die ersten Wünsche der damaligen Jugend. Dazu kamen glücklicherweise die westliche Hochkonjunktur und die Einladung an die GastarbeiterInnen. Daraus resultierten Auswirkungen auf menschliche Schicksale, aber gleichzeitig auch auf die weitere Entwicklung der Bevölkerung der Vojvodina. Dazu muss erwähnt werden, dass die ersten GastarbeiterInnen überwiegend jene aus den ethnischen Minderheiten waren. In diesem Zusammenhang konstatiert Lichtenberger:

„Jugoslawien ist ein Vielvölkerstaat, und in diesem Zusammenhang erscheint es von Interesse darauf hinzuweisen, dass sich an der Gastarbeiterwanderung im Jahr 1971 außer den Kroaten relativ kleine Minoritäten, wie die Rumänen und Ungarn, in sehr hohem Maße beteiligt waren, während die Gastarbeiterquote von Serbien mit 1,1% an der Gesamtbevölkerung mit Abstand am niedrigsten lag.“⁷¹ (Vgl. Tabelle)

Als zweckdienlichen Hinweis siehe auch die Tabelle von Ivo Baucic (1973). Tabelle (3). Diese jungen Menschen waren gesund, voll mit Lebenslust und Tatendrang, befreit von der Ideologie, wonach das Streben nach materiellen Gütern und ein immer besseres Leben auf dieser Erde nicht die primäre Zielsetzung sein durfte. Sie nahmen gerne jeden angebotenen Job an und arbeiteten von Anfang an hart in der Hoffnung auf einen schnelleren materiellen Aufstieg. Eine Bestätigung hierzu:

„In der Regel ist die Ausländerbeschäftigung dort besonders hoch, wo die physischen Arbeitsbedingungen schlecht und Überstunden üblich sind, wo die Entlohnung mäßig und die Arbeitsmonotonie wegen der verwendeten Massenproduktionsmethoden ausgeprägt ist und wo großbetriebliche Organisationsformen dominieren.“⁷²

Es muss dazu gleich gesagt werden, dass es sich hier in Wirklichkeit um bezahlte Löhne

⁷¹ E. Lichtenberger: Gastarbeiter. Leben in zwei Gesellschaften. Wien. Köln. 1984. S.86

⁷² Körner, Heiko: Internationale Mobilität der Arbeit. Eine empirische und theoretische Analyse der internationalen Wirtschaftsmigration im 19. und 20. Jahrhundert. Darmstadt. 1990. S. 92.

handelte, welche für die einheimischen Arbeiter vielleicht eher niedrig waren, aber aus der Gastarbeitersicht eine märchenhafte Entlohnung darstellte.

Wie so oft im Leben stand also an erster Stelle das Geld und im Hintergrund die gar nicht so lapidaren Begleiterscheinungen, wie zerrissene Familien, Verlassen des Bekanntenkreises, Wohnungsprobleme, Sprachschwierigkeiten und so weiter. Das Abwandern an sich ist auch ein komplexer psychologischer Prozess mit bleibenden Auswirkungen auf ein Individuum. Nach anfänglicher Euphorie kommen die grauen Alltage und das Gefühl der Zerrissenheit. Salman Akhtar charakterisiert diese Lebensphase wie folgt:

„Das Verlassen seines Landes führt bei einem Menschen zu tiefgreifenden Verlusten. Oftmals muss er auf gewohnte Speisen verzichten, auf einheimische Musik, auf bislang nicht in Frage gestellte soziale Konventionen und sogar auf die eigene Sprache. Das neue Land wartet auf mit seltsam schmeckenden Speisen, neuen Liedern, anderen politischen Problemen, unbekannter Sprache, farblosen Festen, unbekanntem Helden, einer Geschichte, in der sich der Einwanderer nicht verwurzelt fühlt und visuell unbekanntem Landschaften. Neben diesen Verlusten bringt sie jedoch eine neue Gelegenheit zu geistigem Wachstum und Veränderung. Neue Kanäle der Selbstdarstellung werden zugänglich. Es treten neue Identifizierungsmodelle, anderer Richtlinien des Über-Ich und neue Ideale in Erscheinung.“⁷³

Die Gastarbeiter aus der Vojvodina, welche mehrheitlich den ethnischen Minderheiten zuzuordnen waren, haben diese Veränderungen sicherlich ebenfalls miterlebt, allerdings in einer etwas abgeschwächten Form. Dies ist wohl auch der kulturellen Nähe zu den Menschen im Empfängerland sowie dem sehr korrekten Empfang im Gastgeberland zuzuschreiben.

Zu den mildernden und einladenden Umständen zählte nach allgemeiner Meinung auch das schöne landschaftliche Gesamtbild Österreichs, Deutschlands und der Schweiz. Auf den ersten Blick war der hohe Urbanisierungsgrad auffällig, die fleißig gepflegten Äcker, Wiesen und Wälder, die Städte und Dörfer mit schönen Häusern, prächtigen Blumengärten, asphaltierten Straßen und die überall bemerkbare Neigung der Bevölkerung zur Sauberkeit beeinflussten ihre Gefühle in eine wohltuende Richtung. Die aus den gemeinsamen christlichen Wurzeln stammenden Traditionen, Feste und Bräuche, sowie der allgemein freundliche Empfang seitens der Heimischen

⁷³ Akhtar, Salman: Immigration und Identität. Psychosoziale Aspekte und kulturübergreifende Therapie. Gießen.2007. S.27

trugen das ihre zum Wohlfühlen bei.

Die folgende kurze Geschichte gehört streng genommen sicher nicht zu meiner Arbeit, aber ich halte es dennoch für wichtig, sie zu erzählen, um das oben Gesagte zu untermauern und meine Dankbarkeit nach so vielen Jahren zu beweisen. Es war in der Vorweihnachtszeit und mein Aufenthalt in Deutschland zählte schon stolze zwei Monate. Unser Hausherr, bei dem ich als Mieter wohnte, hatte mich gemeinsam mit meiner Schwester und meinem Schwager überraschend zu einer eigens veranstalteten Weihnachtsfeier in seine vornehme Wohnung eingeladen. Unsere Stimmung war eher gedämpft. Nicht, dass wir nicht wollten, aber unsere damaligen Sprachkenntnisse waren nur auf ein Minimum beschränkt und deshalb war eine Unterhaltung und Verständigung sehr spärlich und schwierig. Sonst war das gesamte Szenario wunderbar, leise Weihnachtsmusik im Hintergrund, eine weihnachtlich geschmückte Tafel, Abendessen mit Wein und süßen Bäckereien, Obstsäfte und Duftkerzen, zauberten eine sehr festliche Stimmung herbei. Wir verfolgten das mit großen Augen und waren natürlich tief berührt, denn letztlich muss ich zugeben, dass ich früher kein Weihnachtsfest mit so vielen kleinen feierlichen Ideen erlebt hatte. Seitdem habe ich mich schon öfter gefragt: War das nur Mitleid gegenüber uns Gastarbeitern oder waren wir aus der Vojvodina tatsächlich so hoch geschätzt? Wer weiß! Auf jeden Fall haben solche Gesten unser Selbstwertgefühl sehr positiv beeinflusst und unsere sowieso schon hochgradige Schätzung gegenüber der heimischen Bevölkerung noch weiter gefestigt.

3.3.2 Die anfängliche Lebenssituation

Die Gastarbeiter aus der Vojvodina, ähnlich wie andere auch, planten ihren Aufenthalt in den Empfängerländern ziemlich genau und im temporären Sinn als zeitlich begrenzt. Da die Zukunft aber nicht genau vorhersehbar ist, wurde auch eine laufende Korrektur des Lebensweges ständig mit einkalkuliert.

Am Anfang waren alle Gedanken darauf konzentriert, ohne Rücksicht auf die äußeren oder inneren Umstände, wie Wohnung, Arbeitsplatz, physische, gesundheitliche Belastung, oder seelisches Empfinden wie Einsamkeit und Heimweh, sowie die soziale Lage, möglichst viel zu verdienen und in kürzester Zeit ein Maximum an Geld zu sparen. Für alle Gastarbeiter war klar, dass mit dem Besitz des notwendigen Geldes später das Schicksal wesentlich besser in die Hand genommen und nach bestem Wissen und Gewissen eine hoffnungsvolle Richtung für die Zukunft eingeschlagen werden könnte. „Die später so bezeichnete erste Generation der Gastarbeiterinnen und Gastarbeiter war in der Anfangsphase ihres jeweiligen Aufenthalts weder integriert noch partiell assimiliert.“⁷⁴ Das obige Zitat ist einerseits klar, andererseits zur Feststellung der Lebenslage von GastarbeiterInnen sicher korrekt, weil die Integration und Assimilierung von Natur aus schmerzhaft und langjährige Prozesse sind. Ein andersartiger Zustand, egal, wann und wo, ist gar nicht möglich. Sogar die Millionen von vertriebenen Deutschen, die in ihr Vaterland zurückkehrten, hatten Schwierigkeiten bei der Anpassung in ihre neue Umgebung.

Meinerseits war es interessant zu beobachten, dass diese Heimatvertriebenen mit ähnlichen Lebensabschnitten wie Gastarbeiter, Offenheit und Hilfsbereitschaft zeigten. Zwanzig, dreißig Jahre nach ihren traumatischen Ereignissen, haben sie über ihre frühere Heimat oft und gerne erzählt. Sie haben uns Gastarbeiter aus der Vojvodina, im ideellen Sinn als Glied einer Verbindung zu Hilfe genommen, ihre zwei Lebensperioden wieder zusammen zu binden. Wir haben daher für sie immer wieder Nachrichten von ihrem früheren Heimatort, vom früheren Haus und Hof überbracht. Das war sicherlich eine tragische Erinnerung, weil ihre Ausweisung nicht auf freiwilliger Basis geschah, ohne eine Option auf Rückkehr. Meine Feststellung resultiert aus zahlreichen, vor vielen, vielen Jahren, mit deutschstämmigen Vertriebenen geführten Gesprächen – Belege, wie Tonbandaufnahmen oder schriftliche Dokumente bzw. Aufzeichnungen habe ich aber hierzu leider nicht.

⁷⁴ A. Treibel: Migration in modernen Gesellschaften. Weinheim & München. 2008⁴.S.135

Die Gastarbeiter bemerkten zwar die ambivalente Behandlungssituation bei Amtswegen zwischen den Heimischen und den Ausländern, aber wir waren nicht so mimosenartige Gewächse, dass uns die daraus resultierenden Unterschiede ernsthaft gestört hätten. Vielmehr zeigten wir Verständnis dafür, dass ein Staatsbürger im eigenen Land mit Recht gegenüber uns einige Vorteile hat, wie Förderungen, Sozialleistungen und Vorrang am Arbeitsplatz. Den mit der jährlichen Aufenthalts- und Arbeitsbewilligung zusammenhängenden Aufwand nahmen wir ohne Zorn zur Kenntnis.

Ein echtes Problem hingegen bereitete und die kaum oder nur lückenhaft beherrschte Sprache. Die Erwachsenen haben tagtäglich bei Kontakten mit den einheimischen Bürgern an ihren Sprachkenntnissen geübt und so diese erweitert, oder sie haben mit Hilfe von Sprachkursen, Büchern, Massenmedien, wie Zeitungen, Radio und Fernseher, einen Weg der besseren Verständigung gefunden. Das ging mit wenigen Hürden, weil eine Abkapselung der Gastarbeiter aus der Vojvodina nie zum Tragen kam. Nach einigen (zwei bis drei) Jahren war eine durchaus brauchbare Kenntnis der deutschen Sprache bei der großen Mehrheit vorhanden, welche die Lebensumstände, die Kommunikation am Arbeitsplatz oder die Arbeitssuche positiv beeinflusste. Ein Zustand, wo nach 10-20 jährigen Aufenthalt nicht genug Sprachwissen vorhanden war, um sich beim Arzt, in Geschäften oder auf verschiedenen Ämtern zu verständigen, erschien praktisch undenkbar. Die Sprachkenntnisse waren für die Kinder noch wichtiger, Schulbildung und gute Noten erhielten oberste Priorität.

„In Aachen habe ich wegen der mangelnden Sprachkenntnisse als Putzfrau zu arbeiten begonnen. Ich habe es als selbstverständlich angesehen, dass ich eine Arbeit verrichte, zu der ich im Moment im Stande bin. Der gesellschaftliche Stellenwert dieser Arbeit hat mich nicht sehr gestört, weil zu Hause immer gesagt wurde: ‚Arbeit ist keine Schande‘, und es bringt viel mehr, irgendeine Aufgabe für Geld zu erledigen, als zu Hause zu sitzen. Und nicht zuletzt war die starke D-Mark die größte Motivation.“⁷⁵

Oder wie Herr J.K. erzählt:

„Wir haben gut gelebt. Die Kinder haben die Schule fortgesetzt, zuerst im Internat und dann als Lehrlinge. Unser Sohn ist Kaufmann geworden und unsere Tochter

⁷⁵ Interview Nr. 6. Frau E.K.; (Anhang. S. 30.)

Friseurin. ⁷⁶

Die deutsche Sprache und die Kultur im Allgemeinen sogen viele von uns als eine begehrte Bereicherung auf. Eine diesbezüglich ablehnende Haltung, wie sie bei ImmigrantInnen aus ganz grundlegenden andersartigen Kulturen zutage trat und die immer wieder zu Konfliktsituationen führte, war nie zu beobachten.

Eine Reihe von Autoren (E. Lichtenberger 1984, A. Treibel 2008, E. Beck-Gernsheim 2004, K. Kratzmann 2007) weisen immer wieder auf die Fehler und Pflichten des Empfängerlandes hin. Unter anderem sind sie der Meinung, dass die gewünschte Integration primär die Aufgabe des aufnehmenden Landes ist. Als ehemaliger Gastarbeiter möchte ich dazu noch so viel hinzufügen, dass auch ein beidseitiger Wille zu gutem Zusammenleben unerlässlich ist, da sonst Konflikte vorprogrammiert sind. Für mich steht nach diesen 40 Jahren, die ich als Gastarbeiter/Immigrant in Deutschland und Österreich bisher verbringen durfte, primär: Ich wurde in einem fremden Land, in eine fremde Gesellschaft aufgenommen und die Wünsche des Empfängerlandes an mich sind für mich verpflichtend. Als gebürtiger Ausländer teile ich die Ansichten, dass Zuwanderer in ihrem eigenen Interesse unauffällige Verhaltensmuster praktizieren und sich so gut wie möglich anpassen sollten. Manches, wie laut artikulierte fremde Sprache oder einen nicht angemessenen Auftritt an öffentlichen Plätzen, passt nicht zur heimischen Tradition, dies empfinde ich persönlich als Konfliktstoff und Mangel an Integrationswillen. In vielen unverbindlichen Gesprächen mit Gastarbeitern aus der Vojvodina wurde mir das auch von anderen Seiten bestätigt. Dass die Arbeit und der Aufenthalt in westlichen Ländern in jeder Hinsicht eine bessere Lebensqualität und vielseitige Aufstiegschancen sicherten, ist nicht zu leugnen. Im „Biber mit Scharf“ ist trotzdem folgendes zu lesen.

"Man ruft in Österreich den Migranten immer zu: ‚Integriert euch!‘ Aber schauen wir uns dieses Land einmal genauer an. Vor allem dessen Eliten. Wo gibt es Platz für Zuwanderer? Schauen Sie sich das Parlament an: Es gibt eine einzige Nationalratsabgeordnete mit Migrationshintergrund (gemeint Alev Korum, Grüne). Das ist das Signal dieser Gesellschaft: ‚Niemand will euch da oben.‘ Die Botschaft lautet also: ‚Integriert euch, um unseren Dreck zu putzen, all jene Jobs zu machen, die sonst niemand macht!‘ Warum wundert sich dann noch jemand, dass sich

⁷⁶ Interview Nr. 7. Herr J.K.; (Anhang. S. 36)

Parallelgesellschaften bilden?⁷⁷

Wenn ich solch provokante Texte lese, verstehe ich die Welt nicht mehr. Das obige Zitat habe ich gewählt, um zu zeigen, dass es durchaus auch MigrantInnen mit extremer Meinung gibt – ob das gut oder schlecht ist, muss jeder für sich selbst beurteilen. Als Resümee plädiere ich für umfangreiche Integration und Partizipation auf allen Ebenen der Gesellschaft für alle ImmigrantInnen, aber nur behutsam und auf beiden Seiten ohne Drang und Zwang.

⁷⁷ Dinev, Dimitre in: biber mit scharf. Stadtmagazin für Wien. Ausgabe Mai 2010. S.23

Anmerkung: „biber mit scharf“ ist eine zurzeit in Wien erscheinende kostenlose Zeitschrift, mit kritischer Polemik in Betracht der Integrationspolitik.

3.3.3 Die Wohnungen im Ausland

Einen Wohnraum zu besitzen gehört zu den primären menschlichen Bedürfnissen. Unter unseren klimatischen und kulturellen Bedingungen hat das eine zentrale Bedeutung: Schutz vor Witterung, Bewahrung der Intimität.⁷⁸

„Wohnen gehört wie die Sicherung von Nahrung und Bekleidung zu den sozialen ‚Totalphänomenen‘ (Marcel Mauss), zu den alltäglich wiederkehrenden und Befriedigung verlangenden Bedürfnissen, die damit fast allen anderen Lebensbereichen des Menschen in direkter oder indirekter Verbindung stehen.“⁷⁹

Die Vojvodina war von den Folgen des Krieges 1941-44 weitgehend verschont geblieben, da sie ein strategisch unbedeutendes Gebiet darstellte. Die Besiedlungsstruktur besteht bis zum heutigen Tage vorwiegend aus langgestreckten Dörfern, deren BewohnerInnen fast ausschließlich in kleineren oder größeren Einfamilienhäusern, je nach materiellen Möglichkeiten wohnen. Für viele von uns war der knappe Wohnungsmarkt im Ausland, mit ziemlich hohem Mietzins eine unerwartete Überraschung.

„Wenn sich Gastarbeiter dennoch darüber beklagen, daß [sic!] sie unter dem Wucher deutscher Vermieter zu leiden haben, so ist das neben ihrem begründeten Mißtrauen [sic!] vor Ausnutzung eine Folge der von ihnen aus der Heimat mitgebrachten Preisvorstellungen, nach denen nur ein Bruchteil der hier aufzuwendenden Summen für Mietzins auszugeben wäre. Andere Mißverhältnisse [sic!] ihrer besonderen Lage rechtfertigen ihre Unzufriedenheit: Gastarbeiter gehören zur unteren Einkommensschicht in Deutschland, genießen aber nur selten die Vorteile sozialer Förderung auf dem Wohnsektor, die ihren deutschen Kollegen gleichen Einkommens selbstverständlich sind.“⁸⁰

Zum obigen Zitat als Reflexion ist noch hinzuzufügen: In der Vojvodina zahlt man naturgemäß in den eigenen Einfamilienhäusern, außer den Erhaltungskosten, keine Mieten. Ansonsten waren, wie überall in den kommunistischen Staaten, die Mietzinsen von den Behörden passend zu den sehr niedrigen Löhnen festgesetzt worden. Während meiner Recherche bin ich mehrmals auf Feststellungen gestoßen, wonach Ausländer auf dem Wohnungsmarkt wegen ihrer Notlage immer wieder

⁷⁸ Vgl. Baumhauser, Joachim: Hausforschung. In: Brednich, Rolf W.: Grundriß der Volkskunde. Einführung in die Forschungsfelder der Europäischen Ethnologie. Berlin. 2001³. S.107-127.

⁷⁹ Mohrmann, Ruth E.: Wohnen und Wirtschaften.S.134. In: Ebd. S.133-147

⁸⁰ Bingemerl Meistermann-Seegerl, Neubert: Leben als Gastarbeiter. Geglückte und missglückte Integration. Opladen.1972² S.136.

abgezockt wurden. Die allgemeine Gültigkeit dieser Aussage möchte ich nicht bestreiten, aber aus eigener Erfahrung und der meiner Landsleute, kann ich das nicht bestätigen. Bei der Wohnungsvergabe, bei der Zinshöhe der Mietverträge, kam nie das Gefühl von Diskriminierung auf. Aus meinem Leben möchte ich folgende kurze Geschichte erzählen: Wie es allgemein üblich war, mit Bedacht auf die knappen Wohnungsressourcen, stellte meine Firma die Wohnung in Deutschland einige Zeit zur Verfügung. Sie befand sich in einem Altbau mit engen Räumen, schlecht zu schließenden Fenstern und Türen, im Winter war sie schlecht beheizbar. Der Zins war nur eine symbolische Summe, aber immerhin kein Massenquartier. In Bezug auf die allgemeine Wohnsituation in der Ortschaft, war ich zufrieden. Außerdem hat man mir bekannt gegeben, dass ich die Wohnung jederzeit verlassen darf, wenn mir eine bessere zur Verfügung steht. Einige Jahre später gab es ein neues Zinshaus in einzugsfertigem Zustand und ich habe mich als Mieter beworben. Der Hausherr zeigte mir sofort, ohne zu zögern, (obwohl er wusste, dass ich Ausländer war), alle Wohnungen im Haus und hatte angedeutet, dass ich nach meinem eigenen Wunsch ohne Einschränkung eine dieser Wohnungen wählen kann. Nach einiger Zeit war es für mich ganz überraschend, dass sich sogar der Firmenchef selbst für meine Wohnsituation und für die Zinshöhe in meiner neuen Wohnung interessierte. Als ich ihm meine Lage geschildert hatte, war er zufrieden und meinte: "Sie können beruhigt sein, Sie zahlen einen ganz normalen ortsüblichen Zins, welchen auch jeder Deutsche zahlen müsste." Dann meinte er noch, dass er, wenn das nicht der Fall gewesen wäre, nach seinen Möglichkeiten interveniert hätte. Nach dem Gespräch war ich erleichtert, spürte eine gewisse soziale Wärme und fühlte die so oft erwähnten gesellschaftlichen Diskriminierungen nicht bestätigt.

Letzten Endes wohnten wir mit fünf deutschen Familien im Haus in guter Nachbarschaft ohne irgendwelche Konflikte. Die Beziehungen haben sich sogar mit der Zeit weiterentwickelt. Sowohl meine Frau als auch ich waren berufstätig. Dies wurde nur dadurch ermöglicht, dass unser Nachwuchs, der noch vor dem Kindergartenalter war, von einer netten deutschen Frau im Haus betreut wurde. Unsere Kinder beherrschten zu unserem ganzen Stolz bald perfekt die deutsche Sprache.

In den 1970-er Jahren existierte nach meiner Wahrnehmung in deutschen Dörfern nur ein privates Wohnungsangebot. In Wien dagegen war eine strukturierte Wohnungswirtschaft vorhanden, mit mehreren Wohnungskategorien und verschiedenen Eigentümern, wie: Private, Staatliche oder Genossenschaften.

„Nahezu vierzig Prozent der Wohnungen stammen aus sogenanntem

Altbaubestand aus der Zeit der Monarchie. Entsprechender reichen vertikalen Differenzierung der Sozialpyramide des gründerzeitlichen Wien entstand eine aufgefächerte Palette von Wohntypen, welche die damaligen Wohnverhältnisse der Gesellschaft spiegelt. Als schwerwiegende Hypothek für die Gegenwart blieb der große Bestand an Miethausbauten, welche seinerzeit für die "Arbeiterklasse" errichtet wurde, der - vor der jüngeren Sanierungswelle - im Wesentlichen aus Bassenwohnungen bestand. D. h. aus Zimmer-Küche bzw. Zimmer-Küche-Kabinett mit Einzelofenheizung und außerhalb der Wohnung am Gang gelegenen sanitären Einrichtungen [...].⁸¹

Aufgrund der bestehenden Eigentumsstrukturen und der damit verbundenen Rechtslage, entstanden ein verschlossener und ein zugänglicher Wohnungsmarkt für die Gastarbeiter. Die Wohnungen aus öffentlicher Hand standen nur den Einheimischen zur Verfügung. Die Genossenschaftsbauten im juristischen Sinn, waren zwar zugänglich, aber die hohe kapitale Eigenbeteiligung bedeutete für viele Gastarbeiter eine unüberwindbare Hürde. Der für die Ausländer zugängliche Wohnungsmarkt bestand im Großen und Ganzen dennoch aus in der Kaiserzeit gebauten Häusern.⁸² Es passierte also eine mit behördlicher Hilfe vollzogene Trennung auf dem Wohnungssektor, welche im Weiteren zu einer sichtlichen Marginalisierungs- und Ghattobildungstendenz führte, vor allem bei muslimischen und türkischen Immigranten.

Die GastarbeiterInnen aus der Vojvodina haben andere Wege gesucht, um das Wohnungsproblem zu lösen. Zahlreiche einheimische DienstnehmerInnen verließen wegen dem niedrigen Sozialprestige ihre Hausmeisterposten. Diese Posten wurden dann zunehmend von jugoslawischen GastarbeiterInnen übernommen. Auf diese Weise erreichten sie gleichzeitig auch sonstige wichtige Ziele, wie zusätzliche Arbeitsplätze, also eine neue Einnahmequelle. Die Problematik des Wohnbedürfnisses war mindestens für die Dauer des Dienstverhältnisses gelöst, da ja bekanntlich Hauswartposten fast immer, wenn auch mit bescheidenen, aber kostenlosen Zimmer-Küche-Wohnungen, vergeben wurden.

Der soziale Anerkennungsgrad eines Arbeitsplatzes hatte bei den GastarbeiterInnen nur sekundäre Bedeutung, denn das primäre langfristige Ziel war, durch das verdiente Geld einen sichtbaren sozialen Aufstieg zu erreichen, entweder zu Hause, oder im Gastland, am besten aber in beiden Lebenssphären. Dazu brauchte man

⁸¹ E. Lichtenberger. Gastarbeiter . Wien. 1984. S. 289

⁸² Vgl. Ebd. S.292

überdurchschnittlichen Mut, Fleiß und Ausdauer, was nach einigen Jahrzehnten zu merklich höherer Akzeptanz in Kreisen der heimischen Bevölkerung führte. Hierzu ein Zitat vom Interview Nr.1 – Frau K.P.:

„Und die andere wesentliche Sache ist, dass unser Lebensstandard Gott sei Dank, langsam aber sicher, stetig gestiegen ist, zu Hause aber ist er ständig gesunken. Heute ist die Distanz schon recht groß. Oft ist uns gegenüber der Neid spürbar. Auf jeden Fall ist unser Prestige in den Augen der Bekannten in Serbien gestiegen. Meine beste Freundin war Krankenschwester. Vor unserer Abreise fühlte sie sich mir gegenüber viel besser gestellt; heute ist es genau umgekehrt.“⁸³

Die Lage am Anfang des 21. Jahrhunderts ist meiner Beobachtung nach so, dass das Wohnungsniveau der aus der Vojvodina stammenden ImmigrantInnen weitgehend mit dem der heimischen Bevölkerung angeglichen ist. Die engen, schlechtmöblierten Bassena-Wohnungen gehören der Vergangenheit an, alte, sozial schwache Personen wohnen nur noch selten wie vor 30 bis 40 Jahren. Besonders bei der zweiten und dritten Generation ist der anfängliche Nachholbedarf völlig verschwunden. Die wirtschaftlich vernünftig denkenden, besser Verdienenden besitzen heute vielfach eine Eigentumswohnung oder ein Einfamilienhaus. Alles deutet darauf hin, dass ein kurzer und relativ schmerzloser Integrationsprozess sich endgültig dem Ende nähert.

⁸³ Interview Nr. 1. Frau K.P.; (Anhang, S. 5.)

3.4 Die ersten Kontakte mit den Einheimischen

Wir, die meisten Gastarbeiter aus der Vojvodina, fuhren nicht mit unangenehmen Gedanken im Hinterkopf ins Ausland, etwa weil wir z.B. für lange Zeit unser soziales Umfeld verlassen würden. Österreich, Deutschland und die Schweiz, waren die am nächsten gelegenen westlichen Länder. Nur einige hundert Kilometer entfernt von der Heimat war eine Rückreise zu jeder Zeit möglich. Dem entsprechend war auch die Stimmung in den Köpfen. Wir gingen für eine nicht zu lange Zeit zu den Nachbarn arbeiten und darüber hörte man so viel Gutes. Die Welt anschauen, gut verdienen, jugendliche Träume verwirklichen, dann schnell zurück in die Nestwärme der Heimat. Wie schon erwähnt, war das eine Kettenreaktion, eine Person zog die andere mit, in dieser Hinsicht die Feststellung von Elisabeth Beck- Gernsheim:

„[...] Begeben sich diejenigen, die ihre Heimat verlassen, meist nicht auf ein völlig unbekanntes Terrain, sondern auf die Spuren anderer, die sie schon aus der Heimat kennen. Sie folgen dem Bruder, dem früheren Nachbarn, der Cousine, den einstigen Arbeitskollegen.“⁸⁴

Auf die Vojvodina projiziert waren die früheren Nachbarn oft die vertriebenen Donauschwaben, die nicht selten Mischehen mit Ungarn eingegangen waren. Also gab öfters die in Österreich und Deutschland lebende Verwandtschaft die Initialzündung. Naturgemäß haben die GastarbeiterInnen in ihren neuen Wohnorten die erste Orientierungshilfe von Verwandten, Bekannten, Nachbarn oder am Arbeitsplatz erhalten. Österreich und Deutschland haben nach dem Zweiten Weltkrieg Millionen von gewaltsam vertriebenen deutschsprachigen Flüchtlingen aufgenommen, unter anderen mehrere Hunderttausende aus den Teilen des Banat und der Batschka. Unsere früheren Landsleute waren überall zerstreut, aber man konnte sie gelegentlich dennoch im Wohnhaus, am Arbeitsplatz oder zufällig auf der Strasse treffen. Wir wussten, welche traumatischen Erlebnisse diese Menschen in sich trugen, wie oft sie nur aus reinem Glück am Leben geblieben sind. Umso größer war die angenehme Überraschung, mit welcher Offenheit und Hilfsbereitschaft uns begegnet wurde. In alltäglichen Problemen, wie Wohnungssuche, Amtswege, Arztbesuche, Dolmetscherhilfe am Arbeitsplatz, waren sie ständig eine Stütze. Besonders die Frauen bauten schnell Kontakte auf. In diesem Zusammenhang stellt Salman Akhtar, der amerikanische Psychologe fest: „[...] Verläuft der Prozess der Akzeptanz des

⁸⁴ Beck-Gernsheim, Elisabeth: Wir und die anderen. Frankfurt am Main. 2004. S.96

Neuankömmlings durch die angestammte Bevölkerung langsamer, wenn ein bedeutender Unterschied zwischen den physischen Merkmalen des Einwanderers und denen der aufnehmenden Bevölkerung besteht.“⁸⁵ Den aus der Vojvodina stammenden blieb gerade dieser Umstand erspart, weil die frühere gemeinsame Geschichte viele unterschiedliche Merkmale auf ein Minimum reduziert hatte. Die gemeinsame Vergangenheit in Sachen Tradition, Kleidung, Essgewohnheiten und Denkweise hatte ihre Spuren hinterlassen. Eine Interaktion auf dieser Grundlage war leicht zu finden. Dementsprechend war ein Gefühl der Anomie oder der Marginalität nur selten bemerkbar.⁸⁶

Die Formalitäten für die Arbeitsaufnahme waren unbürokratisch und schnell erledigt. Arbeitserlaubnis und Aufenthaltsbewilligung gehörten dazu. Innerhalb von drei bis vier Tagen konnte das neue Leben begonnen werden. Im Zusammenhang mit der Aufnahme durch die einheimische Bevölkerung stellt Salman Akhtar fest, dass die Ankunft eines Fremden gemischte Gefühle hervorruft. Die Skala bewegt sich zwischen paranoider Furcht und unbegründeter Idealisierung. Der Neuankömmling mag als Eindringling betrachtet werden oder als eine Art unbewusst verehrter Führer, der die Probleme der bestehenden Gemeinschaft lösen wird.⁸⁷ Über die ersten Kontakte sagt einer meiner Interviewpartner Folgendes:

„Die Menschen dort sind mir mit ausgewogener Korrektheit begegnet. Konkrete Feindlichkeit habe ich bis zum heutigen Tage nicht erfahren. Ich kann sagen, es gab immer ein erträgliches Verhältnis zwischen uns.“⁸⁸

Zum Glück wurden wir Gastarbeiter aus der Vojvodina in keine von beiden Kategorien eingestuft. Vielmehr trafen auf uns die von Akhtar genannten drei weiteren Faktoren zu: Erstens kamen wir in einer Epoche der wirtschaftlichen Hochkonjunktur. Zweitens war das Wesen der Empfängergesellschaft nicht eindeutig homogen. Nach dem Zweiten Weltkrieg haben Deutschland und Österreich Millionen von vertriebenen Auslanddeutschen und die vielen Deutschsympathisanten aus verschiedenen Ost-Südost Nationen aufgenommen. Die zahlreichen italienischen, griechischen, spanischen und portugiesischen Gastarbeiter haben die deutsche Gesellschaft gegenüber den Ausländern noch vor der Ankunft der Jugoslawen

⁸⁵ S. Akhtar. Immigration und Identität. Maryland, USA 1999. Dt. Erstveröffentlichung: Gießen 2007. S.50.

⁸⁶ Vgl. A. Treibel. Migration in modernen Gesellschaften. Weinheim & München. 2008⁴. S.134

⁸⁷ Vgl. S. Akhtar. Ebd. S.46

⁸⁸ Interview Nr. 11. Herr J.C.; (Anhang. S. 51)

wesentlich desensibilisiert. Das von Akhtar als drittes erwähnte Aufnahmekriterium, nämlich die historisch-kulturellen Verbindungen, war durch die jahrhunderte lange, enge Verknüpfung zwischen den Aufnahmeländern Österreich und Deutschland und dem Herkunftsgebiet, der Vojvodina, erfüllt. Aus diesen Gründen wurden wir zwar nicht ausdrücklich gelobt, aber eine korrekte Behandlung in vielen Gebieten des Alltagslebens, wie Behörden, Gesundheit, Arbeitsplatz, Lohnhöhe, Schule und nachbarschaftlichen Beziehungen, war immer zu spüren. Die oftmals von Ausländern vorgeworfene ungleiche Behandlung, kann weder meinerseits, noch seitens der mit mir in Kontakt gestandenen und stehenden Personen aus der Vojvodina (Freunde, Bekannte, sowie meine Interviewpartner), nicht bestätigt werden. Von der vorkommenden Ausländerfeindlichkeit waren wir nach meinen bisherigen Erfahrungen großteils verschont geblieben. Auseinandersetzungen mit den Einheimischen fanden nie statt. Ganz im Gegenteil haben meine Interviewpartner immer wieder von der Hilfsbereitschaft der österreichischen, deutschen und schweizerischen Mitmenschen erzählt. Die Bewohner des südöstlichen pannonischen Raumes sind weniger stoisch als die Bewohner Nordwesteuropas, allerdings temperamentsmäßig auch weit hinter den Mittelmeerländern. Logischerweise zeigen sie bei verbalen Konflikten auch viel geringere Neigungen zu lautem Zwist und Beschimpfungen.

3.4.1 Die Rolle des physischen Erscheinungsbildes

Gastarbeit und Immigration sind komplexe Prozesse, denn der Übergang von einem ins andere ist oft fließend. Mit der Globalisierung müssen immer größere Gruppen von Menschen diese Erfahrung, ob freiwillig oder erzwungen, miterleben. Die diesbezügliche Literatur hat dem Thema der äußeren körperlichen Merkmale eines Fremden bis jetzt nur wenig Aufmerksamkeit gewidmet. Obwohl die allerersten Eindrücke bei einer Begegnung (ähnlich wie bei der Liebe) weitgehend entscheidend für einen geglückten Integrationsprozess sein können. Haut- und Haarfarbe, Augen und Körpergröße, werden vom ersten Moment an wahr genommen.

„In einer ironischen Verdrehung von Freuds (1924) Bemerkung »Anatomie ist Schicksal« [...] können Hautfarbe und Dicke des Epikanthus sich im Rahmen der Einwanderung als sehr bedeutend erweisen. Mit anderen Worten spielt hier die Rasse eine Rolle. Während natürlich noch viele andere Faktoren involviert sind, [...].“⁸⁹

Im Weiteren erwähnt Akhtar einen eklatanten Fall im Zusammenhang mit äthiopischen Juden in Israel. Es handelt sich um Menschen, die 1991 nach Israel zurückgebracht wurden und dort die volle Staatsbürgerschaft erhielten. Dennoch ist bis heute für ihre Lage die Ghettobildung, Abhängigkeit von Sozialhilfe und die dürftige Schulbildung charakteristisch. Also war die schwarze Hautfarbe in einem Land, in dem von moralischer Seite her jeder Rassismus scharf verurteilt wird, zu einem Integrationsproblem geworden.⁹⁰

In dieser Hinsicht haben es ImmigrantInnenkinder am Schwersten. Auf physische Merkmale beruhende Diskriminierung trifft sie in einer sehr empfindlichen Periode des Lebens. Die erlittenen Traumata können oft ein ganzes Leben nicht aufgearbeitet werden. Mit ein wenig Denkvermögen erscheinen in dieser Hinsicht die weiteren Konfliktstoffe durchaus realistisch.

Im Weiteren trägt beim Erscheinungsbild neben dem Körper selbst die Kleidung die zweitwichtigste Rolle. Im Laufe der Zeit haben verschiedene Kulturen unterschiedliche Traditionen, geschriebene Vorschriften zur Bedeckung oder eben zur Zuschaustellung von einzelnen Körperteilen entwickelt. Freizügigkeit, Badehosen, Bikinis erscheinen für die Menschen mit unterdrückter Sexualität unappetitlich und beängstigend.

⁸⁹ S. Akhtar. Immigration und Identität. Maryland, USA. 1999. Dt. Erstveröffentlichung: Gießen 2007. S.50

⁹⁰ Vgl. S. Akhtar. Ebd. S.50

Wogegen wiederum die Burka, Chador, aus dem muslimischen Kulturkreis, der Sari der indischen Frauen oder ein japanischer Kimono in westlichen, christlichen Regionen restriktiv als Nonsens beurteilt wird. Dabei muss erwähnt werden, dass die Bekleidung der Männer weltweit kleinere Unterschiede aufzeigt, als jene der Frauen. All diese Probleme und Schwierigkeiten im Zuge eines gelungenen Integrationsprozesses blieben – wie oben bereits mehrfach erwähnt – den GastarbeiterInnen aus der Vojvodina weitgehend erspart, da sie – im Vergleich mit den hier geschilderten ethnischen Gruppen – auf den ersten Blick gar nicht so andersartig waren, als die in den Aufnahmeländern lebende Bevölkerung.

3.4.2 Klarheit über das Stärken- und Schwächenprofil

Wir reisten mit unseren nagelneuen Reisepässen in den Westen, waren jung, gesund und fröhlich, mit viel Elan, hatten Pläne und Lebensziele. Harte Arbeit, ein gewisser Verzicht in verschiedenen Lebensbereichen, wie Wohnung, Urlaub und Freizeit, oder auf ein luxuriöses Leben, waren selbstverständlich. Wir waren im Großen und Ganzen im Klaren über unsere Stärken und Schwächen, auch über unsere Möglichkeiten. Wählerischer Zugang und Scheu in puncto Arbeit waren fern unseren Vorstellungen. Unsere Fähigkeiten zu zeigen und dafür Anerkennung zu ernten, war eine wichtige Zielsetzung. Unzählige Wissenschaftler haben diese Tatsache richtig erkannt, obwohl die diesbezügliche Zugangsweise von sehr unterschiedlichen Blickpunkten gewählt wurde. Hier nur eine von mehreren Konstatierungen:

„Es kamen die physisch und psychisch gesundesten Personen, die relativ gut qualifiziert waren, sich jedoch mit niedrig bzw. gering qualifizierten Arbeiten und (verglichen mit dem Durchschnittseinkommen der Aufnahmegesellschaften) geringer Entlohnung begnügen mußten [sic!].“⁹¹

Ich habe dieses Zitat gewählt, weil es der tatsächlichen Lage ziemlich nahe kommt. Eines muss aber nochmals gesagt werden, die AutorInnen waren weitgehend westliche Einheimische und steckten nie in der Haut von GastarbeiterInnen und projizierten daher je nach Gesinnung und Wissensstand ein mehr oder weniger verändertes Bild der Situation. An einer anderen Stelle stellt Treibel fest:

„[...] die Gastarbeiter und Gastarbeiterinnen dafür angeworben wurden, die untersten Plätze in der Beschäftigungshierarchie zu besetzen, die man bei entsprechend rückgängigem Bedarf auch wieder entlassen (sprich: in die Herkunftsländer zurückschicken) konnte.“⁹²

Im Weiteren zitiert sie aus Hoffmann-Nowotny, wonach festgestellt wurde, dass die Gastarbeiter als ein modernes Heer von Arbeitssklaven gehalten wurden.⁹³ Diese Worte erwecken Mitleid und klingen gerade dadurch schmeichelhaft. Eigentlich geben sie aber Grund für Protest, denn so schwarz war die Wirklichkeit nun doch nicht. Die GastarbeiterInnen allgemein, aber besonders die aus der Vojvodina, waren keineswegs armselige, den Großkapitalisten und der Politik ausgelieferten Wegwerfgebilde. Als seit 40 Jahren Involvierter eines Gastarbeiterschicksales behaupte ich aus voller Überzeugung und mit diesbezüglicher Erfahrung und nicht

⁹¹ A. Treibel. Migration in modernen Gesellschaften. Weinheim & München 2008⁴. S.129

⁹² A. Treibel. Ebd. S.130

⁹³ Vgl. A. Treibel. Ebd. S.128

wenig Lob und Anerkennung, dass die österreichische, deutsche und eidgenössische Gesellschaft schon in den 60-er und 70-er Jahren des 20. Jahrhunderts so human war, dass das Gefühl eines willkürlichen Ausgeliefertseins, eine echte Bedrohung der Existenz, bei mir (bei uns) nie aufkam. „Beschäftigungsbewilligungen wurden kaum versagt.“⁹⁴ Ganz im Gegenteil haben wir GastarbeiterInnen aus der Vojvodina bei harten Schicksalsschlägen großartige Solidarität erfahren, als Arbeitssklaven haben wir uns nie gefühlt. (Das immer wieder Anführen der Vojvodina erfolgt aus dem Themenfokus dieser Dissertation.) Vielmehr hat uns eine westliche Brise der Freiheit erfasst, wir spürten ein wenig von den märchenhaften Erzählungen über jenes Amerika (USA), wo die Menschen mit Ausdauer und Tapferkeit ihre Träume verwirklichen können. Für meine obigen Feststellungen bedeutet das folgende Zitat eine glaubwürdige Unterstützung: „Aus lebensgeschichtlichen Befunden wird deutlich, dass Migranten mit subjektiv stark empfundener kultureller Nähe zu Österreich großteils ein anderes Bild von der Akzeptanz in der Aufnahmegesellschaft entwerfen.“⁹⁵ Ja, das vorherige Zitat halte ich für wichtig, denn Immigration ist Geschichte eines Akkulturationsprozesses, wobei die Neuankömmlinge immer wieder in einen Zwiespalt ihrer inneren Überzeugungen und den äußeren Umständen gerieten. Wenn diese Werte eine bestimmte Übereinstimmung zeigen, liegen die Schwierigkeiten allgemein in einem erträglichen Rahmen. In dieser Hinsicht zeigt die deutschsprachige Bevölkerung seit Jahrzehnten eine beispielhafte Geduld und Toleranz. Insbesondere trifft das auf die Stadt Wien zu, deren Bewohner in ihrer Mentalität im Laufe der Geschichte wesentlich von unterschiedlichen Kulturen geprägt wurden.

Die Gastarbeiter aus der Vojvodina kamen sicherlich in erster Linie zweckorientiert, das heißt, um zu arbeiten und Geld zu verdienen. Aber wie Ingrid Oswald sagt, im Leben eines Gastarbeiters sind die „ideellen“ Faktoren, wie Loyalität zum Aufnahmeland von erstrangiger Bedeutung.⁹⁶ Wir aus der Vojvodina stammenden, zeigten auf der ideellen Ebene ständig eine überdurchschnittlich positive Einstellung, welche letztendlich zu einem hohen Integrationswillen und sogar zu einer Beinahe-Assimilierung führte.

⁹⁴ A. Weigl: Migration und Integration. Wien. Bozen. 2009. S.38

⁹⁵ A. Weigl. Ebd. S.86

⁹⁶ Vgl. Oswald, Ingrid: Migrationssoziologie. Konstanz. 2007. S.115

3.5 Die Arbeitsplätze

Naturgemäß finden sich in zahlreichen wissenschaftlichen Werken über die Gastarbeiter und Migration umfangreiche Kapitel über die Arbeit selbst und die dazugehörigen Lebensbereiche, wie Beschäftigung, Lohnpolitik, Ausbildung oder Frauenarbeit geschrieben. Sie analysieren diese Themen und ziehen Rückschlüsse. Da wird im Gegenteil zu den Massenmedien nichts verschwiegen, nichts geschönt, immer wieder auftretende negative Erscheinungen wie Fremdenhass, Xenophobie und Diskriminierung werden eindeutig kritisiert und eventuelle Lösungswege nach wissenschaftlichen Daten und Fakten aufgezeigt. Die Thematik wird auf breiter Basis charakterisiert und bewertet. Es wurden Leitsätze, wie ethnische Arbeitsmärkte, Zuwanderung und Segmentierung, ethnische Unterschichtung, Migration-Arbeit-Geschlecht, primärer und sekundärer Arbeitsmarkt, Arbeitsmärkte für Insider und Outsider, nur um einige zu nennen, formuliert. Im Rahmen meiner Arbeit ist eine Reflexion auf viele dieser Fragen und Bewertungen kaum möglich, nur einige interessante Feststellungen möchte ich aufzeigen, die von mir auch als zutreffende Aussagen eingeordnet werden können. „Je mehr sich eine ethnische Arbeitsteilung verfestigt, desto weniger haben Zuwanderer die Chance, mit den Einheimischen um dieselben Arbeitsplätze zu konkurrieren.“⁹⁷ „Der Arbeitsmarkt wird geteilt, indem dieselben Tätigkeiten unterschiedlich bezahlt werden, wobei die Zuwanderer - die 'ethnisch Anderen' - die niedrigeren Ränge besetzen.“⁹⁸

„[...] Man sei für Rechtsgleichheit der Gastarbeiter, und zwar realiter und nicht der rechtlichen Formulierung nach, da die Gastarbeiter keine Gäste seien, sondern Leute, die für uns den Dreck machten.“⁹⁹

„Mit Migration ist häufig zumindest ein anfänglicher Dequalifizierungsprozess verbunden, der sich aus Sprach- und Informationsdefiziten oder aber auch Abschließungstendenzen der Einheimischen erklärt.“¹⁰⁰ „In unserer Befragung der Deutschen begegneten wir einem Vorurteil über die Arbeitsbefähigung der Gastarbeiter: Sie hätten nichts gelernt und seien für qualifizierte Arbeiten nicht

⁹⁷ I. Oswald. Migrationssoziologie. Konstanz 2007.S.117

⁹⁸ I. Oswald. Ebd. S.116

⁹⁹ Bingemer, Karl: In Bingemer; Meistermann-Seeger/ Neubert. (Hg).

Leben als Gastarbeiter. Geglückte und missglückte Integration. Opladen. 1972. S.88

¹⁰⁰ A. Weigl. Migration und Integration. Innsbruck. Wien 2009. S.65

brauchbar.“¹⁰¹ Zuletzt noch ein Zitat als Spiegelbild zur Ergänzung von Andreas Weigels Bemerkung, daß „[...] Die Bereitschaft zur Akzeptanz von Zuwanderern durch die einheimische Bevölkerung von einer unscharf zu definierenden „kulturellen Nähe oder Ferne“ abhängig ist. Ein Faktum, das jedenfalls für eine Zuwanderung aus Ostmitteleuropa spricht.“¹⁰² Aus mehreren Zitaten verschiedener Experten und Autoren ist ersichtlich, dass die Lage der Gastarbeiter ziemlich einheitlich als negativ beurteilt wurde.

Es sollte jetzt ein kurzer Gedankengang zu selbigen Feststellungen möglich sein: Natürlich beziehen sich meine Bemerkungen in erster Linie auf die Gastarbeiter aus der Vojvodina, obwohl auch die Lage der übrigen Gastarbeiter für mich aus nächster Nähe bekannt sind. Wir waren in puncto Arbeitsplätzen im Ausland nicht wählerisch, da stimme ich hundertprozentig zu. Unser primäres Ziel war, zu arbeiten und dafür Geld zu erhalten. Dieser Intention war alles untergeordnet. Wie schwer die Tätigkeit war und was für eine soziale Anerkennung mit dem Arbeitsplatz korrelierte, war zweitrangig. Die Schwere der Arbeit relativierte sich, wenn man die Entwicklungsunterschiede zwischen dem Empfänger- und dem „Entsendeland“ in Betracht zog. Schwere und schlechte Arbeit bedeutete zum Beispiel auf dem Balkan nicht dasselbe wie in Deutschland oder Österreich. Das westliche technische Organisationsniveau war merklich besser als beispielsweise das jugoslawische. Demnach war es kein Wunder, wenn ein Gastarbeiter die von einem Österreicher oder von einem Deutschen stark vermiedene Tätigkeit gerne angenommen hatte. Dies aus dem einfachen Grund heraus, dass er in seiner Heimat noch viel qualvoller und für wesentlich weniger Geld arbeiten musste. Ich kann mich gut erinnern, wie von Zauberhand die frühere "patriotische Pflicht", nämlich die unliebsame mühselige Arbeit, plötzlich zu einem angenehmen Lebensziel wurde. Die in der Heimat immer knappen Löhne, welche bis zum Monatsende nie reichen wollten, verwirklichten im so oft für tot erklärten Kapitalismus alle kleinen und großen Träume. Da spürten wir sehr persönlich die großen Unterschiede. Da es unsere autonome Entscheidung gewesen war GastarbeiterInnen zu werden, fühlten wir uns auch nicht annähernd als Sklaven, oder als ausgebeutete Reservearmee der Kapitalisten mit niedrigen Löhnen und nur für kurze Zeit geduldet. Freiheitsgefühle, Fröhlichkeit, der Glaube an einen

¹⁰¹ Welbers, Gerhard: In: Leben als Gastarbeiter. Opladen. 1972. S.92

¹⁰² Fassmann, Heinz: In: Husa, Karl/Parmreiter, Christoph: Internationale Migration. Frankfurt am Main 2000. S.206

materiellen Wohlstand, waren die ausschlaggebenden Momente. Die von vielen Autoren aufgestellten Thesen stimmen im Großen und Ganzen, aber das ist nur die eine Seite der Medaille, es gab aber auf der anderen Seite auch sehr viele Vorteile, wie beispielsweise die materielle und kulturelle Bereicherung. Es gab sicherlich Schwierigkeiten auf verschiedenen Ebenen des Lebens. Wie sagt man im Volksmund: Aller Anfang ist schwer. Ein umgepflanzter Baum braucht Zeit bis er wieder verwurzelt ist. Für den Menschen ist das potenziert gültig. Sprachschwierigkeiten, beidseitige Vorurteile, Informationsdefizite, Xenophobie, Eifersucht auf der sozialhierarchischen Einstufung und noch etliche Probleme tauchten auf. Eben alles was bei einem Integrationsprozess abläuft. Wir hatten nie den Eindruck, dass man uns aus rein ethnischen Gründen schlechter bezahlte oder die mit höherem Prestige verbundenen Arbeitsplätze vorenthalten wurden. Falls dem doch so war, dann war es gut getarnt und für uns nicht erkennbar. Was im Interview Nr. 6 mit Frau E.K. oder im Interview Nr.2 mit Frau B.L. geschildert wird, war bestimmt nicht die Regel, dient jedoch als guter Beweis dafür, dass mit dem nötigen Mut und den entsprechenden Fähigkeiten und auch die Erreichung eines sehr gut dotierten Arbeitsplatzes möglich war.

Die Arbeitsbereiche Staatsverwaltung oder auch privatwirtschaftliche Firmenleitung, also Büroarbeit, waren naturgemäß schwer zugänglich. Perfekte Sprachkenntnisse, hohe theoretische und praktische Kenntnisse waren unumgänglich. Wo aber berufliche Geschicklichkeit und Fachwissen verlangt wurden, haben die Firmen ein größeres Talent, täglichen Fleiß und Leistung durchaus geschätzt. Dies wurde auch in materieller Sicht entsprechend honoriert. Meines Erachtens löste vielleicht gerade dieser Zustand in der niedrig ausgebildeten heimischen Arbeiterschaft eventuell ein Gefühl von Benachteiligung gegenüber den gut ausgebildeten Fremden aus, wonach Ausländer sogar bevorzugt zu werden schienen. Gerade deswegen haben wir uns nicht als an den Rand der Gesellschaft gedrängte Arbeiterschicht gefühlt. Geschenkt bekamen wir freilich nichts, für alle Errungenschaften war harte Arbeit die Voraussetzung. Mir ist an dieser Stelle durchaus bewusst, dass ich obige Feststellung bereits sehr oft wiederholt habe und ich kann es meiner Meinung nach gar nicht oft genug betonen, dass unsere damalige Lage gar nicht so düster war, wie es in der Mehrheit der Sachbücher erwähnt wird.

3.5.1 Technisches Niveau und Organisation

Bei meinen Recherchen bin ich oft auf die Analysen von Ausbildungsniveau und solchen Arbeitsplätzen gestoßen, die die Gastarbeiter tatsächlich eingenommen haben. Gleichzeitig wurden immer wieder Parallelen mit den heimischen Berufstätigen gezogen. Eine Parallele zum technischen und Arbeitsorganisationsniveau zwischen der Heimat und dem neuen Aufenthaltsort fehlt, obwohl dies aus der Sicht des Gastarbeiters / der Gastarbeiterin der augenscheinlichste Unterschied war und daher große Bedeutung gehabt hätte.

Die veralteten Maschinen, Werkzeuge und Werkshallen in der früheren Heimat haben von den Produktionsarbeitern einen alltäglichen Kampf gegen die Defektvermeidung gefordert.

Akkordarbeit gab es in der Regel überall, aber die Instandhaltung der Maschinen hat die für die Produktion vorgesehene Zeit halbiert. Stunden- sogar tagelange Produktionsausfälle waren die Folge. Dementsprechend gab es Lohnkürzungen. Ein Mangel an Rohstoffen, oder halbfertigem Material aus Schwächen der Organisation heraus oder in Folge der schlechten Infrastruktur waren bei Weitem keine Seltenheit. Schlamperei auf dem Arbeitsplatz und minderwertige Ware waren daher im Endeffekt die logische Folge. Nicht wenige von uns bewunderten mit Erstaunen die erstklassigen westlichen Maschinen, Werkzeuge, die klugen und modernen Arbeitsmethoden und die zur Produktion passende Organisation. An den früheren Umständen gemessen schien Einem die Arbeit leicht und die nervliche Belastung sank auf ein Minimum. Es war jederzeit möglich, die erwarteten Leistungen ohne bedeutende Ermüdungserscheinungen zu erbringen. Die Werkshallen waren sauber, hell und mit frischer Luft versorgt. Die gesundheitlichen Schutzmaßnahmen, sowie sanitäre Einrichtungen vermittelten ein gutes und sicheres Arbeitsgefühl.

Außer einigen seelischen und sozialen Problemen wie Heimweh, dem Verlust des Familien- und Freundeskreises oder Sprachhemmungen, infolge der zuerst nur spärlich oder gar nicht vorhandenen Sprachkenntnisse, war die Auslandsarbeit mit vielen neuen guten Erfahrungen eine echte Bereicherung.

3.5.2 GastarbeiterInnen und Arbeitszeit

Die GastarbeiterInnen, zumindest die Strebsamsten ihres Ursprungslandes, waren außergewöhnlich mobil. Im Mittelpunkt der Orientierung standen Arbeit, Leistung und Gewinn. Sie waren sparsam, mit einem gewissen Ehrgeiz darauf ausgerichtet, auf der Sozialleiter des neuen Heimatlandes eine höhere Stellung zu ergattern. Aufgrund dessen kamen sie durch mehrere Faktoren unter Druck: Erstens zeitmäßig, denn „Sie sind jedoch keine Zuwanderer, sondern zumeist nur Zeitwanderer, und verkörpern somit eine Lebensform, die durch die Verankerung in zwei Gesellschaften gekennzeichnet ist.“¹⁰³ Zweitens wollten sie sich in beiden Gesellschaften behaupten: Im Gastland durch Zuverlässigkeit und hohe Arbeitsmoral, sowie im eigenen Umfeld und in der Heimatgesellschaft mit Hilfe der auf diese Weise erwirtschafteten finanziellen Mittel, um so einen Beweis für die eigene Standhaftigkeit zu erbringen und zu höherem Ansehen zu kommen.

„Meine Frau und ich haben viel gearbeitet, Überstunden geleistet, wenn es möglich war. Das Geld haben wir gespart, um das Haus in der Heimat umso schneller bauen zu können. Die Sparsamkeit ging aber nie so weit, dass sie die Gesundheit gefährdet hätte. Lebensmittel, eine richtige trockene Wohnung und Kleidung gab es immer. Bald, 1971, kam unsere kleine Tochter zur Welt, da haben wir dann eine größere Wohnung gesucht, die dann 25 Jahre lang unser Zuhause war. Nicht lange Zeit danach begannen wir unser Haus in Jugoslawien zu bauen, welches 1974 auch schon überdacht war – die endgültige Fertigstellung dauerte dann noch ein wenig. Die schönen Häuser in Deutschland haben uns fasziniert, wir wollten auch für uns so etwas Ähnliches. Das Geld war uns dafür nicht zu schade. Das Gehalt der ersten 10 Jahre haben wir zum Großteil darauf verwendet. Die Schuljahre unseres Kindes zögerten den Zeitpunkt des Umzuges nach Hause auch immer mehr hinaus. Bis Ende der 80-er Jahre hatten wir ernste Pläne für den Umzug. Inzwischen kam es immer wieder zur Diskussion, denn unsere Tochter, die schon ins Erwachsenenalter kam, wollte vom Umzug in die alte Heimat gar nichts mehr wissen. Sie ist dort geboren, dort fühlte sie sich wohl, in dieser Umgebung hatte sie Bekannte, Freundinnen und Freunde.“¹⁰⁴

Der ausdrückliche Wille zur Arbeit führte dazu, dass der Begriff "schlechte

¹⁰³ E. Lichtenberger. Gastarbeiter. Wien-Köln 1984. S.113

¹⁰⁴ Interview Nr. 11. Herr J.C.; (Anhang. S. 52.)

Arbeit" im Wortschatz der Gastarbeiter gar nicht zu existieren schien. Der damit verbundene gesellschaftliche Rang war nicht so relevant, denn in der Heimat zählte sowieso nur das verdiente Geld und die damit verbundenen materiellen Möglichkeiten und nicht der unangenehme, manchmal dreckige, stinkende Arbeitsplatz (Straßenbau, Reinigung der öffentlichen WC-Anlagen). Für die zuhause gebliebenen Landsleute vermittelten die stets gut gekleideten Gastarbeiter ein Gefühl, dass die Auslandsbeschäftigung nichts anderes sei, als ein ständiger, finanziell hoch belohnter Urlaub.

Der Zeitfaktor war eine weitere verhaltensbestimmende Komponente. Im Gegensatz zur einheimischen Bevölkerung im Gastland, bei der vorwiegend die Einsicht vorherrschte „Warum sollen wir heute alles erledigen? Die Arbeit wartet doch auf uns und morgen ist auch noch ein Tag...“, nahmen die GastarbeiterInnen die ihnen zur Verfügung stehende Zeit ganz anders wahr. Sie wussten, dass sie jederzeit abgelöst werden konnten, dass durch eventuelle politische Entscheidungen ihre Mission ein absehbares Ende finden könnte.

Ein dritter, zu beachtender Zustand resultierte aus der gesellschaftlichen Zerrissenheit, denn die Gastarbeiter hatten einen zweifachen Rückstand aufzuholen: Einerseits die gesellschaftliche Anerkennung ein wenig zu verbessern, diese unter anderem durch materielle Ressourcen, aber auch durch sonstige menschliche Tugenden. Andererseits wollten sie in der alten Heimat auch gut sichtbare Erfolge präsentieren in Form eines schönen Hauses, Autos oder eben mit der Mechanisierung des familiären Landwirtschaftsbetriebes. Lichtenberger schildert die Lage so:

„Gerade mit diesen im Ausland erworbenen Kenntnissen, Fertigkeiten und Erfahrungen sowie den durch die Auslandsarbeit erworbenen Ersparnissen verändert sich jedoch die zweite Position, welche Gastarbeiter besitzen, nämlich die in der Heimat. Vielen Gastarbeitern gelingt es, sich in Besitz und Ansehen über die am Ort verbliebene Bevölkerung heraus zu heben.“¹⁰⁵

Die von Marx und Engels verlangte Aufteilung des 24 Stunden Tages auf acht Stunden Arbeit, 8 Stunden Freizeit und acht Stunden Ruhezeit, welche später im Zuge heftiger Arbeiterkämpfe auf dem Großteil des Globus eingeführt wurde, erlitt eine Demontage von einem Großteil der GastarbeiterInnen, denn die meisten GastarbeiterInnen waren von einem regelrechten Arbeitsrausch besessen und das Arbeiten mit Überstunden war der Normalfall. Wie Lichtenberger bemerkt: „Die Toleranz gegenüber der

¹⁰⁵ E. Lichtenberger. Gastarbeiter. Wien-Köln 1984. S.114.

Akkumulierung von Dienstverträgen hat dazu geführt, daß die tatsächliche Wochenendarbeitszeit bei Gastarbeitern auch in der Rezession höher liegt, als bei der Wiener Bevölkerung.“¹⁰⁶ Die im Zitat erwähnte Toleranz hat dazu geführt, dass ein großer Teil der Gastarbeiter statt acht Stunden etwa zehn bis zwölf Stunden täglich und sogar am Wochenende arbeitete.

¹⁰⁶ Vgl. Ebd. S.286

3.6 Was heißt kulturelle Nähe?

Die Gastarbeiter aus der Vojvodina kamen vorwiegend nach Österreich und Deutschland. Diese jungen Menschen waren in ihrer Entscheidung nicht unwesentlich von den älteren Generationen beeinflusst worden. Die Großeltern oder Eltern waren noch Staatsbürger der K&K Monarchie gewesen. In ihrer Erinnerung war ein weitgehend reibungsloses und friedliches Zusammenleben mit den Donauschwaben in der Vojvodina präsent. Die deutschstämmige Bevölkerung war die wirtschaftliche und technische vorwärtstreibende Kraft im südlichen pannonischen Gebiet. Als Kind habe ich oft die Gespräche der damaligen alten Männer mitgehört. Es kamen immer wieder der erste Weltkrieg und die schweren Kämpfe bei den Flüssen Piave und Isonzo in Italien zur Sprache. Auch mein Großvater hat dort zwei Jahre lang durchgehalten, war später dann aber an der russischen Front in Galizien in Gefangenschaft geraten. Über den verlorenen Krieg hat man immer mit Wehmut erzählt. Diese Männer erlebten mit einem schweren seelischen Trauma die Zerstückelung der Monarchie, im Zuge derer ihre Wohngebiete einem fremden Land zufielen. Ihr weiterer Lebensweg und ihre Identität waren damit merklich gestört. Nach dem Krieg wurde naturgemäß alles schlechter. Die frühere schöne, große, gemeinsame Heimat hielt noch viele Jahre später die nostalgischen Sehnsüchte wach. Mit solchen und ähnlichen Grunderfahrungen, waren für die Gastarbeiter aus der Vojvodina die Länder Österreich und Deutschland gar nicht so fremd, eine Annäherung an die dortigen Menschen war wesentlich leichter.

„Aus lebensgeschichtlichen Befunden wird deutlich, dass Migranten mit subjektiv stark empfundener kulturellen Nähe zu Österreich großteils ein anderes Bild von der Akzeptanz in der Aufnahmegesellschaft entwerfen. [...] Man könnte diese empfundene Nähe zu den Einheimischen als ein Phänomen des kleinen Segments der Intellektuellen-Migration begreifen. Offensichtlich war es das aber nicht ausschließlich. Dazu kam für Migranten aus planwirtschaftlichen Ländern die nicht zu unterschätzende Anziehungskraft des Westens.“¹⁰⁷

Auch meine Erfahrungen bestätigen das, denn eine echte Ablehnung von Seiten der Bevölkerung in Deutschland / Österreich, war - zumindest mir und meiner Familie gegenüber - nie spürbar. Auch meine InterviewpartnerInnen erlebten die Situation ähnlich wie ich, wie sie mir im Zuge der geführten Interviews versicherten. Die deutsche Sprache zu lernen war selbstverständlich ein primäres Ziel, denn die Sprache

¹⁰⁷ A. Weigl. Migration und Integration. Innsbruck. Wien 2009. S.86-87

bedeutete nicht nur eine Notwendigkeit des alltäglichen Lebens, sondern wurde als echte Bereicherung, als ein viel größeres Fenster zur weiten Welt verstanden. In mehreren Fällen hörte ich davon, dass die eigentlich zur baldigen Rückkehr in die Heimat entschlossenen Eltern wegen der schulischen Ausbildung ihrer Kinder noch einige Zeit im Ausland geblieben waren.

In sonstigen Bereichen, wie Lebensweise, Religion, Kinderreichtum, Zielsetzungen fürs Leben, zeigten sich keine wesentlichen Unterschiede. Die Gastarbeiter aus der Vojvodina berichten darüber, dass die Andersartigkeit nicht auf der Ebene der Kultur, der ethnischen Ungeduld zu suchen sind, sondern vielmehr im Sinne der von Norbert Elias festgestellten Gruppen und sozialen Unverträglichkeiten, welche innerhalb einer Gesellschaft von Zeit zu Zeit an die Oberfläche drängen. „Ungleichheiten zwischen Gruppen und Individuen gehören zu den wiederkehrenden Kennzeichen menschlicher Gesellschaften.“¹⁰⁸

Über ähnliche Probleme liest und hört man immer wieder in den Medien, die sich zwischen den deutschen Alteingesessenen und den deutschen Neuankömmlingen (beispielsweise Donauschwaben, Sudetendeutsche und Deutsche aus Ostpreussen) nach dem Zweiten Weltkrieg ergeben haben. Die Ungleichheiten führten dazu, dass zwischen den Gruppen und Individuen unterschiedliche Interessen entstanden, die letzten Endes zu einem Konflikt zwischen den Etablierten und Außenseitern führte, wie in Winston Parva¹⁰⁹ (imaginärer Ortsname einer realen existierenden Siedlung in England).

Am Ende der Analyse zeigen die Fakten, dass die gemeinsamen geschichtlichen Perioden, gemeinsame Religion, ähnliche Lebensansichten, trotz unterschiedlicher Sprache sich wohltuend auf den Migrationsverlauf wirken.

„Empfundene kulturelle Nähe zur österreichischen Mehrheitsgesellschaft förderte einerseits rasche soziale Integration, andererseits trug sie häufig zu einer verschärften Abgrenzung gegenüber anderen Migrantengruppen bei. So assoziierte laut einer Befragung unter Jugendlichen in höheren Schulen nahezu die Hälfte die Zuwanderung aus der Türkei mit einer "dritten Türkenbelagerung", unter „Exjugoslawisch-stämmigen" 57%, unter polnisch-stämmigen Jugendlichen sogar fast zwei Drittel.“¹¹⁰

Das Zitat habe ich als Beleg dafür genommen, dass die aus zum Gastland grundlegend anderen, zum Teil sehr unterschiedlichen Kulturkreisen stammenden MigrantInnen

¹⁰⁸ Elias, Norbert; Scotson, L. John: Etablierte und Außenseiter. Sinzheim. 1993. S.291

¹⁰⁹ Vgl. N. Elias. Ebd. S.91

¹¹⁰ A. Weigl. Migration und Integration. Innsbruck. Wien 2009. S.87

die Integration im negativen Sinne beeinflusst, und zwar aufgrund seelischer Belastung und materieller Nachteile. Das betrifft nicht die GastarbeiterInnen aus der Vojvodina, sondern jene, welche mit den großen Migrationsströmen in die Gastländer kommen.

3.6.1 Die Sprache als Gradmesser für Integration

Die Erstsprache ist ein noch ein im jungen Kindesalter erworbener Schatz und eine Fähigkeit, sich in einer ethnischen Gemeinschaft als vollständiges Mitglied behaupten zu können. Die Sprache erfüllt, außer der linguistischen, auch mehrere andere Funktionen. Sie stärkt die soziale Zusammengehörigkeit des einzelnen und verleiht ein Identitätsgefühl. Sie definiert den gesellschaftlichen Rang, verbindet Völker, erleichtert oder erschwert die Verständigung. Die Sprache gehört mit den körperlichen Eigenheiten zu den primären Identifikationsmerkmalen eines Menschen. Nach dem oben Angeführten ist es verständlich, dass die Sprache im Falle der Gastarbeiter im Laufe des Migrationsprozesses einen wichtigen Stellenwert bekam. Besonders im alltäglichen Leben und der Politik wird sie als Gradmesser der Loyalität und des Integrationswillens von ImmigrantInnen bewertet. Man darf nie vergessen, dass das Lernen einer Fremdsprache ein kognitiver Prozess ist, wobei der Erfolg außer von persönlichen Fähigkeiten auch von äußeren Gegebenheiten abhängt. Eine Fremdsprache im Kindesalter zu erlernen ist relativ leicht, wenn die dazugehörigen Rahmenbedingungen wie Kindergarten, Schule, Spielplätze und Bekanntenkreis vorhanden sind. Die perfekte Beherrschung ist dann fast ohne Ausnahme möglich. Ganz anders sieht es mit der Generation der Erwachsenen aus. Oftmals ist in ihrem Alter die Fähigkeit eine Fremdsprache perfekt zu erlernen schon aus biologischen Gründen gar nicht mehr möglich. Diese Erwachsenen leiden dann ein Leben lang darunter, wenn die Empfängergesellschaft diesbezüglich mangelnde Toleranz zeigt.

„Selbst in Schweden, wo die Einwanderungsbehörden mit dem Sprachproblem durch die Förderung der Zweisprachigkeit [...] relativ tolerant umgehen, scheint der alltägliche Umgang zwischen Mehrheit und Minderheiten nicht konfliktfreier. Die Einwanderinnen und Einwanderer gehen in der Regel davon aus, dass die Einheimischen ablehnend reagieren und versuchen deshalb selbst, diese Art von Auffälligkeit zu vermeiden.“¹¹¹

Bei den aus der Vojvodina stammenden GastarbeiterInnen war das Bestreben, nicht aufzufallen, ein Leitprinzip, ganz im Gegenteil zu den Angehörigen der großen selbstbewussten Nationen. Als Folge der befürchteten Stigmatisierung haben viele dieser Gruppen ihre Muttersprache den Kindern nicht weitergegeben, oder sie wechselten sogar ihre Namen ins Deutsche.

¹¹¹ A. Treibel. Migration in modernen Gesellschaften. Weinheim & München 2008⁴. S.143

„Inzwischen heiratete unsere Tochter einen deutschen Mann. Wir haben ein wunderschönes Enkelkind. Jetzt mischen wir auch schon die Sprachen. Oft merken wir gar nicht, welche Sprache wir sprechen. Wenn unsere Tochter und unser Schwiegersohn uns besuchen, sprechen wir natürlich nur Deutsch. Die fast völlige Integration ist schon eingetreten. Das Bewahren der eigenen Identität war in unserem Leben nie eine wesentliche Frage. Es stimmt, so zerriss die Familie binnen einer kurzen Zeit, worüber ich nicht gerne nachdenke. Aber auf der anderen Seite hat jeder ein Bedürfnis danach, dass er sich irgendwo zuhause fühlt, egal, ob das vom Schicksal oder von ihm selbst entschieden wird.“¹¹²

In den Statistiken bekennen sie sich als Österreicher oder Deutsche. Offensichtlich minimiert die kulturelle Nähe die diesbezügliche Gegenwehr, weil sich in der Geschichte auch umgekehrte Handlungsrichtungen abspielten. Wie in dem von Marta Fata herausgegebenen Werk „Die Schwäbische Türkei“ stellt Eva Schab-Malovics unter anderem in Zusammenhang mit den deutschen Überlebensstrategien in Ungarn fest: „Infolge der Stigmatisierung trat als Verhaltensstrategie die Assimilation auf; eine deviante Haltung lehnten die Ungarndeutschen allgemein ab.“¹¹³

Bei der von mir behandelten ImmigrantInnengruppe existierten im Sinne von Hartmut Esser die ethnischen Ressourcen, wie soziales und kulturelles Kapital, moralische Gemeinschaft, eigene Organisationen im Interesse einer Konfliktbegrenzung gar nicht. Es gab auch kein mobilisiertes ausgebautes Netzwerk von familiären und verwandtschaftlichen Beziehungen.¹¹⁴ Bereits in der Heimat existierten keinerlei Tendenzen in Richtung ethnisches Zusammenrücken. Zerstreut zwischen der heimischen Bevölkerung lebten sie auch in der neuen Heimat ein konfliktfreies nachbarschaftliches Leben. Dies wurde mir in allen meinen Umfragen bestätigt. Aus der Heimat schon mehrsprachig kommend (ungarisch-serbisch und früher auch deutsch) haben sie für die deutsche Sprache ein eigenes Interesse und eine kulturelle Affinität gezeigt, wodurch das Sprachproblem - wie bei anderen homogenen Gastarbeitergruppen - nie zum Vorschein kam. Gerade all diese Umstände und Handlungen in die Waagschale werfend, kann man sie mit Recht als unsichtbare MigrantInnen charakterisieren.

¹¹² Interview Nr. 11. Herr J.C.; (Anhang. S.53.)

¹¹³ Schab-Malovics, Eva: Sozialpsychologische Untersuchungen zum Wandel der Identitätsmuster bei den Ungarndeutschen. In: Fata, Márta: Die Schwäbische Türkei. Sigmaringen. 1997. S.221

¹¹⁴ Vgl. Esser, Hartmut. In: Bade; Klaus J. Migration, Ethnizität, Konflikt. Systemfragen und Fallstudien. Osnabrück. 1996 S. 67

3.7 Von der Gastarbeit zur Immigration

Alles hatte einen spielerisch leichten Anfang, jeder einzelne ging aus eigener Motivation, packte seine Reisetasche um die Welt kennen zu lernen.

Fast ausnahmslos (die Überseeauswanderer nicht mit eingerechnet) war ihr Aufenthalt gedanklich für eine kürzere Periode geplant, um nachher gut versorgt wieder nach Hause zu fahren und in der vertrauten Umgebung ihrer Familien und Bekannten ein schöneres, besseres und leichteres Leben führen zu können. Es war eine Illusion, erst später kristallisierte sich heraus, dass das Leben sich nicht beliebig von dem Menschen formen ließ, sondern seinen eigenen, vorher nicht erkennbaren Lauf nahm. Nach ersten optimistischen Schätzungen gingen fast alle Gastarbeiter davon aus, dass der Auslandseinsatz drei bis vier, maximal fünf Jahre dauern würde. Gewinnmaximierung, eine sehr sparsame Lebensweise, Ziele im materiellen Sinn zu setzen und zu verwirklichen waren die ersten Aufgaben, die sie sich selbst auferlegten. Es begann eine große Aufholjagd in Bezug auf die materiellen Verhältnisse der heimischen Bevölkerung und deshalb mussten im Gastland immer wieder neue Geldquellen aufgetan werden. Schwere, schmutzige, aber gut bezahlte Jobs waren daher sehr begehrt und nicht nur Überstunden wurden in jedem denkbaren Umfang erledigt, sondern auch Extraschichten geschoben. Wo die heimischen Arbeiter längst „nein“ gesagt haben, schufteten die Fremdarbeiter problemlos weiter, in ihrem eigenen Interesse und dem ihres Arbeitgebers. Durch ein internes Netzwerk erfuhr man, wer, wo, wie viel und auf welche Weise, (ob mit spezieller Qualifikation oder nur mit Knochenarbeit), Geld verdient. Naturgemäß wollten dann alle die Höchstverdiener einholen, oder, wenn möglich, diese noch übertreffen. In der Heimat wurde dann das verdiente Kapital umgesetzt und mit Autos, Häusern oder manchmal sogar Grabmälern zur Schau gestellt. Ehrlicherweise muss man zugeben, dass die ständigen wettrennartigen Handlungen oft nur zu Prestigeobjekten führten und in einer Geldverschwendung endeten. Dabei hatte aber auch die damalige kommunistische Führung kräftig mitgeholfen, weil jede private Investition zu wirtschaftlich-industriellen Zwecken verboten war.

Gleichzeitig hat aber auch eine Akkulturation begonnen, nämlich die Imitation des Konsumverhaltens der einheimischen Bevölkerung. Anstelle von puritanischer Lebensweise trat allmählich eine modernere Betrachtungsweise, man achtete mehr auf Lebensqualität. Die neueste Mode, Haushaltstechnik und Möbel haben neue Geldmengen

und neue Zielsetzungen, letztendlich neue Verschiebungen der Rückreise vorprogrammiert. Das war die materielle Seite. Vom sozialen familiären Denken ist in erster Linie das Schicksal der Kinder und der zu Hause gebliebenen, immer älter werdenden Eltern als Entscheidungsfaktor zu erwähnen. In überwiegender Zahl nahmen die Gastarbeiter aus der Vojvodina - im Gegensatz zu den Gastarbeitern aus anderen jugoslawischen Gebieten - ihre Kinder entweder sofort oder nach kürzester Zeit ins Ausland mit. Sie hatten Sorge um die Zukunft ihrer Kinder, welche Lichtenberger wie folgt summiert:

„Grundsätzlich handelt es sich bei den Kindern der Gastarbeiter um eine geteilte Generation, eine Generation überdies, die vielfach die monetären Gewinne der Arbeit im Ausland, welche die Elterngeneration erzielen konnte, durch eine Benachteiligung bei der Ausbildung und später auf dem Arbeitsmarkt - und zwar sowohl in der Heimat als auch im Ausland - bezahlen muss. In der Literatur wird bisher nur das Problem der Gastarbeiterkinder im Ausland studiert, die „zwischen den Sprachen“ aufwachsen und in den Schulen durch das häusliche Milieu benachteiligt sind. Sie sind aber ebenso benachteiligt, wenn sie mit den Eltern in die Heimat zurückkehren, in eine Gesellschaft, in der ihre Kenntnis der Muttersprache häufig ungenügend, ihre Intonation durch einen ausländischen Akzent gefärbt ist. Die Gastarbeiter wissen sehr wohl um diese Problematik.“¹¹⁵

Gerade dieses Wissen hatte schon bald den am Anfang teilweise zeitlich begrenzt vorgenommenen Auslandsaufenthalt in einen ungewissen Zeitraum, ohne ein konkretes Rückkehrdatum hinausgeschoben.

Im Weiteren hatte Lichtenberger zur Zeit ihrer Forschung, nämlich 1984, noch kein klares Bild über die weiteren Schicksale der Gastarbeiterkinder. Daher:

¹¹⁵ E. Lichtenberger. Gastarbeiter. Wien-Köln 1984. S.506

„Bisher fehlen Vergleichserhebungen, sodass man nicht sagen kann, welche Kinder tatsächlich im späteren Leben und Beruf durch diese gegenwärtige geteilte familiäre Existenz stärker benachteiligt sein werden, diejenigen, die bei der älteren Generation in der Heimat leben, oder diejenigen, die mit ihren Eltern im Ausland sind.“¹¹⁶

Aus heutiger Sicht aber ist klar zu erkennen, dass die im Westen lebende zweite Generation eindeutige Vorteile in vielen Lebensbereichen hat. Sogar auf jene trifft das zu, die damals noch zu Hause gebliebenen waren, aber am Ende der 1980-er, Anfang der 90-er Jahre wegen der Implosion Jugoslawiens während der kriegerischen Handlungen entweder freiwillig oder als Flüchtlinge ihre Heimat verlassen haben. Sie hatten dann im neuen Lebensabschnitt mit wesentlichen Nachteilen gegenüber der hier geborenen bzw. schon seit längerer Zeit sich hier aufhaltenden und daher bereits gut integrierten Jugend zu kämpfen.

Die Sorge um die zu Hause gebliebenen Eltern oder engen Verwandten der ImmigrantInnen aus der Vojvodina (ich nenne sie Immigranten, weil inzwischen 15-20 Jahre vergangen sind, und eine absehbare Rückkehr in die alte Heimat nicht zu erkennen ist) wurden nach westlichen Mustern gelöst. Die Alten sind zu Hause in Altersheimen untergebracht worden und die dafür notwendigen Kosten wurden mit dem im Westen verdienten Geld finanziert. Eine Wiedereingliederung in die Familien der Kinder, häusliche Sorge und Pflege, wie dies noch vor 50 Jahren die Regel war und bei der Bevölkerung in der alten Heimat auch noch immer praktiziert wird, ist für die im Westen lebenden ImmigrantInnen innerhalb von kurzer Zeit inakzeptabel geworden.

¹¹⁶ E. Lichtenberger. Gastarbeiter. Wien-Köln 1984. S.506

3.8 Von der Immigration zur Staatsbürgerschaft

Wie schon erwähnt, werden meines Erachtens, menschliche Entscheidungen immer wieder von objektiven Ereignissen und Umständen beeinflusst und korrigiert. Die VojvodinagastarbeiterInnen waren von der Grundvorstellung ausgehend „[...] keine Zuwanderer, sondern zumeist nur Zeitwanderer.“¹¹⁷ Mit der Zeit entwickelten sie eine spezielle ImmigrantInnenlebensform, nämlich eine Existenz in zwei Gesellschaften. Das war ein Reflex auf die nie genau vorhersehbare Arbeitsmarktlage und den damit verbundenen politischen Entscheidungen im Gastland. Andererseits konnte durch die politische und wirtschaftliche Situation in Jugoslawien die so oft geplante und erhoffte Rückkehr keineswegs erfolgen. In der Anfangsperiode, nach etwa acht- bis zehnjährigem Aufenthalt, kamen noch andere Faktoren hinzu, wie verwandtschaftliche Bindungen, das noch nicht vollständig aufgebaute Haus, oder die günstige geographische Entfernung zu Österreich oder Deutschland (Wien ist zur Vojvodina wesentlich näher als zu Vorarlberg.) Als die mit dem Tod Titos immer stärker werdenden Konturen eines nahenden Zerfalls des Vielvölkerstaates Jugoslawien sichtbar wurden und die Akkulturation-Integration noch mehr verwurzelte, kam es zu einer Positionsverschiebung im Wanderungsprozess. Der Bürgerkrieg in Jugoslawien, neue Flüchtlingswellen, der immer bedrohlicher werdende Nationalismus, der mit physischer Gewalt verbundene Fremdenhass in Serbien und die inzwischen erreichte für ein Staatsbürgerschaftsansuchen notwendige Aufenthaltsdauer haben die bislang schwankende Denkweise der Gastarbeiter aus der Vojvodina mehrheitlich in Richtung neue Heimatssuche orientiert. Durch das interne Kommunikationsnetzwerk ermutigt nahmen sie einer nach dem anderen die deutsche oder österreichische Staatsbürgerschaft an.

„Ja, in den ersten 10-15 Jahren hatte ich Heimweh. Da haben die Eltern auch noch gelebt, und viele aus der Verwandtschaft und Bekanntschaft waren noch unter den Lebenden. Die verlassene Gemeinschaft und die alten Erinnerungen haben mich angezogen. Im Endeffekt war damals für die Zukunft noch nichts endgültig entschieden. Ich konnte mir so helfen, dass wir alle 3-4 Monate nach Hause auf Besuch gefahren sind. Nachher bin ich dann immer beruhigt an meinen Arbeitsplatz zurückgekehrt. Mit dem gesparten Geld entstand - wie bei so vielen anderen auch - das neue Haus in der alten Heimat. Die Kriege am Balkan haben dann die

¹¹⁷ E. Lichtenberger. Gastarbeiter. Wien-Köln 1984. S.113

*endgültige Entscheidung gebracht. Da haben wir schon gewusst, einen Weg zurück zum Geburtsort gibt es nicht, außer wir beginnen ein völlig unsicheres Abenteuer. Als Mann mit einer Familie, als voraus denkender Mensch, war mir dieses Abenteuer gänzlich fern.*¹¹⁸

Dazu muss gesagt werden, dass diese Anträge den Gesetzen entsprechend fast ohne Ausnahme positiv beurteilt wurden. Im Gegensatz zu den GastarbeiterInnen, bei denen eine ständige Tendenz zur Bildung von Parallelgesellschaften beobachtet werden kann, ist bei den ImmigrantInnen aus der Vojvodina eher eine gegensätzliche Entwicklung aufgetreten. Sie haben sich sehr schnell mit der Kultur des Einwanderungslandes identifiziert. Bei ähnlichen Vorgängen konstatiert Akhtar Folgendes:

„Es entsteht nun eine Bindestrich-Identität. Einer solchen Identität mangelt es vielleicht an tiefer historischen Verankerung in sowohl dem historischen als auch dem Identifikationssystem, sie besitzt jedoch vielfach eine größere breite Erfahrung - ein Gefühl der Relativität, Wissen und zuweilen Weisheit. Eine äußerliche Manifestation dieser psychostrukturellen Errungenschaft ist der Umstand, dass der Immigrant sich in Gesellschaft von Personen beider Kulturen zunehmend wohler fühlt, Eine 'gemischte' Gästeliste für ein Abendessen im Hause des Einwanderers ist ein offensichtliches Zeichen für einen solchen Fortschritt in der Identitätsfestigung.“¹¹⁹

Von der oben genannten „gemischten Gästeliste“ sind bis heute in vielen Fällen bei den Gastarbeitern aus der Vojvodina Mischehen und Familien mit Einheimischen entstanden.

¹¹⁸ Interview Nr. 9. Herr I.K.; (Anhang. S. 44.)

¹¹⁹ S. Akhtar. Immigration und Identität. Maryland, USA 1999. Dt. Erstveröffentlichung: Gießen 2007. S.101

IV. Kampf der Kulturen

4.1 Migration als politischer Zündstoff

Die politischen Parteien versuchen besonders in Wahlkampfperioden zur Mobilisierung ihrer möglichen Wählerschaft jene Probleme aufzugreifen, im Zuge derer ideologische Gegensätze emotional vorgetragen werden können. Seit der ersten Ölkrise 1973/ 74 dienen Gastarbeiter, später Flüchtlinge und Migranten, besonders die aus nicht christlichen Kulturkreisen stammenden, als immer wieder gut instrumentalisierbare Masse zur Erreichung der gesetzten Ziele.

Schon im 18. und 19. Jahrhundert des vorigen Jahrtausends war Wien von sogenannten "Ortsfremden" geprägt. Die Zuwanderung stieg bereits innerhalb einiger Jahrzehnte über die 40% Marke. Im heutigen Europa ist Österreich neben Deutschland, Frankreich und England, eines der Länder mit den höchsten Anteilen an Zugewanderten. Ein Migrationshintergrund ist bei 17% der Einwohner und bei 15% der Arbeitstätigen nachweisbar.¹²⁰ In der Politik aber wird Österreich konsequent als „kein Einwanderungsland“ apostrophiert. Die türkisch- und serbischstämmige Bevölkerung Wiens ist trotz dieser Deklarierungen in Hundertausenden messbar. Die schon seit langem durch die Migration hervorgerufene Unsicherheit in Gesellschaft und Politik bekommt in den heutigen Tagen dadurch Nährstoff, dass das politische Lösungspotential auf der Ebene des Nationalstaates im Zuge der EU-Integration und internationalen Menschenrechtsbestimmungen den Handlungsspielraum merklich verloren hat. Besonders rechtspopulistische Parteien in Westeuropa finden aufgrund des Migrantenwesens wieder gut emotionalisierbare Angriffsflächen. Tun sie es deshalb, weil sie dadurch ein nicht ab zu schätzendes Wählerpotential mobilisieren können?

„Die Antimigrationsparteien greifen keineswegs nur lokale und nationale Probleme auf. Sie transportieren als nationalistische Parteien transnationale Themen. Deutliche Beispiele sind die geforderten Verbote von Kopftüchern, Moscheen oder Burkas, die zeitgleich von all diesen Parteien, unabhängig von der Intensität des Auftretens der Phänomene in den einzelnen Ländern, erhoben werden.“¹²¹

¹²⁰ Vgl. Rosenberger, Sieglinde in: Universität Wien (Hg): Migration als Spielball der Politik. Das Alumnimagazin der Universität Wien. Nr.1/2010. S.11

¹²¹ S. Rosenberger: Ebd. S.12

An den oft zitierten Stammtischen und versteckten Gassenecken, (wie die "Am Schauplatz"- Reportage des ORF im Jänner 2010 beweist) geht die Hetzkampagne soweit, dass angeblich sogar die Hunde viel schärfer gegenüber Ausländern reagieren, als ob sie einen Unterschied zwischen den Heimischen und den Migranten machen könnten. Vor solchen Verleumdungen schützt nicht einmal eine heimische Staatsbürgerschaft, wodurch eigentlich die ethno-nationalen Grenzen, zumindest auf dem Papier niedergerissen werden. Der „Gefühlscontainer“¹²² macht weder auf lokaler noch auf nationaler Ebene scharfe Unterschiede in Sachen Zugehörigkeit. Damit wird eine Ablehnung, Ausschließung und Stigmatisierung trotz gleicher Rechte praktisch wieder möglich.

Die rechtspolitischen Parteien suchen im Laufe ihrer Tätigkeit im Interesse des Erfolgs in den ersten Phasen von der allgemeinen Stimmung abhängig, einen möglichst neuen Ansatzpunkt, mit dessen Hilfe dann Problemfelder geschaffen werden können. Zum Beispiel dominierten am Anfang des 21. Jahrhunderts Themen wie schwarzafrikanische Asylsuchende und Drogenhandel, türkische Jugendliche und kriminelle Gewalt, Frauenunterdrückung, oder mangelnde Integration der Personen aus dem islamischen Kulturkreis. In der zweiten Phase bieten die populistischen Parteien dann die für das allgemeine Gefallen aufgebaute, als sehr wirksam und ausführbar dargestellte, radikale Lösungen an: Wie rigorose Abschiebungen von illegalen Migranten oder einen totalen Zuwanderungsstopp mit dichten Grenzen. Es bleibt allerdings stark anzuzweifeln, ob das überhaupt noch unter den jetzigen demokratischen Gegebenheiten durchführbar ist.

Manche Parteien versuchen in ihrer Polemik die Zuwanderungsproblematik deutlich größer erscheinen zu lassen, als sie tatsächlich ist. Nach aufmerksamer Befundanalyse wird nämlich deutlich, dass die Politisierung von Migration nicht nur einen direkt abgezielten engeren Sinn hat, sondern es auch dem Aufbau eines nationalistischen Profils, welches bei unterschiedlichen politischen Entscheidungen gut verwertbar ist, dient. Ein Beispiel wäre die so oft heraufbeschworene europäische Einheit.

¹²² S. Rosenberger. Migration als Spielball der Politik. Alumnimagazin der Universität Wien. Nr. 1/2010. S.13

4.1.1 MigrantInnenmagnet Europa

Außer den traditionellen Einwanderungsländern wie USA, Kanada oder Australien, wurde der westeuropäische Raum besonders in den letzten 50 Jahren zunehmend zum Zielgebiet der internationalen Migration.

Die beschleunigten Wanderungsprozesse sind heute von Globalisierung und Regionalisierung gekennzeichnet. Eine Entwicklung, in dessen Zentrum sich Europa befindet. Die Wanderungsströme von Süden nach Norden und von Osten nach Westen enden im wohlhabenden westlichen Teil Europas. Eine Zunahme der Asylsuchenden trifft besonders Deutschland, Österreich, Italien, die Schweiz, Frankreich und Spanien. Die ehemaligen Auswanderungsländer, wie Italien, Griechenland oder Spanien, sind mit dem enormen Immigrationsdruck aus Schwarzafrika und der arabischen, muslimischen Welt konfrontiert. Diese neuen Empfängerstaaten fühlen sich bedroht. In bi- und multilateralen Verträgen mit den Entsendeländern versuchen sie die bitterarmen Einlasssuchenden von den eigenen Grenzen fern zu halten. Diese restriktiven Maßnahmen zeigen nur wenig Erfolg, da auf der anderen Seite des Mittelmeeres kriegerische Ereignisse, die Arbeitslosigkeit, politische Instabilität im Zuge der islamistischen Bewegungen und hohe Geburtenraten einen bemerkenswerten Gegendruck erzeugen. Dazu kam auch neustens der sogenannte Arabische Frühling. Die oft verlangten gesamteuropäischen Lösungen lassen noch auf sich warten. Eines lässt sich aber feststellen: Neben spontanen Entscheidungen in äußerster Not werden die Reisen öfter als dauerhaft geplant und sind in ihrer Absicht auf ein lebenslanges Verbleiben in Europa ausgerichtet.

Bis heute ist die aus dem Osten (Afghanistan, Pakistan, oder Indien) befürchtete MigrantInnenflut noch ausgeblieben. Auch kommen aus dem Osten viel weniger die ganz armen Menschen, sondern bemerkenswerter Weise eher die Akademiker und die Mittelschicht. Alle in der Hoffnung, einen besser bezahlten Job als in ihrer ursprünglichen Heimat zu finden. So sind sie am Anfang auch bereit, einen erheblichen sozialen Abstieg in Kauf zu nehmen.

Die aus dem Osten kommenden Migranten sind nicht so sehr auf einen Ortswechsel bedacht, vielmehr sind sie als mobilster Teil der dortigen Gesellschaft auch gerne bereit, Extrastrapazen für eine wesentlich höhere Entlohnung auf sich zu nehmen.

„Einer der wichtigsten Aspekte, die die neue Migrationslandschaft seit Ende der 80-er Jahre kennzeichnen, ist der Umstand, dass die Mehrheit der Menschen in Mittel- und Osteuropa ihr Herkunftsland nicht nur verlassen, sondern auch wieder dorthin zurückkehren dürfen. Dadurch wird dem Mobilitätspotenzial eine neue Bedeutung verliehen. Es trifft zwar zu, daß [sic!] die Bevölkerung dieser Länder bereit ist aufzubrechen, aber nicht unbedingt auch auszuwandern - eine Verwechslung, die durch die Katastrophen-Szenarien im Westen wie im Osten Europas unterstützt wurde und auch durch die zugrundeliegende Idee genährt wurde, daß [sic!] diese wandernden sich früher oder später dauerhaft niederlassen würden. Die geographische Nähe, die lange Zeit wenig Relevanz hatte, weil sich Nachbarregionen isoliert voneinander entwickelten, wird mehr und mehr zu einer realen Nähe.“¹²³

Die von Morokvasic konstatierte "reale Nähe" wird mit Hilfe der modernen Transportmittel (Auto, Zug) in die alltägliche Praxis umgesetzt. Das in der Stadt - Land - Relation schon seit vielen Jahren da gewesene Pendlerwesen hat eine neue, internationale Dimension erhalten. Zehntausende Arbeitnehmer aus Polen, der Slowakei, oder Ungarn pendeln täglich zu ihren in Deutschland und Österreich befindlichen legalen Arbeitsplätzen.

Die Politik im Kern Europas hat ein ambivalentes Verhältnis zu den Migrationsströmen aus dem Süden und dem Osten. Die EU möchte nach dem politischen Umbruch in den kommunistischen Ländern in zunehmender Weise ihre Grenzen in Richtung Balkan und Ukraine ausdehnen. Die früher so weit weg gewesenen geographischen Grenzen Europas rücken immer näher ins Blickfeld der westeuropäischen Denkvorstellungen. Viel größeres Kopfzerbrechen verursacht aber die Migration von Süden her, da im Zuge dieser oft sehr unterschiedliche Kulturkreise aufeinander treffen. Es gibt zwar eine gewisse humane Solidarität, das westliche Europa bemüht sich jedoch die Kanäle im Süden so gut wie möglich abzudichten. Dies in der Hoffnung, dass dadurch der innere Frieden im Wesentlichen aufrechterhalten werden kann.

¹²³ Morokvasic, Mirjana: Pendeln statt auswandern, das Beispiel Polen. In: Morokvasic, Mirjana. Rudolph, Hedwig (Hg.). Wanderungsraum Europa. Menschen und Grenzen in Bewegung. Berlin 1994. S.166

4.1.2 Festung Europäische Union

Während das Projekt vereinigtes Europa Schritt für Schritt weiter entwickelt wird, hört man immer öfter Stimmen wonach "das Boot" voll sei und die Einwanderung in die EU gestoppt werden müsse. Als Reaktion arbeitete die europäische Politik ein Konzept aus, mit dessen Hilfe eine symbolische Mauer (in der Alltagssprache bekannt als "Festung Europa") das ökonomische und politische Interesse des Westens gegenüber den Drittstaaten schützen soll. In der zunehmend globalisierten Welt kommen auf uns nicht nur begrüßenswerte, sondern viele unangenehme und schwer lösbare Probleme zu, wie Arbeitslosigkeit, eine Kürzung der Sozialleistungen und eine Erhöhung der Unsicherheit der heimischen Bevölkerung durch illegale Immigranten. Und dies, obwohl der Neuanfang nach dem Zweiten Weltkrieg vielversprechend war. Die Wissenschaftler sind sich weitgehend einig:

„Während der Nachkriegszeit und bis in die frühen 70-er Jahre spielten 'Einwanderungen' für die Entwicklung Westeuropas eine zentrale Rolle. Ausländer trugen wesentlich zum Wiederaufbau der Industrie in den mitteleuropäischen Ländern bei. Experten behaupten, dass die Entwicklung der reichen Staaten sich zu einem großen Teil dem wirtschaftlichen Erfolg der Immigrantearbeitern verdankt.“¹²⁴

Also lief alles gut, die Erwartungen wurden erfüllt, der immer steigende Lebensstandard glättete die Wogen, allerdings begleitet von immer tieferen und häufigeren Rezessionen, mit verschärftem Kampf um die Arbeitsplätze. Die früher für die Etablierten unattraktiven, den Ausländern überlassenen Tätigkeiten, wurden neu bewertet. Der Spieß wurde umgedreht. Brochmann konstatiert im Weiteren:

„[...] in den ersten 25 Nachkriegsjahren [war] die Einwanderung weder für die Staaten noch für deren Bevölkerung ein besonderes Thema. Im scharfen Gegensatz dazu hat sich in den letzten Jahren ein allgemeiner Konsens gebildet, daß [sic!] die Einwanderung - zumindest aus bestimmten Ländern - eine der großen Sicherheitsrisiken im heutigen Europa darstellt. Manche sehen in der Einwanderung sogar einen Ersatz für das militärische Feindbild aus der Zeit des Kalten Krieges.“¹²⁵

Aus den obigen Zitaten ist klar heraus lesbar, dass aus der früheren Einwanderung als Gewinn mit der Zeit eine nicht abschätzbare Last wurde. Dieser Umschwung hat

¹²⁴ Brochmann, Grete: Festung Europa. In: M. Morokvasic; H. Rudolph (Hg.). Wanderungsraum Europa. Berlin 1994. S.47

¹²⁵ G. Brochmann. Ebd. Berlin 1994. S.47

mehrere, manchmal nur schwer beschreibbare Ursachen, aber auch einige gut erkennbare. Diese sollen jetzt näher betrachtet werden.

Die Wirtschaft als Treibkraft und die ökonomischen Faktoren, waren wahrscheinlich die wichtigsten im ganzen Ablauf, denn sie waren am Anfang sehr gewinnbringend. Im Aufbaustadium der Staaten Österreich und Deutschland, aber genauso in anderen Staaten auch, waren bei der ständigen Expansion von Gewerbe und Industrie, zusätzliche Arbeitskräfte für die Aufrechterhaltung des Wachstums erforderlich.

„In den 60-er und frühen 70-er Jahren, d. h. in einer Phase industrieller Expansion, betrieben verschiedene europäische Länder eine aktive Anwerbepolitik. Arbeitskräfte waren knapp, und Ausländer wurden benutzt, um strukturelle Engpässe des Arbeitskräfteangebots zu beheben. Die Einwanderer wurden in spezifische Wirtschaftssektoren mit Niedriglöhnen und ungelerner Arbeit in der Industrie, im Baugewerbe und Dienstleistungssektor kanalisiert. Prägnantestes Beispiel hierfür war Westdeutschland mit seinem so genannten Gastarbeitersystem.“¹²⁶

Mit der Ölkrise 1973 / 74 und der Rezession kam die erste Drosselung durch die Politik. Ein Anwerbestopp wurde zur Eindämmung des Zustroms von ausländischen Arbeitskräften eingeführt. Als präventive Maßnahme wurden die Aufenthaltsgenehmigungen im Falle einer Arbeitslosigkeit nicht verlängert. Die obigen Schritte führten aber nur zu einem Teilerfolg. Die Gastarbeiter zeigten im Erhalt ihrer Arbeitsplätze stärkeres Interesse und als Gegenleistung zum Anwerbestopp gestattete man Familienzusammenführungen, besonders von muslimischen Familien. Das hat einen sichtbaren Nachschub von Einwanderern hervorgerufen. Unter diesen Umständen wurde der nur nach mehreren Jahren abebbende Migrationsstrom in der Zwischenzeit von stark wachsenden, illegalen Grenzübertritten afrikanischer und asiatischer Flüchtlinge nicht nur kompensiert, sondern weiter aufgestockt. Neues Öl ins Feuer goss noch der grausame jugoslawische Krieg, wiederum waren Heimatlose die Folge.

Die von präventiven Absichten getragene Kehrtwende in der Europäischen Migrationspolitik brachte nur bescheidene Teilerfolge, denn die am Beginn der Maßnahme erwartete effektive Migrationsbeschränkung trat nicht ein. Deshalb suchte die Politik in zahlreichen Diskussionen neue Auswege. Öffentlichkeit und Medien

¹²⁶ G. Brochmann. Festung Europa. In: M. Morokvasic;H. Rudolph (Hg.). Wanderungsraum Europa. Berlin 1994. S.48-49

verlangten in Erwartung eines Erfolges rigorose, inhumane Akte, welche jedoch Anfang des 21. Jahrhunderts ohne eine beträchtliche Rufschädigung vor der Weltöffentlichkeit nicht durchführbar waren.

4.1.3 Politische Änderungen im Ostblock

Am Beginn der grundlegenden dramatischen Veränderungen in den damaligen kommunistischen Staaten (im Jahre 1988) flohen zahlreiche Ostdeutsche über Ungarn und initiierten damit später eine von mehreren Richtungen ausgehende Massenwanderung in den Westen. Rasant stieg dadurch die Zahl der illegalen Einwanderer aus dem armen Süden. In einigen westeuropäischen Staaten wie Italien, Spanien, Griechenland, Schweiz, Österreich oder Deutschland kam es zu Krisensituationen und zu neuen politischen Hilfsmaßnahmen. Ein abgekürztes Asylverfahren mit strengeren Bedingungen und Abschiebungen, wenn nötig auch mit Gewalt wie im Fall Omofuma, waren die Folge. Die am Anfang von den einzelnen Staaten praktizierten Konzepte brachten nur Teilerfolge, dadurch ist die Erkenntnis gereift, dass sich die EU-Länder in der Einwanderungsfrage letztlich auf einen einheitlichen restriktiven Kurs einigen müssten.

„Derzeit kann man eine informelle Annäherung der europäischen Haltungen zur Einwanderung in Richtung Abschreckung und Restriktion beobachten. In Westeuropa zeigt sich eine wachsende Tendenz zu strikteren Zugangskontrollen und häufigeren Zurückweisungen; Sanktionen beim Flugverkehr; Visumpflicht für Bürger aus immer mehr Ländern; obligatorischer Fingerabdruck bei der Einreise etc. Jeder Staat beruft sich auf seine Souveränität, um die Interessen seiner Bürger und seines Territoriums zu schützen. Diese Situation dokumentiert einen dringenden Bedarf an einer gemeinsamen langfristigen europäischen Haltung. Kein EG-Land allein kann die Situation meistern und die Abwärtsspirale aufhalten, die zu immer härteren Politiken führt, Die Art, wie die Zuwanderungsprobleme gehandhabt werden, könnte die EG-Integration als solche in Frage stellen.“¹²⁷

Das obige Zitat zeigt, dass die Migrationsbewegungen ein alles umfassendes Problem geworden sind, im Zuge dessen auch die so oft beschworene Europäische Integration einen Rückschlag erleiden könnte.

¹²⁷ G. Brochmann. Festung Europa. In: M. Morokvasic; H. Rudolph (Hg.). Wanderungsraum Europa. Berlin. 1994. S.53

4.1.4 Nationale Identität als Hindernis in der Europäischen Integration

Die in Folge der Französischen Revolution verbreitete Nationalstaatenidee, die heute ausgedient zu haben scheint, verlangt nach neuen Perspektiven. Der Weg zur Internationalisierung ist ohne Alternative. Dieser Prozess wird gewöhnlich mit der Eröffnung neuer Räume für den Handel und Kommunikation außerhalb der nationalen Grenzen assoziiert. Durch die Globalisierung der Märkte stößt der Nationalstaat in zunehmende Abhängigkeit von ökonomischen und politischen Entwicklungen außerhalb der eigenen Grenzen. Gleichzeitig werden durch aufgewirbelte Lebensgewohnheiten fortlaufend Bevölkerungsströme in wohlhabendere Regionen erzeugt. Die Antwort auf diesen Prozess sollte die Europäische Integration sein. Dieser Souveränitätsverlust generiert nach außen hin zunehmend die Frage der nationalen Identitätsbewahrung innerhalb der eigenen Grenzen. Bei dem Verzicht auf Souveränität können bei den Bürgern Unsicherheiten entstehen und es besteht die Gefahr, dass die Volksmeinung und die notwendigen politischen Entscheidungen zunehmend in die Gegenrichtung verlaufen.

„[...]so läßt [sic!] sich überlegen, ob der Wegfall dieser staatlichen Grenzen und die verdrängte Ferne der Schengengrenzen nicht ausdrücklich zu neuen Grenzen im Alltagsbewußtsein [sic!] führen, ob die neue Grenzen gesucht, erfunden werden müssen.“¹²⁸

Brochmann stellt in diesem Zusammenhang fest: „Die politische und ökonomische Integration setzt auch eine bewusstmäßige voraus - einen Abbau mentaler Schranken und kultureller Sperren; dieser steht überwiegend noch aus.“¹²⁹ Erst wenn alle Schranken fallen, kann eine langjährige Entwicklung der Vision eines "Europäischen Volkes" im Interesse des friedlichen Zusammenlebens inner- und außerhalb des westlichen Europas verwirklicht werden.

Ob die Migration noch in hundert Jahren ein spannungsbeladenes Thema sein wird, hängt davon ab, wie weit es gelingt die Ressourcen für das Leben so zu verteilen, dass jeder an seinem Geburtsort sein Glück findet. Eine vollständige Unterbindung der Migration ist aber nicht möglich und genauso wenig wünschenswert.

¹²⁸ K. Köstlin: Heimat und Geschwindigkeit. S.29-42.

¹²⁹ G. Brochmann. Festung Europa. In: M. Morokvasic; H. Rudolph (Hg.). Berlin 1994. S.55.

4.2 Globalisierung und Migration

Migration wurde und wird als ständige Begleiterscheinung des menschlichen Daseins von vielen Faktoren objektiver und subjektiver Natur ausgelöst und verläuft in verschiedenen Bahnen.

In der modernen Zeit ist der immer stärker gewordenen Globalisierungsprozess ein wichtiges impulsgebendes Ereignis. Die Welt wird mit Hilfe der Demokratisierung in Politik und Gesellschaft zu einer einzigen Einheit gebündelt. Auf diese Weise werden die nationalen Grenzen für materielles und geistiges Kapital durchlässig. Der weitgehend freie Kapitalfluss bringt grundlegende Änderungen im Leben der einzelnen Menschen. Mit nie da gewesener Schnelligkeit entstehen und verschwinden Märkte, Industriezweige, auch Arbeitsplätze, damit sie in einem anderen Teil der Erde, wo die Profiterwartung höher ist, mit noch moderneren Produktionsmethoden wieder reaktiviert werden können. In diesem Wechselbad wird menschliche Anpassungsfähigkeit bis zum äußersten auf den Prüfstand gebracht. Gesellschaftliche Normen, Sitten, Gewohnheiten, familiäre Bindungen, gut bewährte Wirtschaftszweige wie Landwirtschaft, Handwerk, werden von einem Tag auf den anderen durch den weltweiten Wettbewerb unrentabel. Der Große und Starke besiegt den Kleinen und Schwächeren. Der bis dorthin über eine sichere Lebensgrundlage verfügende Einzelne findet keine Verankerung mehr, ihm fehlen die Ressourcen für das alltägliche Leben. Vom Sichtpunkt der EU aus betrachtet führen die globalisierten ökonomischen Prozesse in ganz Afrika und im Osten Europas, sowie in Teilen Asiens, zu Verschlechterungen der Lebensverhältnisse in breiten sozialschwachen Schichten.¹³⁰ Also wird in der jetzigen Zeit durch die Globalisierung mit ihren ausgeprägten Push-Faktoren ein nie da gewesener Migrationsstrom generiert.

Die Zielländer Westeuropa, Nordamerika und Australien, versuchen mit verschiedenen Methoden (mit mehr oder weniger Erfolg) die Menschenflut an ihren Grenzen aufzuhalten. Probleme gibt es genügend, da das stark gestörte Gleichgewicht zwischen den ankommenden Personen und Aufnahmemöglichkeiten mit Hilfe von modernen Transportmitteln und kriminellen Schlepperwesen die illegale Migration in unkontrollierbarem Maße auszufern droht.

Die Globalisierung ist ein wichtiger Meilenstein in unserer Geschichte. Die ganze Welt wird in gut oder weniger gut erkennbaren Prozessen zu einer wichtigen Einheit

¹³⁰ Vgl. K. Kratzmann. Auf einmal war ich illegal. Wien. 2007. S.81-83

verschiedener Ideologien. Die durch differente Denkweisen ausgearbeitete Ausbeutung der Einen durch die Anderen sollte mit Hilfe gezielter Schritte ein Ende haben. Wenn das Lebensstandardgefälle durch Verbesserungsmaßnahmen korrigiert wird, sodass jeder in seinem Geburtsland genug Inhalt für sein Lebensglück findet, um es auch zu verwirklichen, kann friedensbedrohende Migration verhindert werden.

Das wird sicherlich ein langjähriger und mit Schwierigkeiten beladener Prozess werden. Nach ernsthaften Warnungen brauchen wir nicht lange zu suchen. Vielleicht ist es genug, die neueste Banken- und Wirtschaftskrise zu erwähnen, im Zuge derer durch übertriebene Habgier und Verantwortungslosigkeit, flankiert mit politischen Fehlern, wieder Abermillionen von Menschen vor dem finanziellen Ruin stehen, dessen direkte Folge höchstwahrscheinlich ein noch stärkeres Migrationsaufkommen sein wird.

„Zu Beginn der Krise war die starke Bereitschaft zu Reformen da, aber die große Chance ist vertan. Ich bin enttäuscht, dass nur geredet und nichts getan wurde. Man hat Geldströme in die Banken geführt, ohne irgendwelche personellen Forderungen, etwa für Aufsichtsräte, zu stellen. Man lässt den Apparat ungestört und sagt, man wird ihn kontrollieren. Aber der Apparat kontrolliert die Politik, nicht die Politik den Apparat.“¹³¹

Von uns und den nachkommenden Generationen ist es abhängig, welche Erfolge, oder eben Misserfolge in Zukunft zu verbuchen sein werden.

¹³¹ Grabner, Renate: „Da dachte ich mir: Habt´s mich gern“. Interview mit Kurt Rothschild. Kurier. Ausgabe: Sa./So./Mo., 24./25./26. Oktober 2009. S.17

4.3 Multikulti- oder Parallelgesellschaft

Die selbstdeklarierten ethnisch homogenen, westeuropäischen Staaten nahmen bis zu den 60-er/ 70-er Jahren des 20. Jahrhunderts auf gesellschaftspolitischer Ebene ethnische kulturelle Andersartigkeit nicht wahr. Sie wurde auch nicht thematisiert.

Mit den angeworbenen Gastarbeitern aus verschiedenen Ländern wurden in den späteren Jahren zusammen mit den ständig wachsenden Migrationsströmen von Osten und Süden die kulturelle Vielfalt, Integration und Assimilation immer mehr in den Brennpunkt der öffentlichen Diskurse gerückt. Die oben angeführten Zeilen unterstützen ein Zitat von Elisabeth Beck-Gernsheim:

„Im Zeitalter von Migration und Globalisierung wächst die Zahl der Personen, die aus den unterschiedlichsten Gründen ihre Heimat und Herkunftskultur hinter sich lassen. Im Gefolge dieser Entwicklung gibt es zum einen immer mehr Menschen, die in einem Land wohnen, das nicht ihr Geburtsland ist; zweitens immer mehr Paare, wo sich die Partner in Bezug auf ihre Herkunft deutlich unterscheiden, nach Nationalität oder Kulturkreis, Religion oder Hautfarbe; und drittens immer mehr Kinder, die in gemischten Familien, mit mehreren Herkunftskulturen aufwachsen. Dies gilt für viele westliche Länder, und es gilt nicht zuletzt auch für Deutschland. [...] Sie sind für den mononationalen, monokulturellen Blick eine Irritation, weil sie den gewohnten Ordnungskategorien - hier wir, dort die anderen - sich nicht einfügen lassen, weil sie beides zugleich sind und nicht nur das eine oder das andere.“¹³²

Wie die jüngste Geschichte bestätigt, galt es nach einer irritierenden Entwicklung einen beschreitbaren Weg für eine kulturelle, ethnische Zusammenführung einen beschreitbaren Weg zu finden. Die Gastarbeiter aus der Vojvodina gingen diesen von Anbeginn an. Nach meinen Schätzungen leben bis heute etwa 75 Prozent der Familien in der zweiten Generation in einer Mischehe mit Deutschen oder anderen Ethnizitäten. Dadurch sind jene, die anfangs in der Gesellschaft eventuell als andersartig wahrgenommen wurden, kaum mehr identifizierbar und somit als Problemfall nicht mehr vorhanden.

In der heutigen Zeit bedeuten die sogenannten integrations-resistenten Bevölkerungsgruppen eine Gefahr. Täglich verursachen sie bei der autochthonen Bevölkerung für die Politik Kopfzerbrechen.

Sprachdefizite, Abkapselung und Zurschaustellen des Anders-Seins führen

¹³² E. Beck-Gernsheim. Wir und die anderen. Frankfurt am Main. 2004. S.74-75

unweigerlich zur Stigmatisierung durch die Mehrheit. Es entstehen gesellschaftliche Randsituationen im Zusammenhang mit Arbeit, Gehalt und Wohnung. Der/Die Beteiligte fühlt sich ausgegrenzt, beleidigt, beteuert seine/ihre Unschuld, versucht sich zu rechtfertigen, wie die folgenden Worte beweisen:

„Der Entschluss, mich verhüllt in der Öffentlichkeit zu bewegen, kam über Nacht. Ich wollte ein Kopftuch tragen. Es war der innere Drang, den Menschen zu beweisen, dass eine Kopftuchträgerin nicht automatisch ein willenloses Geschöpf ist.

„Mit ihrem Tuch kommt die aus 'nem anderen Zeitalter!' , oder ‚Das ist doch net normal!' - Zu oft hatte ich miterleben müssen, wie Bekannte wegen ihrer Kopftuchbedeckung gehänselt wurden. Die Beleidigungen hatten mich in so manch stiller Minute lange grübeln lassen. ‚Warum denken manche Menschen so?‘, fragte ich mich. Ist es ein tief verwurzelter Instinkt, das Fremde zu hassen? Ich beschloss, mich mit den gehänselten Frauen und Mädchen zu solidarisieren. Beschloss, den Menschen auf der Straße zu zeigen, dass ich - trotz Kopftuch - auf keinen Fall eine Gebärmaschine bin.“¹³³

Diese Worte aus dem Mund einer 15-Jährigen klingen in meinen Ohren wie ein einstudierter Text mit vielen Phrasen und fragwürdigen Behauptungen. Ist der Entschluss zum Kopftuchtragen so freiwillig? Oder ist das die logische Folge von im Kindesalter eingetrichterten Dogmen? Der erwähnte Fremdenhass ist eine existierende Kategorie. In diesem Fall aber, wenn überhaupt, muss ein beiderseitiger Antagonismus am Werk sein, welcher viel mehr von trotzigem Verhalten in der Minderheitengesellschaft als von simpler Xenophobie der Einheimischen abgeleitet ist.

Ich glaube, es ist nicht verkehrt, die türkische Soziologin Necla Kelek zu Wort kommen zu lassen. Sie übt Kritik an ihren Landsleuten, versucht die Problemfelder aufzuarbeiten und zeigt Ursachen des integrationsresistenten Verhaltens eines Teiles der türkischen Einwanderer auf. Die Hindernisse sind vielseitig, jedoch werden sie scheinbar größtenteils durch das mangelnde Bekenntnis zur österreichischen oder deutschen Verfassung und den kulturellen Werten dieser Länder hervorgerufen.

Eine Rezension von Sibylle Hamann im Wiener Falter bewertet und analysiert neuerlich die Untersuchungen von Necla Kelek und Seyran Altes, den beiden mutigen Frauen, die trotz Morddrohung ihren Kampf weiterführen. Sie als Teil eines unbarmherzigen Systems legen ihre Hände mit großer Treffsicherheit auf die Problempunkte der türkischen Integrationsverweigerung. Kelek sieht eine Absicht am

¹³³ Shahin, Mona; Bartl, Lucia: Nicht ohne mein Kopftuch. In: biber mit scharf. Stadtmagazin für Wien, Viyana und Bec. Ausgabe Februar 2010. S.53

Werk, eine strategisch geplante Landnahme durch Islamisten. Die europäischen Rechtsstaaten werden gezielt für die Verwirklichung ihrer Ziele ausgenutzt. In diesem Zusammenhang warnt sie mit folgenden Worten: „Wenn wir die Bestrebungen der Islamvereine, ihr System der Scharia durchzusetzen, nicht Einhalt gebieten, nehmen wir die Entstehung einer anderen Gesellschaft in Kauf.“¹³⁴ Es ist nicht allzu schwer an die Konsequenzen zu denken. Es käme mit Sicherheit zu weiteren Spannungen und Polarisierungen in der Gesellschaft. Die Verwirklichung extremistischer Lösungsideen könnte immer mehr Zustimmung finden, welche letztendlich wahrscheinlich zu einem Desaster führen würde. Es wäre gut, die Warnungen ernst zu nehmen. Die kommenden Sätze mögen zwar diffamierend klingen, wenn aber eine Ausländerin, noch dazu eine Türkin, dies aussagt, darf an der Plausibilität nicht gezweifelt werden.

„1972 kam er als Fabrikarbeiter nach Deutschland. Schon damals kursierten die abenteuerlichsten Tipps, wie man es zum Frührentner bringen konnte. Noch immer beherrscht er keinen ganzen deutschen Satz. Den Tag verbringt er in der Moschee, die er mitgegründet hat, spielt Karten, betet und wacht über seine Frauen. Man bekommt Wohngeld, Kindergeld, Hartz IV; Kelek empört, dass manche diese Gesellschaft, die ihnen ein solches Leben ermöglicht auch noch verachten.“¹³⁵

Es ist bedrückend, wenn ein Gastarbeiter, Immigrant, oder Asylwerber in Westeuropa die Vorteile einer demokratischen hochentwickelten Gesellschaft genießt und gleichzeitig deren Untergrabung wünscht, egal ob ganz offen oder aber vielleicht auch heimlich.

¹³⁴ Hamann, Sibylle: Sei gut zu deiner Frau, deinem Haustier. In: Falter. Woche 22. 2010. S.14
¹³⁵ S. Hamann. Ebd. S.14

4.4 Integration oder Kampf der Kulturen

Ich beobachte mit großer Aufmerksamkeit als einer der Protagonisten seit 40 Jahren das Geschehen im Zusammenhang mit Gastarbeitern, Immigranten und Asylsuchenden.

Die Diskussion ist genau so unendlich, wie der immer größer werdende Zustrom der Fremden auf die „Festung Europa“. Unzählige Wissenschaftler und Buchautoren untersuchen die Thematik mit unterschiedlichen Forschungsergebnissen und aus verschiedenen Blickwinkeln und versuchen die diesbezüglichen Problemfelder zu lokalisieren und eventuelle Lösungen anzubieten. Trotz all dieser Bemühungen häufen sich die Probleme, die Diskurse werden immer hitziger. Ich denke es ist genug, wenn ich das Buch: „Deutschland schafft sich ab“ von Thilo Sarazin erwähne.

Die aufgegriffenen Unterschiede, Probleme, also die integrationserschwerenden Handlungen in der alltäglichen Praxis, sind zwischen Majorität und Minorität zahlenmäßig umfangreich. Nur um einige zu nennen: Ghettobildung, ethnisierte Arbeitsmärkte, Gleichberechtigung, Sprache, Schulbildung, Jugendkriminalität, Arbeitslosigkeit, archaische Lebens- und Denkweise, religiöser Fanatismus, Nationalismus, integrationsresistente Haltung. Wenn ich all diese Reibungspunkte aufzähle, fühle ich mich in einer angenehmen Lage und das gilt auch für meine mehrere 10.000 zählenden, gleich gesinnten Landsleute aus der Vojvodina. Uns blieben die obigen Problempunkte erspart, weil wir nie in Ghettos gewohnt haben. Die Sprache und die Schulbildung wurden in möglichst kurzer Zeit weiterentwickelt. Wir haben uns nie als Teile eines ethnisierten Arbeitsmarktes, wo Fremde die schlecht bezahlten, schweren Jobs ausüben müssen, identifiziert. Wir bekamen Arbeitsplätze, die jeder nach seinen Fähigkeiten und seiner Ausbildung entsprechend ausüben konnte. In diesem Zusammenhang stellt Ingrid Oswald fest:

„Der Arbeitsmarkt wird geteilt, in dieselben Tätigkeiten unterschiedlich bezahlt werden, wobei die Zuwanderer - "die ethnisch anderen" - die niedrigere Ränge besetzen, weil sie bereit sind, für geringeren Lohn als die Eingesessenen zu arbeiten. Dieses Bereitschaft ist umso höher, je niedriger der Lebensstandard im Herkunftsland ist und je schneller eine gewisse Summe für die Rückkehr angespart werden soll.“¹³⁶

Das Zitat mag für die immer wieder verlautbarten, unzähligen Gastarbeiter- und Immigrantenschwerden über Benachteiligungen am Arbeitsplatz zutreffend sein,

¹³⁶ Ingrid Oswald. Migrationssoziologie. Konstanz. 2007. S.116

meine Gesprächspartner allerdings waren alle der Meinung, dass sie keine direkte Benachteiligung in den Betrieben oder eine Ausgrenzung bemerkt hatten. Ob das der Lohn für unseren Integrationswillen, unserer kulturellen Nähe zu Westeuropa, oder nur die Gunst des in den 1960-er und 70-er Jahren herrschenden Arbeitskräftemangels war, würden eventuell weitere Forschungen klären.

Arbeitslosigkeit kam nur selten vor. Unsere christlich geprägte europäische Denkweise erlaubt weder religiösen Fanatismus, noch tiefen Nationalismus. Die Integration war von Anfang an unter den wichtigsten Zielsetzungen. Für uns war es immer klar, dass wir als Gastarbeiter und später als Bürger des Empfängerlandes, mit der heimischen Bevölkerung an einem Strang ziehen müssen. Antagonistische Gefühle gegenüber dem Aufnahmeland oder der Bevölkerung haben wir nie gepflegt, weil das nur negative Auswirkungen hervorgerufen hätte.

Leider sind nicht alle Immigrantengruppen ähnlicher Meinung oder Gesinnung. In Zeiten der Globalisierung, mit ständig erweiternden Demokratisierungen in allen Lebensbereichen, mit ziemlich offenen Grenzen, strömen von weit entfernten Erdteilen, in sehr unterschiedlichen Kulturkreisen aufgewachsene und mit leider antagonistischen Ideologien verblendete Menschen nach Europa. Der alte Kontinent ist in den Augen vieler Migranten ein Schlaraffenland, wo Wohlstand herrscht, ohne dafür arbeiten zu müssen. Die von Elend, Hunger und oft von Naturkatastrophen oder Krieg und Terror gequälten Individuen wollen, ohne lange nachzudenken, nur ein besseres und ruhigeres Leben. Die Migration ist aber ein komplexer Eingriff mit vielen Facetten, womit sich aber besonders die armen, kaum gebildeten Schichten in der „Entsendegesellschaft“ nicht im Klaren sein dürften. Immigration ohne einen Wandel im Gedankengut und dem Habitus bringt eine Vielzahl von neuen Kränkungen und Diskriminierung in den Empfängergesellschaften mit sich. Es ist eine Frage, inwiefern jeder einzelne bereit oder fähig ist, die notwendigen Schritte zu gehen, von denen der Ausgang des gesamten Prozesses abhängig ist.

Immigrant zu sein verlangt eine tägliche Anpassung und Lernfähigkeit von den Protagonisten. Die Alltage bringen laufend neue Herausforderungen und Spannungen. Ein Gefühl der Einsamkeit und sogar eine Identitätskrise können aufkommen. In diesem seelischen Zustand wird Religion und Kirche aufgewertet. In diesem Zusammenhang konstatiert Elisabeth Beck-Gernsheim folgendes:

„Im Diaspora- Leben ist der Gottesdienst nicht nur ein religiöses, sondern zugleich auch ein soziales Ereignis. Er ist Treffpunkt, Begegnungsort, Sammelplatz derer, die in der Fremde sich durchschlagen müssen. Hier kann man Menschen treffen, mit ähnlicher Geschichte und ähnlichem Schicksal; hier kann man Erinnerungen an früher austauschen und aktuelle Informationen erhalten; hier kann man mit Gleichgesinnten über Hoffnungen und Enttäuschungen sprechen, über Entbehrungen und Zukunftsvisionen. Hier sucht man Hilfe, Unterstützung, Gemeinschaft - und dies nicht nur im spirituellen Sinn, in der Beziehung zu Gott, sondern auch in einem sehr irdisch gewendeten Sinn, in der Beziehung zu Menschen vor allem zu anderen Migranten“¹³⁷

Es wäre gar nicht zu verurteilen wenn manche religiöse Gemeinschaften die Notlage der ImmigrantInnen nicht für eigene politische Zielsetzungen ausgenützt hätten. Es ist längst bekannt, dass die orientierungslosen, in seelischer Verwirrung befindlichen Menschen am leichtesten zu manipulieren sind. Mit irreführenden Parolen, wie eine behauptete Unterdrückung und Ausnützung seitens der heimischen Bevölkerung, werden in Immigrantenkreisen antagonistische Gefühle geweckt. Unter dem Vorwand der Bewahrung der eigenen Kultur und der eigenen Identität, wird begonnen das „gemeinsame Haus zu ruinieren“. Ungeduld, Demonstrationen, Randalen breiten sich aus. Das autochthone Volk fühlt sich verängstigt und verlangt Gegenmaßnahmen.

In solchen Situationen ist ein sehr behutsames Vorgehen notwendig, damit die entstandenen Gräben nicht noch mehr erweitert werden und ein ganzes Land Austragungsort für einen Kampf der Kulturen wird. Als Vergleich möchte ich ein banales, aber gut verständliches Beispiel aufzeigen: Wenn ein Obdachloser in einem Haus Unterkunft sucht und findet, ist er nach jedem menschlichen Ermessen verpflichtet, die vom Hauseigentümer vorgelegten Verhaltensnormen zu befolgen, im gut durchdachten Interesse von beiden Parteien. Nur so kann der aus dem Elend geflüchtete Wandernde ein besseres und sicheres Leben aufbauen, im Sinne einer erfolgreichen und geglückten Integration.

¹³⁷ E. Beck-Gernsheim. Wir und die anderen. Frankfurt am Main. 2004.S.30

4.5 ImmigrantInnen als UnternehmerInnen

Ein Sprichwort sagt: "Aller Anfang ist schwer!". Aber nicht für alle gleichermaßen, wenn man es in Betracht zieht, dass nicht wenige von den früheren GastarbeiterInnen bis heute nicht die Sprache des Gastlandes gelernt haben.

Am Anfang waren die aus der Vojvodina stammenden Arbeiter nur unselbstständig erwerbstätig, wie das die Vereinbarungen zwischen dem Sender- und dem Empfängerstaat regelten. Mit der Zeit hat sich aber viel geändert. Mit der Entscheidung zur neuen Staatsbürgerschaft haben die Vorwärtsdenkenden und Mutigen ihre Ersparnisse in ein unternehmerisches Unterfangen investiert. Wie viele davon erfolgreich geblieben sind, ist unklar, aber Tatsachen belegen, dass immer mehr erfolgreiche Unternehmen ausländische Wurzeln haben.

Die Zeiten sind längst vorbei, in denen Ausländer nur an Gemüsemärkten als selbstständige Verkäufer auftauchten. Die Zeitungen berichten immer wieder von erfolgreichen Immigranten im Wirtschaftssektor. So erzählt das Wiener Stadtmagazin "biber mit scharf" in seiner Novemberausgabe 2009, wie Ali M. Cankaya vom einfachen türkischen Gastarbeiter zu einem heute bedeutenden Unternehmer wurde. Seine Bäckerei in Wien-Meidling arbeitet mit den modernsten Maschinen und beschäftigt mittlerweile 45 Mitarbeiter. Die hergestellte Ware findet einen sicheren Absatz in den renommierten Lebensmittelketten, wie Hofer, Merkur und Spar. „Auf den Gourmet-Konzern Do&Co ist er besonders stolz, für ihn bäckt Üc1er [Üc1er ist der Firmenname und bedeutet drei] Mini-Sandwiches, die in 10.000 Meter Höhe verzehrt werden – in den Charterfliegern der Lauda Air.“¹³⁸

Die Wiener Tageszeitung "Die Presse" berichtet in einer Ausgabe (29. Juli 2009) über den iranischen Teppichhändler, Ali Rahimi, der in Wien einen Verein mit dem Namen "Wirtschaft für Integration" unter der Schirmherrschaft von Wiens Bürgermeister Michael Häupl und Raiffeisen Generaldirektor Christian Konrad, gegründet hat.

„Bildung und Sprache sind dabei die Eckpfeiler des Vereins. Das Motto ist ‚fordern und fördern‘. So wird etwa der Deutschkurs erst dann bezahlt, wenn der Teilnehmer den Kurs ordentlich abgeschlossen hat. Aber es ist nicht nur die Sprache, es geht auch darum, über Tabuthemen sprechen zu können. Etwa über Schulen, in denen viele Kinder mit Migrationshintergrund sitzen und

¹³⁸ Neuhold, Clemens; Bartl, Lucia: Kaisersemmel meets Fladenbrot. In: biber mit scharf. Stadtmagazin für Wien, Viyana, Bec. Ausgabe November 2009. S.55

vielleicht gar nicht Deutsch können.¹³⁹

Nach Ali Rahimis Ansichten müssen ausländische Wurzeln nicht zwangsläufig zu Nachteilen in Österreich führen. Wie in seinem Fall sind das Beherrschen von mehreren Sprachen und das selbstständige Handeln in mehreren Kulturen die Voraussetzung für erfolgreiche Kooperation mit den asiatischen Staaten.

Im selben Blatt ist noch ein weiteres Beispiel dafür, dass in einem freien demokratischen Land wie Österreich, der Weg nach oben immer gegeben ist und die Randstellung in der Gesellschaft nicht das unausweichliche Schicksal eines Immigranten ist, wenn er selbst in diesem Interesse tatsächlich etwas unternimmt. Der in Serbien geborene und zur Volksgruppe der Roma gehörende Zeljko Jovanovic hat nicht auf pures Glück gewartet, er ist nach zwanzigjährigem Aufenthalt in Österreich Besitzer eines der „hippsten Lokale Wiens“.

Der Wiener Kurier hat im Herbst und im Winter 2009-2010 eine ganze Serie den erfolgreichen Unternehmungen der Immigranten gewidmet. Menschen aus verschiedenen Herkunftsländern, mit verschiedenen Berufen und religiöser Zugehörigkeit haben von ihren Anfängen bis zur gelungenen Integration erzählt. Dabei gab es immer wieder Schwierigkeiten, wie die fremde Sprache, die Xenophobie, das Unverständnis auf beiden Seiten. Aber mit Ausdauer und einer notwendigen Dosis an Anpassungswillen können bis heute alle einen Erfolg im Leben verbuchen. Zum Ende haben österreichische Politiker und Prominente in Form von Kolumnen auf dieselben gestellten Fragen geantwortet. Dancing Star Sandra Pires glaubt: „[...] dass es beim Thema Integration immer Probleme geben wird - das sei natürlich. Menschen die anders sind, empfindet man als fremd [...]. Alle müssten erkennen, dass sie miteinander leben müssen.“¹⁴⁰ Das Verständnis für das Erkennen eines notwendigen Miteinanders, besonders in Wien, ist ersichtlich. Von Jahr zu Jahr sind immer mehr Geschäfte, Handwerker, Dienstleistungen und Unternehmungen im Besitz von integrationsfähigen Immigranten zu verzeichnen. Wiens Wirtschaft wird schon heute in der Höhe von etwa 30% von Neuankömmlingen getragen. Probleme mit den Fremden existieren sicherlich, aber die angeführten Beispiele zeigen, dass eine glückte Integration auch möglich ist und auf längere Sicht es dazu auch keine Alternative gibt. Das gilt insbesondere für die Bildung von Parallelgesellschaften,

¹³⁹ Dadgar, Farzad: Migration und Erfolg: Mehr als nur ein Teppichhändler. In: Die Presse. 29.7.2009. S.11

¹⁴⁰ Bukovec, Nicholas; Hacker, Philipp: Heimat in der Fremde: Bilanz der großen Kurier-Serie. In der Ausgabe vom 20. Jänner. 2010. S.5

welche als Brutstätten von Misstrauen, Unerträglichkeit und sogar Hass charakterisiert werden.

V. Die Interviews – Pläne und Umsetzung

In meiner bisherigen Erörterung habe ich in kurzen Zügen die Vojvodina als Raum, ihre neue Geschichte und die politische und wirtschaftliche Lage nach dem Zweiten Weltkrieg dargestellt und die mit der Abwanderung und Integration korrelierenden Probleme angeführt.

Im Folgenden werden authentische Teilnehmer des Wanderungsprozesses ihre eigenen Beweggründe und langjährigen Erfahrungen im Ausland preisgeben. Die Gespräche wurden in Form qualitativer Leitfadeninterviews geführt. Bezüglich Anonymität oder die Offenlegung der persönlichen Daten, wurden die Gesprächspartner informiert und befragt; die überwiegende Mehrheit stimmte für Anonymität. Diesem Wunsch bin ich zwingend nachgekommen.

Bekanntlich sind Menschen dazu geneigt, dass sie unangenehme Ereignisse aus ihrem Leben ausblenden. Andererseits schmälert die Zahl der verschwiegenen Probleme und Misserfolge den wissenschaftlichen Wert der Aussagen und führt nur zur halben Wahrheit. Wie wir wissen, kann aber die Desorientierung, oder die Verbreitung von verschönten Lebensbildern nicht weiter führen. Darum habe ich auf ein angenehmes und ungestörtes Gesprächsklima, auf keinerlei zeitliche Begrenzung des Gespräches, auf eine große Vertrauensbasis sehr großen Wert gelegt. Ein gedeckter Tisch mit frisch servierten Mehlspeisen, Kaffee und Blumen war ein unverzichtbarer Bestandteil bei der Erstellung der Interviews. Ich bemühte mich, den Gesprächen eine feierliche Bedeutung beizumessen, um damit die Wichtigkeit der Person und des Erzählten zu verstärken. Um eine Vertrauensbasis zu schaffen, habe ich immer darum gebeten zuerst die momentane Situation und schöne Episoden aus dem Leben zu schildern. Das so entstandene Gespräch habe ich versucht auf sanfte Art und Weise auf Inhalte zu lenken, die mir in meiner Arbeit wichtig erschienen und wie man aus den Interviews sieht, mit Erfolg. Dazu trug auch die Verwendung der Muttersprache der InterviewpartnerInnen erheblich bei. (Ungarisch und Serbisch).

Meine InterviewpartnerInnen sind alle seit Jahrzehnten in Österreich und Deutschland lebende, nunmehr etablierte, ehemalige Gastarbeiter aus der Vojvodina. Alle haben einen Prozess der Akkulturation ohne größere Hindernisse absolviert. Ihre damalige Entscheidung haben sie nie bereut. Ganz im Gegenteil zu der Minderheit, die nach einigen Jahren aus den verschiedensten Gründen wieder in die ursprüngliche Heimat zurückkehrte, denn im Zuge zahlreicher Gespräche hatte ich die Möglichkeit,

immer wieder auch festzustellen, dass diese Gastarbeiter ihre damalige Entscheidung bereuten. Und zwar aus dem Grund, weil ihr weiteres Leben nach anfänglicher Zufriedenheit (bis das im Ausland ersparte Geld aufgebraucht war) in eine alltägliche Unsicherheit (Krieg auf dem Balkan) und spürbare Verschlechterung des Lebensstandards mündete. Die obige Feststellung sei aber nur am Rande erwähnt und ist kein Thema dieser Arbeit.

Mit Hilfe von fast 50 Fragen in Form eines Fragenkataloges habe ich versucht die verschiedenen Lebensabschnitte der Immigranten unter die Lupe zu nehmen, von der sozioökonomischen bis hin zur im strengsten Sinne volkskulturellen Sicht. Die Fragen im Zusammenhang mit Kindern, Wohnung, Ernährung, Kleidung, Hygiene und allgemeine Lebensumstände haben den Kern meines Interesses gebildet, sowie jene, in denen die im Aufnahmeland vorkommenden ersten Eindrücke, Erfahrungen, die so oft behauptete Stigmatisierung von Ausländern ihren Niederschlag fanden. Zum Ende kam ich noch zur Frage, inwieweit die Integration gelungen ist, und ob sich die Lebenserwartung erfüllt hat.

Während der Gespräche habe ich den Eindruck gewonnen, dass der / die mir gegenüber sitzende InterviewpartnerIn stets bemüht war, ehrliche Antworten zu geben. Es gab auch Erinnerungslücken im Gedächtnis, wobei es nicht immer leicht gewesen ist, die Wahrheit herauszufinden. Am Anfang war ich skeptisch in Bezug auf Fragen, die im Zusammenhang mit als subjektiv schlecht oder unangenehm empfundenen Ereignissen und Taten standen (wie z.B. Kriminalität oder Krankheit in der Familie – siehe Interviews Nr. 2 und 3). Meine Befürchtung beruhte darauf, dass es alltäglich ist, nur die im Leben erreichten Erfolge zur Schau zu stellen. Dies hätte ein wenig realistisches Bild ergeben. Wie die kommenden Interviews zeigen werden, ist es mir aber gelungen - wenn auch teilweise mit Nachhaken - Biographien ans Tageslicht zu bringen, in denen menschliche Schwächen genauso eine wichtige Rolle spielen, wie das Streben nach einem besseren qualitativen Dasein in Gemeinschaft mit der heimischen Bevölkerung. Die Interviews entstanden im Zeitraum Sommer 2009 bis Herbst 2010. Ein wichtiges Kriterium war, dass alle Beteiligten tatsächlich aus der Vojvodina stammen und als Gastarbeiter in den 60-er und 70-er Jahren legal, mit gültigen Reisepässen, ihr Glück in Österreich und Deutschland gesucht haben. Ein weiteres Vorhaben war es, einen Anteil an weiblichen Teilnehmerinnen mit etwa 50% zu erzielen, denn die Statistiken belegen eindeutig, dass sich die Zahl der weiblichen Migrantinnen gegenüber der männlichen Migranten ziemlich genau die Waage hält.

VI. Zusammenfassung

Mit meiner Arbeit will ich das Problem Migration betrachten, analysieren und daraus Rückschlüsse ziehen.

Es gab in den westlichen Teilen Europas nach dem Zweiten Weltkrieg, aber insbesondere in den 60-er/70-er Jahren des 20. Jahrhunderts einen wirtschaftlichen Aufschwung ohne Gleichen mit einem kaum zu behebbem Arbeitskräftemangel. Millionen von Menschen strömten von peripheren Gebieten in die mittleren und nordwestlichen Teile des Kontinents. Als ein weiteres Arbeitskräftereservoir diente sogar der asiatische Raum und die afrikanische Mittelmeerküste.

Zu dieser damaligen Wanderbewegung hat die im öffentlichen Raum kaum wahrgenommene jugoslawische Provinz Vojvodina auch einen wesentlichen Beitrag geleistet. Wahrscheinlich haben die GastarbeiterInnen ganz unabhängig davon, aus welchem gesellschaftlichen Milieu sie stammen und welcher Nation sie angehören, das generelle Ziel, sich zukünftig ein besseres Leben zu gestalten. Alles andere kam, was insbesondere auf die GastarbeiterInnen aus der Vojvodina zutrifft, schicksalsbedingt. Aus den ursprünglich geplanten einigen Jahren in der Fremde wurde ein längerer Auslandsaufenthalt, dann ein verschleierter Immigrantensstatus und letztendlich eine neue Heimat mit der dazugehörenden Staatsbürgerschaft. Warum kam es dazu und wie haben diese Menschen die aufkommenden Schwierigkeiten gemeistert? Ziel meines Vorhabens war, das alles zu schildern.

Die Vojvodina war schon seit Jahrhunderten - die Bevölkerung betreffend - ein Gebiet mit buntem Völkergemisch. Ausschlaggebend für diesbezügliche Veränderungen waren die beiden Weltkriege. Die früher größten Volksgruppen, wie die Ungarn und die Donauschwaben, haben ihre Bodenständigkeit und die Möglichkeit zur Selbstverwirklichung im Wesentlichen schon nach dem Ersten Weltkrieg verloren. Die Zeit danach brachte in dieser Hinsicht nur Verschlechterungen. Nach alledem ist es kein Wunder, dass die Minderheiten, wie Deutsche, Ungarn, Roma, Rumänen und Slowaken, bei erster Gelegenheit ihre Koffer packten in der Hoffnung, wo anders ein besseres Leben vorzufinden.

Man kann behaupten, dass der vitalste Teil der Bevölkerung das Land- anfänglich nur für einige Jahre gedacht- verlassen hat. Die einzelnen Lebensgeschichten der Protagonisten zeigen, dass sich ihre Situation im Gastland ausnahmslos im materiellen Sinn gebessert hat, wie die Interviews eindeutig belegen.

Auf der anderen Seite wurden Folgen für die Vojvodina sichtbar, wie sich später herausgestellt hat. In der Provinz wurden besonders in den ländlichen Gebieten die durch die Wanderung entstandenen Nachteile sichtbar: Ein ständiger Schwund von autochthonen Minderheiten, der Verfall ihrer Gemeinden, ihrer Häuser sowie von Hab und Gut. Die demografische Lage ändert sich dort zugunsten von Neuankömmlingen aus dem Süden, mit dem Zuzug von Moslems; als Beispiel sei die in neuerer Zeit erbaute erste Moschee in der Stadt Subotica erwähnt.

Einst funktionierte das friedliche Zusammenleben gut, aber es haben die beiden Weltkriege den früheren Status-Quo grundlegend verändert. Während meiner Arbeit habe ich mein Augenmerk absichtlich auf die Frage gelegt: Wie werden diejenigen Individuen, die aus einem Vielvölkermilieu heraus ihre Wanderung angetreten haben, jetzt ihr Leben in einer neuen Umgebung meistern?

„Sich in anderen Kulturen gut bewegen zu können, bedarf einer langen Übung und Eingewöhnung bzw. - in soziologischer Terminologie - einer (Re-)Sozialisation ist also sehr voraussetzungsvoll. Genau das aber wird einem Migranten abverlangt.“¹⁴¹

Ingrid Oswalds Feststellungen stimme ich zu. Die Minderheiten aus der Vojvodina haben interkulturelle Bewegungen lange Zeit geübt. Gemischte Siedlungen mit zwei oder drei ethnischen Zugehörigkeiten waren keine Seltenheit. Ich riskiere sogar die Behauptung, dass ein durch die Gastarbeiter entstandenes neues Lebensumfeld viele Züge des früheren Lebens mit etwas veränderten Vorzeichen in sich trug. Die zwischenmenschlichen Kontakte daheim waren Bestandteil einer breiten Palette des Alltags: Verwandtschaften durch Mischehen, enge nachbarschaftliche Beziehungen, gemeinsames Arbeiten und ständiger Handlungsaustausch, nur um die wichtigsten zu nennen. Dazu noch eine kurze, persönliche Erfahrung: Mein Vater hatte als Geselle mehrere Jahre bei einem deutschstämmigen Handwerker gearbeitet. Bis zu seinem Tod hat er immer wieder behauptet, dass die dort verbrachten Jahre die wertvollsten gewesen waren, wenn es um Sparsamkeit, pünktliche, gewissenhafte und wirtschaftlich lohnende Arbeit geht. Gerade solche und ähnliche Erfahrungen, welche auch ich während meiner Gespräche immer wieder hörte, haben für die gegenseitige Anerkennung und menschenwürdige Achtung eine feste Grundlage geschaffen.

Die Abreise ins Ausland hat für die jungen, mit Tatendrang und Abenteuerlust ausgestatteten Menschen keine schwere seelische Belastung bedeutet. Insbesondere

¹⁴¹ I. Oswald. Migrationssoziologie. Konstanz. 2007. S.99

dann, wenn man in Betracht zieht, dass eine Rückkehr ins sichere Elternhaus jederzeit möglich war. Allgemein waren Eltern und Verwandtschaft auch beruhigt, weil die Reise nicht in ein weit entferntes, unbekanntes Land führte. Österreich, Deutschland oder die Schweiz waren geografisch gesehen nur einen "Katzensprung" entfernt. Die dort praktizierte Demokratie war sympathisch. Ihre Kultur und Religion, aber besonders die wirtschaftliche Leistung dieser Länder waren hochgeschätzt und nachahmenswert. „Sie kamen erst mit befristeten Arbeitsverträgen und baldiger Rückkehrabsicht, doch dann wurde für viele, in allmählichen Schritten, ein transnationales Leben daraus.“¹⁴² Obiges Zitat schildert den gewöhnlichen Ablauf der Arbeitsmigration in einem einzigen Satz sehr zutreffend, wenn auch sich dahinter tausende Schicksäle von wunderbaren Erfolgen bis zu echten Tragödien verbergen. Ehen zerbrachen, Suizide wurden verübt, tragische Unfälle haben den Vater, die Mutter oder die Kinder getroffen. Ja, die jungen Ehepaare, die unverheirateten Frauen und Männer hatten oft zu romantische Vorstellungen als Ziel: die große Welt zu erkunden, schöne Kleider, Schuhe zu kaufen, um den einen oder anderen in Sachen Mode oder im modernen Lebensstil zu übertreffen. Und natürlich stand auch ein wunderschönes Auto, wenn möglich rot, mit vielen PS, ganz oben auf der Wunschliste. In den ersten Auslandsjahren vermittelte ein Auto vielfältige Signale in Richtung heimatliches Ambiente. Da ist es kein Wunder, wenn die Trägerin des Deutschen Buchhandelpreises 2011, Melinda Nadj Abonji (in der Schweiz lebende, aus der Vojvodina stammende ehemalige Gastarbeiterin) ihren Roman „Tauben fliegen auf“ mit folgenden Worten beginnt: "Als wir nun endlich mit unserem amerikanischen Wagen einfahren, einem tiefbraunem Chevrolet [...].“¹⁴³ Ja, mit so einem Auto fuhr man langsam, mit voller Würde, das musste die gesamte Ortschaft sehen und zur Kenntnis nehmen, welche GastarbeiterInnen sich welchen Wagen gekauft hatten. So ein westliches Gefährt bedeutete Ansehen und Überlegenheit, vor allem finanzielle Kraft gegenüber den Daheimgebliebenen.

Das Leben blieb aber bei solch simpler Demonstration von Überlegenheit nicht stehen. Mit der Zeit wurde es immer wichtiger, im Aufnahmeland eine gut gelegene, schöne Wohnung und einen guten Arbeitsplatz zu erhalten und für die Kinder eine gute Schulbildung zu sichern.

Aber sehen wir uns doch die Ereignisse ein bisschen detaillierter an.

¹⁴² E. Beck Gernsheim. Wir und die anderen. Frankfurt am Main. 2004. S.45

¹⁴³ Nadj Abonji, Melinda: Tauben fliegen auf. Salzburg. Wien. 2010. S.5

Jugoslawien war am Ende der 60-er Jahre zwar kein demokratisches Land im westlichen Sinne, aber dennoch gab es für die Bevölkerung im alltäglichen Leben keine Repressalien von staatlicher Seite. Im Allgemeinen gab es keine Angstgefühle und kein Elend und wer wollte, konnte arbeiten. Oberflächlich gesehen waren alle Voraussetzungen da, um in der Heimat zu bleiben und eine bessere Zukunft aufbauen zu können.

Die damalige Staatsführung hat die Mentalität der breiten Bevölkerung nicht durchschaut. Ein Ventil zu öffnen und die unausweichliche, in der nächsten Zeit zu erwartende Arbeitslosigkeit zu vermeiden, das war ihr Ziel. Die späteren hohen Deviseneinnahmen durch die Arbeitsemigranten waren die positiven, aber der teilweise Verlust junger und strebsamer, gut ausgebildeter Menschen war ein durchaus negatives Begleitmoment.

Bei der Mobilitätsentscheidung, vom materiellen Aspekt abgesehen, hat speziell bei den Minderheiten in der Vojvodina auch der psychologische Aspekt eine wesentliche Rolle gespielt. Die dortige Bevölkerung war und ist noch bis heute im Grunde genommen westlich und nicht östlich orientiert. Der Westen und Amerika übten eine riesige Anziehungskraft aus. In der Nachkriegszeit, während des kalten Krieges, wurde dieses Gefühl mit Hilfe verschiedener Propagandatechniken (Flugblätter, Radio Freies Europa) noch verstärkt. Im Allgemeinen dachten die Menschen, dass der, der einmal den westlichen Kapitalismus erreicht hat, nach einigen Jahren steinreich und triumphierend zurückkehren kann. Verschiedene Geschichten über den „Onkel oder die Tante aus Amerika“ waren im Umlauf. Diese Märchen haben bei einem Großteil der Erwachsenen deren Denkweise stark beeinflusst. Dann kam zu dem ständigen Streben nach Reichtum und Ruhm die Reise- und die Abenteuerlust und das Erlebnis des Freiheitsgefühls. Immer wieder wurden künstliche, moralische oder aus festem Material gebaute Hindernisse (Berlin dient hier als Symbol) von den Massen niedergerissen. Weil der Mensch von Natur aus eben zur Freiheit geboren ist und er den Zustand des Eingesperrtseins, wenn, dann überhaupt nur zeitlich beschränkt ertragen kann. Nach den langen Reisebeschränkungen in der Vojvodina gab es ab Mitte der 1960-er Jahre eine neue Situation.

Wahrer Tatendrang, überdachte Pläne, aber auch rosarote Träume dienten als Grundgemisch der Initialzündung in Sachen großer Wanderung. Was davon wahr geworden ist und was nicht, das erzählen die folgenden Interviews selbst.

Die ersten Wahrnehmungen meiner GesprächspartnerInnen zeigen ein einheitliches

Bild. Alle waren angenehm überrascht. Wie Herr J.C. sagt:

„Dort draußen sprang mir gleich die schöne deutsche Landschaft ins Auge. Die modernen und schönen Einfamilienhäuser, gepflegter Rasen und Blumen um die Häuser. Die sauberen und aufgeräumten Straßen. Die gut ausgebauten Verkehrswege, in den Geschäften die große Warenauswahl, nahezu mit allem was das Herz begehrt.“¹⁴⁴

Das Warenangebot in den Geschäften war für Neuankömmlinge sehr verlockend und es gab Hoffnung auf ein qualitativ viel besseres Leben.

Nach den beruhigenden ersten Eindrücken gab es die Wohnungssuche betreffend Schwierigkeiten. Mehrere Interviewte berichteten über erste kleine Massenunterkünfte (so genannte "Baracken" im Firmenbesitz) oder über nur mit Hilfe von Bekannten auffindbare, private Substandardwohnungen. Wir Gastarbeiter hatten den Eindruck, dass Wohnungsknappheit herrschte. Die Firmen stellten die verfügbaren Wohnungen um wenig Miete, manchmal sogar unentgeltlich zur Verfügung. Bei den Privatvermietern spielten aber bestimmt die Vorsicht, eventuelle Xenophobie, oder das Angewiesensein auf die Mieteinnahmen, bei der Wohnungsvergabe eine Rolle.

Wie die Interviews bestätigen, haben die Gastarbeiter aus der Vojvodina zwar nicht gerade einen rosigen Zustand auf dem Wohnungsmarkt vorgefunden, haben diesen aber trotzdem nicht als großes Übel empfunden. Enge Ein-Zimmer-Wohnungen in einer Substandard-Klasse (Bassena-Wohnungen), mit nassen Wänden, veralteten undichten Fenstern und Türen, ohne Wasserleitung, ohne sanitäre Einrichtungen, waren nicht beliebt und wurden bei der ersten Tauschmöglichkeit verlassen, oder selbst saniert. Größte Priorität hatte ein sicherer Arbeitsplatz mit annehmbarer Entlohnung, mit schöner Zukunft für ein eigenes Haus in der Heimat. Eine möglichst frühe Rückkehr mit viel Geld hatte ebenfalls fast jeder ohne Ausnahme eingeplant. Dass das Schicksal viele schöne Träume zunichte machen kann, hatten am Anfang der 1970-er Jahre sicherlich nur wenige einkalkuliert. Auf die ähnliche Lage reflektierend konstatiert Lichtenberger:

„Besonders skeptisch muss man die Fertigstellung der Bauten beurteilen, die noch als Rohbauten ohne Dach oder Rohbauten mit Dach unter den Angaben aufscheinen. Es handelt sich hierbei nahezu um ein Viertel aller Objekte. Auch dort, wo inzwischen Fenster und Türen angebracht und die Installationen begonnen wurden, ist eine Baufertigstellung aufgrund der derzeitigen politischen und wirtschaftlichen Lage in Jugoslawien, [...] mit einem beachtlichen

¹⁴⁴ Interview Nr. 11. Herr J.C.; (Anhang. S. 51.)

Unsicherheitsfaktor behaftet.“¹⁴⁵

Der oben erwähnte Unsicherheitsfaktor trat tatsächlich ein, siehe die Bildtafel im Anhang. Viele für Familien geplante Bauten wurden nicht fortgeführt, oder sogar endgültig aufgegeben.

In der Denkweise der Vojvodina-GastarbeiterInnen ist mit dem Zerfall Jugoslawiens eine Wendung um 180 Grad zu beobachten. Ein neuer Standort des Lebensmittelpunktes hat das Interesse an der früheren Heimat abgelöst. Aus den Gastarbeitern sind in aller Stille Immigranten mit einer eindeutigen Tendenz zu Etablierung in der neuen Heimat geworden. Das spiegelt sich in den späteren Jahren am stark sinkenden Geldtransfer in die Vojvodina wider. Von den Ersparnissen wurden Eigentumswohnungen, Ein- oder Mehrfamilienhäuser im Westen gekauft und damit wurde ein wesentlicher Schritt in Richtung echte Integration getan.

Im Laufe meiner Forschungsarbeit musste ich immer wieder feststellen, dass die Gastarbeiter aus der Vojvodina nirgendwo wissenschaftlich erforscht wurden, obwohl die Provinz aus mehrererlei Hinsicht ein eigenständiges Gebiet ist. Jahrhunderte lang war sie Teil der Österreich-Ungarischen Monarchie. Als solche darf man sie, in Betracht auf das Bildungsniveau, keinesfalls mit dem vom osmanischen Reich besetzten Teil des Balkans in einen Topf werfen.

Elisabeth Lichtenberger (1984) konstatiert auf Seite 98 mit großer Überraschung, dass in den 70-er Jahren des vorigen Jahrhunderts die jugoslawischen Gastarbeiter in Wien etwa einen Anteil von neun Prozent Analphabeten unter sich hatten. Das mag vielleicht auf Gesamtjugoslawien zutreffen, stimmt aber meines Erachtens nach sicherlich nicht für die Vojvodina allein. Mangels an Beweisen kann ich mich hierbei nur auf meine eigene Erfahrung, sowie die meiner Familie, Freunde, Bekannten und Verwandten stützen und demnach mit ruhigem Gewissen und ohne die Tatsachen zu beschönigen, behaupten: In der Vojvodina wurde der Analphabetismus bei der Nachkriegsgeneration nicht nur mit Hilfe von Gesetzen so gut wie ausgerottet, sondern auch die damaligen Eltern erkannten von selbst, dass für ihre Kinder eine ordentliche Schulbildung einen notwendiger Schritt in eine bessere Zukunft bedeutete. Ganz im Gegenteil zu den südlichen Teilen Jugoslawiens, wo der Analphabetismus noch Jahrzehnte lang aus verschiedenen Gründen, wie mangelnde Infrastruktur, Rückständigkeit, Armut und religiösen Vorschriften, bestehen blieb.

Nach meinen Erkenntnissen wurde von den Gastarbeitern aus der Vojvodina, wie

¹⁴⁵ E. Lichtenberger. Gastarbeiter. Wien. Köln. 1984. S.188

die Interviews auch beweisen (siehe Interviews Nr.1, 2, 3 und 7) niemand ohne Schulbildung im Ausland beschäftigt. Wie mir die Praxis zeigt, entsendete die Vojvodina viele Hochschulabsolventen, wie Ärzte, Zahnärzte und Diplomingenieure, sowie Büropersonal in den Westen. Diese erhielten aber sicherlich nicht alle eine Anstellung, die ihrer Ausbildung entsprach. Sie waren an den eingesetzten Stellen oft überqualifiziert, was aber die Qualität ihrer Arbeit anbelangte, hat das sehr zum Wohle der dortigen Betriebe beigetragen. Höchstwahrscheinlich war das auch ein Grund, dass die Gastarbeiter aus der Vojvodina sogar in Krisenzeiten kaum ihre Arbeit verloren.

Mein Resümee: Gute Schulbildung und ständige Lern- und Integrationsbereitschaft haben diese Menschen charakterisiert und ihnen ein leichteres Leben in den Empfängerstaaten beschert.

Was die Arbeitsplätze angeht, waren die GastarbeiterInnen aus der Vojvodina nicht wählerisch, wie dies all meine InterviewpartnerInnen bestätigen. „Sie hätten sich bewusst 'verkauft', planten ihren Aufenthalt nur vorübergehend und seien - mit Blick auf eine angestrebte 'kleinbürgerliche' Existenz im Herkunftsland - sehr stark rückkehrorientiert.“¹⁴⁶ Diese junge mobile Bevölkerungsschicht wollte sich einen westlichen Lebensstandard erarbeiten und in der ursprünglichen Heimat ein besseres Leben sichern. Wenn der Lohn stimmte, dann waren die gesellschaftliche Anerkennung des Arbeitsplatzes, die tägliche Belastung und die Anstrengung ein vernachlässigbares Problem. Die GastarbeiterInnen hatten einen zweifachen Druck. Primär mussten sie, um ihre Ziele zu erreichen, sich in einem fremden Land behaupten. Andererseits war eine viel zu schnelle Rückkehr nach Hause verpönt. Er/Sie galt als VersagerIn, die Umgebung lachte über die RückkehrerInnen. Also war es eine Art Ehrensache den begonnenen Weg mit Erfolg zu beenden. Sogar die engste Familie, wie Mutter, Vater, Gattin, Gatte, fühlte sich obwohl für sie die Trennung naturgemäß am schmerzlichsten war, bei solch einer Entwicklung einer vorzeitigen Rückkehr, beschämt. Wahrscheinlich gehörte eine schnelle Rückkehr schon alleine aus diesen Gründen eher zu den Ausnahmefällen. Die Protagonisten beklagten sich nie ernsthaft über die alltägliche Belastung, wenn es um Arbeit ging, sondern versuchten immer wieder positive Zugangsweisen zu finden, um damit ihre langjährige Ausdauer, Zuverlässigkeit und langjährigen Fleiß zu erklären. Das Positive in den Vordergrund zu stellen, die Vorteile der Arbeit als signifikant zu verbuchen, führte dazu, dass ein

¹⁴⁶ A. Treibel. Migration in modernen Gesellschaften. Weinheim & München 2008⁴. S.118.

Arbeitsplatzwechsel nur ungern und nur in äußerster Not vollzogen wurde. Wie die Interviews beweisen, wurde in mehreren Fällen bis zur Pension in einer einzigen Firma gearbeitet.

Überall auf der Welt gibt es schmutzige, schwere und gesundheitsschädliche Arbeit, deren Erträglichkeit von mehreren Faktoren abhängt. Dazu gehören sicherlich das technische Niveau des Landes, die Organisation in den Betrieben und die gesundheitsschützenden Vorschriften und Einrichtungen. Das waren wesentliche Punkte bei der tatsächlichen Arbeitsabwicklung: Die im Wmpfängerland gut erhaltenen modernen Maschinen, Werkzeuge, ausgeklügelten, rationalen Arbeitsschritte haben die ausgeübte Tätigkeit viel effizienter und leichter gemacht und damit für ein Wohlgefühl bei der Verrichtung der Arbeit gesorgt.

Die ersten wichtigen Kontakte mit den Alteingesessenen kamen am Arbeitsplatz, bei der Wohnungsvermietung, als Nachbarn oder in den Geschäften zustande. In unzähligen Gesprächen habe ich versucht, die diesbezüglichen Reaktionen der Einheimischen einzuordnen. In den Medien und Fachbüchern ist immer wieder die Reden von größeren oder kleineren Unstimmigkeiten. Meine Landsleute erklären aber nachdrücklich - was übrigens auch meine Erfahrung bestätigt- abgesehen von kleinen persönlichen Zwistigkeiten, wie sie überall immer wieder vorkommen, nie ernsthafte Feindseligkeiten oder Ausgrenzung erlebt zu haben. Weder in Österreich oder Deutschland, noch in der Schweiz. Misstrauen und Angst um den eigenen Arbeitsplatz kamen, wie auch Herr J. C. im Interview Nr. 11 erzählt, nur in der ersten Zeit vor, im späteren Zeitraum waren die Beziehungen überwiegend gut bis freundlich.

Die Wohnungen wurden oft von älteren Personen mit wenig Rente und überflüssigem Wohnraum als materielle Aufbesserung vermietet. Aus anfänglichen vorsichtigen Kontakten entstanden mit der Zeit ausgeprägte zwischenmenschliche Beziehungen, in denen jeder seinen Möglichkeiten entsprechend dem anderen half. Ältere deutsche Frauen waren zuverlässige Babysitter, den Einkauf erledigten dann die jungen Ausländer für sie oder halfen, wo noch Hilfe benötigt wurde, wie zum Beispiel im Haushalt.

Am Arbeitsplatz war eine gründliche Einschulung die Regel und die geduldige Beantwortung von Fragen gehörte hier dazu. „*Meine deutschen Vorgesetzten, meine Arbeitskollegen begegneten mir immer mit Wohlwollen.*“¹⁴⁷ Es fällt mir nicht schwer, solche Worte zu glauben, weil mir auch meine Erfahrungen ein ähnliches Bild zeigen.

¹⁴⁷ Interview Nr. 6. Frau E.K.; (Anhang. S. 31)

Die Beziehungen waren damit nicht am Ende. In vielen Fällen kamen sie zu einer Vertiefung, wurden ausgebaut, intensiviert, bis hin zu gemeinsamen Grillpartys oder familiären Festen, Heiraten und Mischehen waren keine Seltenheit mehr.

Bei den Wohnungen war ein ähnliches Verhalten zu beobachten: Die heimischen Vermieter konnten oft keinen Unterschied zwischen den Gastarbeitern ausmachen und auf den ersten Blick wurden alle in einen Topf geworfen. Bei näherer Betrachtung gab es aber beträchtliche Unterschiede in Kultur, Religion und Temperament zwischen einem aus Südeuropa oder eben einem aus der Vojvodina stammenden Gastarbeiter. Die Vojvodina, als langjähriges Beispiel für ein Völkergemisch, hat sich meines Erachtens in dieser neu entstandenen Völkerwanderung gut bewährt. In dieser Hinsicht zeichnen sowohl die Interviews, als auch die eigenen Erfahrungen ein ziemlich einheitliches Bild. Nach anfänglichem Misstrauen, welches auch zu einer vernünftigen und normalen menschlichen Reaktion gehört, hat sich die Lage schnell normalisiert, denn weder exotische Küchengerüche, noch lauter Lärm, oder unterschiedliche Feste, störten die Kontakte, weil sie eben nicht vorhanden waren. Wie ich auch aus eigenen Erfahrungen anmerken kann, war gegenseitiges Aushelfen, gemeinsame Arbeit auf freundschaftlicher Basis mit den deutschen, oder österreichischen Nachbarn keine Seltenheit. Ein junges deutsches Paar akzeptierte meine Frau ohne Bedenken als Babysitter, unsere Kinder wurden jahrelang von deutschen und österreichischen Frauen betreut. Ich glaube, da sind alle Aspekte eines beispielhaften Zusammenlebens und einer beispielhaften Integration vorhanden.

Unter solchen Umständen könnte die europäische Politik ihre Vision über ein vereinigtes Europa sicherlich ohne unüberwindbare Hindernisse verwirklichen. Es liegt an uns, ob dies eines Tages möglich wird.

Einige Jahre arbeiten, Geld verdienen, sich in der großen weiten Welt umsehen war die simple Parole. Die übrigen, vielfältigen Ereignisse (Schicksalsschläge, glückliche Wendungen) des Lebens kamen den Erzählungen all meiner InterviewpartnerInnen nach, laufend ungewollt oder unerwartet zum alltäglichen Geschehen hinzu. Davon nur die wichtigsten: Fehleinschätzung des zukünftigen materiellen Bedarfs, schulische Ausbildung der Kinder und deren Aufstiegschancen, Krankheiten, politische Ereignisse, die eventuelle Aufgabe eines erreichten Wohlstandes, die neu entstandenen Wünsche,... All diese generierten wieder neue Anstrengungen.

Die ursprünglichen Vorsätze wurden also am laufenden Band korrigiert. Fehlte das

Geld, wurde die Rückkehr in die Heimat verschoben. Die technisch modernere Behandlung der Krankheiten wirkte ebenfalls in dieselbe Richtung. Aus auf anfänglich kurze Zeit geplanter Gastarbeit, wurde ein längerer Aufenthalt. Mit dem Zerfall Jugoslawiens nach den Balkankriegen entstand im Grunde genommen ein in den Dokumenten nie bestätigter Immigrantenstatus. Viele haben die Staatsbürgerschaft im Gastland beantragt oder es wurde ihnen klar, dass ihnen ein langjähriges Warten auf die Rückkehr nicht erspart bleibt. Auf jeden Fall hat die Tatsache, dass die Gastarbeiter aus der Vojvodina offiziell von keinem Empfängerland zur Rückkehr aufgefordert wurden, die Entscheidung leichter gemacht, zu bleiben. Das war ein echter Bruch in der Denkweise der Gastarbeiter. Die vielen fertig gebauten, neuen Familienhäuser in der alten Heimat wurden verkauft oder stehen noch immer leer, die gerade im Aufbau befindlichen stehen halbfertig da. Daher entstand eine allgemeine Angst und Unsicherheit. In vielen Fällen auch nicht ohne Grund, weil die von amtlicher Seite geduldeten Hausbesetzungen durch innerstaatliche Flüchtlinge ständig an der Tagesordnung waren. Die Inflation, die stark steigende Arbeitslosigkeit und der abrupte Verlust des Lebensstandards haben in kurzer Zeit das Hab und Gut stark entwertet. Der Wert der hart erarbeiteten ausländischen Devisen wurde zunichte gemacht. Also deutete alles darauf hin, dass die Alternative zur Rückkehr die endgültige Integration bedeutete und in fast allen Fällen zu Gunsten der letzteren entschieden wurde.

In der Vojvodina selbst, herrscht bis heute ein Geburtenmangel. So hat dieses Gebiet im Gegenteil zu den südlichen Teilen des ehemaligen Jugoslawien ein ständiges Minus im Natalität-Mortalitäts-Verhältnis. Im Falle meiner Befragten ist es auch nicht anders, auf 10 Elternpaare kommen nur 14 Kinder. Dem Nachwuchs eine gute Schulbildung zu ermöglichen, die beste Fürsorge und Pflege zu garantieren, das war für die Eltern eine erstrangige Aufgabe. Natürlich sind nicht alle Kinder dadurch Akademiker geworden, aber sie erreichten je nach Talent verschiedene gesellschaftliche Positionen. Von niemandem habe ich von irgendwelchen Benachteiligungen in der Schule oder im Beruf gehört. Im Durchschnitt genommen, führt die zweite Generation im neuen Heimatland der Eltern ein geordnetes Leben, oft mit deutschsprachigen Ehepartnern. Von den oben erwähnten 14 Personen der zweiten Generation sind sechs eine Ehe mit Deutschstämmigen eingegangen. Fünf Personen sind noch unverheiratet und drei haben eine Ehe mit jemandem in der Vojvodina geschlossen. Die Assimilationsrate steht demnach schon bei 40%, mit guten

Aussichten für eine Steigerung in den kommenden Jahren.

Der elterliche Fleiß, für ihr oft einziges Kind das Beste zu geben und eine schnelle Integration in die autochthone Gesellschaft zu ermöglichen (wie die Interviews mit Herrn J. K. und Frau V. M. beweisen), hat nicht immer das gewünschte Ziel erreicht. Ein Beispiel dafür, dass Eltern ihren Kindern Tür und Tor zu einem leichtsinnigen, verschwenderischen Leben öffnen, ist, sie mit ständigen Geldspritzen und der sofortigen Erfüllung aller jugendlichen Wünsche zu versehen. Unversehens kann ein solcher Weg in die Nähe der Kriminalität führen. Um mit Geld gut umgehen zu können, braucht es eine gewisse Klugheit (siehe Interview Nr. 3, Frau V.M., S. 11. und Interview Nr. 7, Herr J.K., S. 33).

Die aus der Vojvodina stammenden Gastarbeiter haben all ihren Aussagen nach, von Beginn an bis zum heutigen Tage, großen Respekt gegenüber dem Empfängerland. In Sinne von dessen Kultur und Menschen, erzogen sie ihre Kinder. Dass nicht alles zu hundert Prozent so gelang, wie man es sich vorgestellt hatte, ist sicherlich nicht den antagonistischen Gefühlen zuzuschreiben.

Die EinwohnerInnen der Provinz Vojvodina hatten schon längst vor ihrer Abwanderung die allgemein in Europa gängigen Bekleidungsformen übernommen. Spezifische, für die oberen Schichten charakteristische Bekleidung oder Volkstracht waren verpönt. Schon alleine deshalb, weil die Bauernschaft als konservative Regimegegner galten. Und wer wollte schon auf der Straße als Staatsfeind erscheinen?

Besonders die Jugend trug nach Möglichkeiten gern die westliche Mode. Ich glaube, dass ihr Outfit im Ausland keinerlei Aufsehen erweckt hatte. In Sachen Kleidung ging es nur um die Aneignung von neuesten Moderichtungen und Stoffen.

Die für gewöhnlich in den Urlaubsmonaten stattgefundenen Besuche von GastarbeiterInnen in der alten Heimat gestaltete sich als einzigartige Modenschau mit Kleidungsstücken aus dem Westen. Damit zeigten sie eine gewisse Distinktion, präsentierten die Ideenvielfalt und materielle Überlegenheit des Gastlandes. Es wirkte wie auf einem Laufsteg, für die Zuhausegebliebenen lieferten sie Beispiele für ihr Modebewusstsein (siehe Interview Nr. 2, Frau B.L., S. 6).

Die aus der Vojvodina stammenden GastarbeiterInnen wollten nie anders aussehen als der westeuropäische Durchschnitt der Bevölkerung. Damit haben sie oft, wahrscheinlich nur unbewusst, eine sichtbare kulturelle Nähe präsentiert, was letzten Endes zu einer positiveren Beurteilung bei den hiesigen Menschen führte.

Die geografische und kulturelle Nähe zeigten auch bei den

Ernährungsgewohnheiten ihre Wirkung. „Es sind die Normen und Konventionen einer Gesellschaft, die bestimmen, was als Nahrungsmittel gesehen wird, was und wie es bei welchem Anlass (in welcher Verzehr- Situation) gegessen wird.“¹⁴⁸

In den mitteleuropäischen Gesellschaften gibt es gegenüber der Vojvodina keine unüberwindbaren Essgewohnheiten. Brot, Kartoffeln, und Schweinefleisch gehören in der Vojvodina genauso, wie in Österreich und Deutschland, zu den Grundnahrungsmitteln. Lediglich die Art der Zubereitung oder die Würzung zeigt Unterschiede. Schweinefleisch mit Kümmel und Majoran oder Pfeffer und Knoblauch liegen gar nicht so weit voneinander entfernt. Es bestehen keine gravierenden Unterschiede, wie beispielsweise zur exotischen Küche, wozu Tolksdorf meint:

„Sicherlich bleibt dem Mensch als autonomem Wesen ein gewisser Handlungsspielraum, doch zeigt es sich immer wieder, dass fundamentale Änderungen des Ernährungsverhaltens unter bestimmten Bedingungen nur nach einem längeren Zeitraum möglich sind.“¹⁴⁹

Sich an die ausländische Kost zu gewöhnen ging schnell und ohne traditionelle, religiöse oder gedankliche Schranken.

Das war ein wesentlicher Teil des Integrationsprozesses. Gegenseitige Einladungen führten nie zu unerwarteten Spannungen hinsichtlich der unterschiedlichen kulturellen Essgewohnheiten des Gastgebers und des Gastes (Essen ohne Messer und Gabel beispielsweise).

Die GastarbeiterInnen aus der Vojvodina haben ständig neue Essgewohnheiten übernommen. Internationale Küchenprodukte, wie beispielsweise das Wiener Schnitzel und den Kartoffelsalat, den Schweinsbraten und die Knödel, Spaghetti oder Pizza befanden sich ständig auf ihrer Speisekarte. Ihre früheren Speisen wie Gulasch oder Bohnensuppe aßen sie dagegen seltener oder gar nicht mehr.

Einen Zugewinn auf dem Gebiet der Ernährung können die ImmigrantInnen aus der Vojvodina sicherlich verbuchen, denn die auf den neuesten Erkenntnissen der Medizin basierenden Nahrungsempfehlungen fanden dadurch viel schneller den Weg in ihre Küchen und sind ein Teil ihres Lebens geworden. Damit hatten sie wahrscheinlich einen weiteren Schritt in Richtung gesünderes Alter getan.

Die GastarbeiterInnen und späteren ImmigrantInnen aus der Vojvodina bilden demnach eine spezielle Gruppe unter den nach einer neuen Heimat Suchenden:

¹⁴⁸ Tolksdorf, Ulrich: Nahrungsforschung. In: Brednich, Rolf W. (Hg.): Grundriß der Volkskunde. Berlin, 2001³. Seite 229

¹⁴⁹ U. Tolksdorf. Nahrungsforschung. Ebd. S.229

Speziell deshalb, weil ganz im Gegenteil zu denen aus monolithischen ethnischen Gemeinschaften stammenden Individuen, bei denen ein starkes Nationalbewusstsein genährt wird, in der Vojvodina durch das Völkergemisch bedingt, ganz andere Normen galten. Angesichts der in den letzten hundert Jahren mehrmals geänderten Grenzen hatte immer nur die im Moment staatstragende Nation das Recht, ihr nationales Bewusstsein auch offen zur Schau zu tragen. Die ethnischen Minderheiten waren wegen der mehrmals wiederkehrenden Repressalien gut damit beraten, wenn sie ihre nationale Andersartigkeit möglichst schnell abwarfen oder zumindest auf Eis legten. Die Präsentation der Eigenständigkeit im öffentlichen Raum zog lange Zeit Sanktionen mit sich.

Die auf diese Weise unterdrückten nationalen Gefühle wurden dann von Generation zu Generation jedoch immer schwächer. Aber gerade dieses Verhalten bedeutete aber in der neuen Heimat im Westen einen Vorsprung in Sachen Integration. Diese Verhaltensweise passt sehr gut zu den Empfehlungen von Rudolf Stichweh:

„Wähle einige wohlüberlegte Integrationen, d.h. verzichte auf Verhaltensvarianten, die in der Interaktion von Personen und Bezugssystem zu Konflikten und Unlösbarkeiten führen könnten. Wähle aber auch einige Assimilationen, d.h., siehe einige Dinge vor, mit denen du dich so eng vernetzt, das habitusbildende und persönlichkeitsverändernde Wirkungen eingeschlossen sind und auch angestrebt werden, und zwar deshalb angestrebt werden, weil man in ihnen eher die Chancen und die Zuwächse als die Risiken sieht.“¹⁵⁰

Unerwarteterweise sagten alle meine InterviewpartnerInnen, dass ihnen die Integration den früheren Identitätsverlust nicht nur erleichtert habe, sondern sogar ein erstrebenswerter Faktor sei: Von zwölf Befragten haben in der Familie schon sechs Personen Mischehen mit Österreichern oder Deutschen geschlossen. Zuhause sprechen sie eine gemischte Sprache, die Jüngeren allerdings vorwiegend nur Deutsch. Ist das das Resultat der früheren, im Unterbewusstsein liegenden Angst, dass eine (ungarische, deutsche) Nationalität als feindlich eingestuft wurde? Denn genau dafür gab es Sanktionen. Ob andere Umstände auch eine Rolle spielen, ist fraglich. Um das alles zu klären, dürften weitere Forschungen notwendig sein. Mehrere Autoren sind der Meinung, dass der schnelle Verlust der ursprünglichen Muttersprache zu einer Art kultureller Armut führt, zum Verlust der Fähigkeit sich in mehreren Gesellschaften heimisch zu fühlen. Özdemir sagt:

¹⁵⁰ Stichweh, Rudolf: Der Fremde. Studien zu Soziologie und Sozialgeschichte. Berlin. 2010. S.203.

„Kann denn nicht die Vielfalt auch ein Wert für die Gesellschaft sein, sogar ein wirtschaftlich messbarer Wert? Kann sich die Kompetenz der verschiedenen Kulturen nicht positiv auswirken, wie die Fähigkeit, verschiedene Sprachen zu beherrschen und die Kenntnisse durch die Bi-kulturalität eines Menschen mit Migrationshintergrund?“¹⁵¹

Die von mir beobachtete Gruppe von GastarbeiterInnen arbeitete in der Mehrzahl fleißig und mit Ausdauer. Sie haben ihr Wissen und Können für ein besseres und anspruchsvolleres Leben für sich und ihre Kinder eingesetzt.

Bis heute haben sie dadurch einen beachtlichen Wohlstand im Gastgeberland aufgebaut und damit – was das Materielle angeht - ein ziemliches Gleichgewicht mit der einheimischen Bevölkerung erreicht. Das alles war nur möglich, weil sie ihren familiären Unterhalt aus zwei Gehältern bestritten, wie meist auch die autochthone Bevölkerung. Mit gutem Gewissen kann man daher behaupten, dass die positive monetäre Lage und der erwirtschaftete Wohlstand auch auf die von den Frauen geleistete Arbeit zurückzuführen ist. Dies im Gegensatz zu anderen Immigrantengruppen, wo sich die Frauen traditionsgemäß nur um den Haushalt und die eigenen Kinder kümmern und die einzige Einnahmequelle der Lohn des oft schlecht ausgebildeten Vaters ist.

Auch in den späteren Jahren blieben die Frauen aus der Vojvodina berufstätig, um den erreichten Lebensstandard auch im Pensionsalter zu sichern.

Meine Landsleute haben eben wegen der schon erwähnten gemeinsamen Geschichte schnell verstanden, dass ein erfolgreiches Weiterkommen sicher nicht mit nur minimalen Kontakten, in der Absonderung von den Heimischen zu suchen und zu erreichen ist, sondern, dass es nur mit intensiven engen Beziehungen einen wirklich in Richtung Integration führenden Weg gibt.

Gerade hier sehe ich persönlich die heutigen Probleme in Sachen Migration: Ein nicht zu unterschätzender Anteil der ImmigrantInnen hält ständig Abstand, äußert Ungeduld und feindselige Beurteilungen gegenüber der autochthonen Bevölkerung eines Landes und wundert sich, wenn sie anstelle freundlicher Worte schwerwiegende Kritik ernten. Meines Erachtens haben Österreich und Deutschland mit viel Geduld und nur mit einer verständlichen, aber nicht übertriebener Xenophobie, die immer wieder anrollenden Wellen von Asylanten aufgenommen.

Nach den ersten Jahren in der neuen Heimat versuchten die Gastarbeiter aus der Vojvodina ein unauffälliges und ganz gewöhnliches, mit der heimischen Bevölkerung

¹⁵¹ Cem, Özdemir: Persönliche und politische Erfahrungen mit Migration. S.105 In: Assion, Hans-Jörg (Hg.): Migration und seelische Gesundheit. Heidelberg. 2005. S.103-106.

in vollem Einklang befindliches Leben zu führen- und dies mit beachtlichem Erfolg. Sie bildeten keine eigenen Organisationen und waren keine Parteianhänger. Auch wurden keine wirtschaftlichen Interessensphären aufgebaut. In der Öffentlichkeit war ihre Präsenz kaum zu bemerken. Irgendwelche isolierende Methoden zu praktizieren, wie es bei anderen Gastarbeitergruppen üblich war und ist (eigene Religionsgemeinden, Klubräume, Gasthäuser, Feste, etc.), waren nicht im Interesse der aus der Vojvodina stammenden Menschen. Die kulturellen und technischen Errungenschaften akzeptierten und eigneten sie für sich und ihre Kinder an, dies war damit ein Teil ihrer Lebensplanung.

Die im Ausland gesammelten Werte und das Wissen zeigen z.T. auch in der alten Heimat ihre Wirkung. Nach Jahren kehrt da und dort langsam die deutsche Sprache, Bau- und Wohnkultur in die Vojvodina zurück, was früher zum Alltäglichen zählte. Die von den GastarbeiterInnen in ihrer ursprünglichen Heimat gebauten Häuser sind fast ausnahmslos im ehemaligen „österreichischen und deutschen Baustil“ gebaut.

Ihr Aufbruch in den Westen ist sowohl in materieller als auch in sozialer Hinsicht erfolgreich verlaufen. Man kann mit Zufriedenheit konstatieren, dass die nach dem Zweiten Weltkrieg gewaltsam unterbrochene Lebensgemeinschaft mit der deutschstämmigen Ethnie in der Vojvodina, 30-35 Jahre später in einer neuen Form auf beiderseitigen Interessen beruhend, weitergeführt wird.

Die anfängliche Suche nach einem materiellen Wohlstand im Ausland ist klar ersichtlich. Die besten Beweise dafür sind die erfüllten Wohnträume, nagelneue Prestigehäuser in der früheren Heimat, welche nach ursprünglichen Plänen als Familienstützpunkte dienen sollten.

Freilich: Unzählige davon stehen jetzt leer, weil die Geschichte wieder einmal auf grobe Weise die menschlichen Träume zunichte gemacht hat. Die Kriege in Jugoslawien hatten aus den ursprünglich nur nach Arbeit Suchenden Menschen neuerlich auch echte Heimatsuchende gemacht. Die überwiegende Mehrheit hat nunmehr die österreichische oder deutsche Staatsbürgerschaft angenommen, für die zweite Generation, aber besonders für die Enkelkinder bedeutet die frühere Heimat keinen besonderen emotionalen Bezugspunkt mehr. Der Integrationsprozess scheint so gut wie abgeschlossen zu sein (siehe Interview Nr. 12, Herr J.S., S. 55).

Summa summarum war für die GastarbeiterInnen aus der Vojvodina der Weg in den Westen ein „lohnendes“ Unterfangen. Mit harter Arbeit haben sie in den Augen der Zuhausegebliebenen einen geradezu märchenhaften Lebensstandard erreicht. In

vielen Fällen haben sie eine sichere Heimat gefunden, wo Menschenrechte und Demokratie institutionell verankert sind. Sie haben neue Sprachen gelernt, die Bräuche und Sitten von anderen Völkern (siehe Interviews im Anhang) kennengelernt und teilweise auch übernommen. Damit sind die Völker Europas enger zusammen gerückt. Sie haben sich dem modernen westlichen Lebensstil und der Denkweise angepasst. Sie wurden aber - wie es im Leben nun mal so ist – auch von Schicksalsschlägen nicht verschont. Krankheit, Unfalltod hatten sie in der Familie genauso zu beklagen wie alle anderen auch. Alle aber behaupten ausnahmslos und mit vollem Nachdruck, dass sie ihre damalige Entscheidung, auszuwandern, nicht bereut haben!

VII. Literaturverzeichnis

Akhtar, Salman: Immigration und Identität. Psychologische Aspekte und kulturübergreifende Therapie. Maryland. USA.1999. Dt. Erstveröffentlichung: Gießen. 2007

Aufhauser, Elisabeth: Migration und Geschlecht. S.97-119. In: Husa, Karl; Parnreiter, Christoph; u.a.: Internationale Migration. Die globale Herausforderung des 21. Jahrhunderts? Frankfurt am Main. 2000¹

Bade, Klaus J.(Hg.); Emmer, Pieter C.(Hg.); u.a.: Enzyklopädie. Migration in Europa. Vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart. München. 2008²

Baumhauser, Joachim: Hausforschung. S.101-127. In: Brednich, Rolf W.: Grundriß der Volkskunde.Einführung in die Forschungsfelder der Europäischen Ethnologie. Berlin. 2001³.

Bingemer, Karl; Meistermann-Seeger, Edeltrud; u.a.(Hg.): Leben als Gastarbeiter. Geglückte und missglückte Integration. Opladen.1972²

Böth, Gitta: Kleidungsforschung. S.221-235. In: Brednich, Rolf W.: Grundriß der Volkskunde. Einführung in die Forschungsfelder der Europäischen Ethnologie. Berlin. 2001³.

Brochmann, Grete: >>Festung Europa<<. Einwanderungskontrolle, Krise des Sozialstaats und Fremdenfeindlichkeit. S. 47-61. In Morokvasic, Mirjana; Rudolph, Hedwig (Hg.): Wanderungsraum Europa. Menschen und Grenzen in Bewegung. Berlin. 1994

Bukovec, Nicolaus; Hacker, Philipp: Heimat in der Fremde. Bilanz der großen Kurierserie. In: Wiener Kurier: 20.01.2010. S.5

Cem, Özdemir: Persönliche und politische Erfahrungen mit Migration. S. 103-106. In: Assion, Hans-Jörg (Hg.): Migration und seelische Gesundheit. Heidelberg.2005.

Cöster, Anna Caroline ; Matter, Max (Hg.): Fremdheit und Migration. Kulturwissenschaftliche Perspektiven für Europa. Tectum Verlag. Marburg. 2011.

Dadgar, Farzad: Migration und Erfolg. Mehr als ein Teppichhändler. In: Die Presse. Ausgabe: 29.07.2009. S.11

Dinev, Dimitré: biber mit scharf. Stadtmagazin für Wien. Mai. 2010. S.23

Elias, Norbert; Scotson, John L.: Etablierte und Außenseiter. Frankfurt am Main. 1993.

Esser, Hartmut: Die Mobilisierung ethnischer Konflikte. S. 63-87. In: Bade, Klaus J.: Migration, Ethnizität, Konflikt. Systemfragen und Fallstudien. Osnabrück. 1996.

Fassmann, Heinz: Ost-West-Wanderung. Reale Entwicklung und zukünftige Erwartungen. S.191-206. In: Husa, Karl; Parnreiter, Christoph; u.a.: Internationale Migration. Die globale Herausforderung des 21. Jahrhunderts? Frankfurt am Main. 2001

Fata, Marta (Hg.): Die schwäbische Türkei. Lebensformen der Ethnien in Südwestungarn. Sigmaringen. 1997.

Gernsheim-Beck, Elisabeth: Wir und die anderen. Vom Blick der Deutschen auf Migranten und Minderheiten. Frankfurt am Main. 2009.

Graber, Renate: „Da dachte ich mir: Habt’s mich gern.“ Interview mit Kurt Rothschild. Der Standard. Ausgabe: Sa/So/Mo; 24.25.26. Oktober. 2009

Haberl, Othmar Nikola: Die Abwanderung von Arbeitskräften aus Jugoslawien. Zur Problematik ihrer Auslandsbeschäftigung und Rückführung. München. 1978

Hahn, Sylvia (Hg.): Migration-Arbeit-Gesellschaft. Arbeitsmigration in Mitteleuropa von 17. bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts. Transkulturelle Perspektiven. Bd.5. Göttingen.2008

Hamann, Sibylle: Sei gut zu deiner Frau, deinem Haustier. In: Falter: Woche/ 22. 2010. S.14.

Heiligsetzer, Georg Christoph: Wenn Sprachen fliegen. In: Die Presse vom 19.12.2009. S. 4.

Hödl, Gerald; Husa, Karl; u.a.: Internationale Migration, Globale Herausforderung des 21. Jahrhunderts?. S.9-21. In: Husa, Karl; Parnreiter, Christoph; u.a.: Internationale Migration. Die globale Herausforderung des 21. Jahrhunderts? Fankfurt am Main. 2000¹

Hörandner, Edith: Trachten in Österreich. Geschichte und Gegenwart. Hg. Franz C. Lipp; Elisabeth Längle; u.a.; Wien. 1984

Körner, Heiko: Internationale Mobilität der Arbeit. Eine empirische und theoretische Analyse der interantionalen Wirtschaftsmigration im 19. und 20. Jahrhundert. Darmstadt. 1990.

Köstlin, Konrad: Heimat und Geschwindigkeit oder: die wohlfeile Rede von der Kompensation.S.29-42. In: Becker, Siegfried (Hg.): Volkskundliche Tableaus: Eine Festschrift für Martin Scharfe zum 65. Geburtstag von Weggefährten. Freunden und Schülern. Münster. 2001

Köstlin, Konrad: Was heißt hier fremd? Fremheitsdiskurse als Inszenierungen des Eigenen. In: Cöster, Anna Caroline; Matter, Max (Hg.): Fremdheit und Migration. Kulturwissenschaftliche Perspektiven für Europa. Tectum Verlag. Marburg. 2011. (S.23-36)

Kratzmann, Katerina: Auf einmal war ich illegal. Undokumentierte Migranten in Österreich. Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Ethnologie der Universität Wien. Band 29. Wien. 2007

Larcher, Dietmar: Die Liebe in den Zeiten der Globalisierung. Interkulturelle Partnerschaften in der Risikogesellschaft der Jahrtausendwende. Klagenfurt/Celovec.2000.

Lichtenberger, Elisabeth: Gastarbeiter. Leben in zwei Gesellschaften. Wien-Köln. 1984.

Mohrmann, Ruth E.: Wohnen und Wirtschaften. S.133-147. In: Brednich, Rolf W.: Grundriß der Volkskunde. Einführung in die Forschungsfelder der Europäischen Ethnologie. Berlin. 2001³

Morokvasic, Mirjana; Rudolph, Hedwig (Hg.): Wanderungsraum Europa. Menschen und Grenzen in Bewegung. Berlin. 1994.

Münz, Rainer: Migration in Europa des 19. und 20. Jahrhunderts. In: Husa, Karl; Parnreiter, Christoph; u.a.: Internationale Migration. Die globale Herausforderung des 21. Jahrhunderts? Frankfurt am Main. 2000¹

Nadj Abonji, Melinda: Tauben fliegen auf. Salzburg. Wien. 2010⁵

Neuhold, Clemens; Bartl, Lucia: Kaisersemmel meets Fladenbrot. In: biber mit scharf. Stadtmagazin für Wien. Ausgabe: November/2009. S.55

Neumüller, Fritz: Da werden Traditionen einzementiert. Wiener Kurier. Unabhängige Tageszeitung Österreichs. Ausgabe: 4.11.2009. S.22.

Oswald, Ingrid: Migrationssoziologie. Konstanz. 2007

Parnreiter, Christoph: Theorien und Forschungssätze zur Migration. S. 25-30. In: Husa, Karl; Parnreiter, Christoph; u.a.: Internationale Migration. Die globale Herausforderung des 21. Jahrhunderts? Frankfurt am Main. 2000¹

Pries, Ludger: Migration im transnationalen Raum. S.15-47. In: Ludger, Pries (Hg.): Transnationale Migration. Soziale Welt. Sonderband. 12. Nomos-Verlagsgesellschaft. Baden-Baden. 1997

Rainer, Christian Dr.: Ausländer ist nicht Ausländer. In: Profil. Unabhängiges Nachrichtenmagazin Österreichs. Nr. 3/41. Jahrgang/18.01.2010.

Rosenberger, Sieglinde: Migration als Spielball der Politik. Alumnimagazin der Universität Wien. Nr.1/2010. S.12

Schmidt-Lauber, Brigitta (Hg.): Ethnizität und Migration. Einführung in Wissenschaft und Arbeitsfelder. Dietrich Reimer Verlag. Berlin. 2007.

Schober, Anna: Blue Jeans. Vom Leben in Stoffen und Bildern. Frankfurt. New York. Frankfurt am Main. 2001

Shahin, Mona; Bartl, Lucia: Nicht ohne mein Kopftuch. In: biber mit scharf. Stadtmagazin für Wien. Ausgabe: Februar. 2010. S.53

Stichweh, Rudolf: Die Fremde. Studien zur Soziologie und Sozialgeschichte. Berlin. 2010.

Sundhaussen, Holm: Südosteuropa. S. 288-314. In: Bade, Klaus J.; Emmer, Pieter C.(Hg.); u.a.: Enzyklopädie. Migration in Europa. Vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart. München. 2008²

Tolksdorf, Ulrich: Das Nahrungsmittel. S. 239-255 In: Brednich, Rolf W.: Grundriß der Volkskunde. Einführung in die Forschungsfelder der Europäischen Ethnologie. Berlin. 2001³.

Treibel, Annette: Migration in modernen Gesellschaften. Soziale Folgen von Einwanderung, Gastarbeit und Flucht. Weinheim&München.2008⁴

Universität Wien (Hg.): Das Alumni Magazin der Universität Wien. Nr. 1/2010 S.11

Weigl, Andreas: Migration und Integration. Eine widersprüchliche Geschichte. Herausgegeben für die Kulturabteilung der Stadt Wien. Innsbruck. Wien. 2009

Welbers, Gerhard: Arbeit und Beruf. Analyse der Befragungsergebnisse. S.92-121. In: Bingerer; Meistermann-Seeger;u.a.: Leben als Gastarbeiter. Geglückte und missglückte Integration. Opladen. 1972²

Wolff, Eberhard: Volkskundliche Gesundheitsforschung. Medikalkultur und „Volksmedizin“-Forschung. In: Brednich, Rolf W.: Grundriß der Volkskunde. Einführung in die Forschungsfelder der Europäischen Ethnologie. Berlin. 2001³.

VIII. Anhang

8.1 Fragenkatalog

1. Wann sind Sie ins Ausland gegangen und wo haben Sie bis dahin gelebt?
2. Was war Ihre Ausbildung bzw. damalige Beschäftigung?
3. Hatten Sie einen guten Arbeitsplatz mit einem guten Lohn?
4. Waren Sie verheiratet, waren schon Kinder da?
5. Haben Sie noch im gleichen Haushalt mit den Eltern gelebt?
6. Wie können Sie die damaligen Wohnungsumstände charakterisieren?
7. Wie oft sind Sie ausgegangen? (Kino, Theater, Gasthaus, Tanz etc.)
8. Wie waren Ihre Ernährungsgewohnheiten?
9. Warum haben Sie sich für die Auslandsbeschäftigung entschieden?
10. Haben Sie vielleicht an mögliche Unannehmlichkeiten gedacht? (Einsamkeit, Heimweh, mangelnde Sprachkenntnisse)
11. Was haben die Eltern, die Verwandtschaft zu Ihrer Entscheidung gesagt?
12. War es schwer das Zuhause zu verlassen?
13. Wer hat Ihnen bei der ausländischen Arbeitssuche geholfen? (Waren schon Verwandte, Bekannte im Ausland?)
14. Wie ist das Erlernen der Fremdsprache vorangegangen?
15. Waren Sie den Einheimischen gegenüber offen?
16. Wenn Sie als Ehepaar angekommen sind, haben Sie beide gleich eine Arbeitsstelle gehabt?
17. Wie wurden Sie von den dortigen ArbeitskollegInnen aufgenommen?
18. Haben Sie eine Ausgrenzung festgestellt?
19. Was haben Sie als anders empfunden als Zuhause?
20. Wie war die erste und spätere Wohnung bzw. das Gehalt?
21. Wie haben sich Ihre Lebensumstände im Weiteren entwickelt?
22. Haben Sie mehrmals Wohnung oder Arbeitsplatz gewechselt?
23. Haben Sie in der Zwischenzeit die Rückkehr nach Hause geplant?
24. Bauten oder kauften Sie in Ihrer Heimat ein Haus?
25. Veränderte sich im Laufe der Zeit Ihr Lebensstil?
(Ernährungsgewohnheiten, Bekleidung)?
26. Wie sehr haben Sie gespart?
27. Verbesserte sich Ihre materielle Situation wesentlich?

28. Wie oft besuchten Sie Ihre Heimat? (Hatten Sie Heimweh?)
29. Wo sind Ihre Kinder - wenn es welche gab - aufgewachsen?
30. Besuchen sie noch ihre ursprüngliche Heimat?
31. Was für eine Schule haben die Kinder abgeschlossen?
32. Wo und als was arbeiten sie?
33. Inwieweit sind Sie mit der heimischen Bevölkerung befreundet?
34. Welche Sprache wird in der Familie gesprochen?
35. War es Ihnen wichtig die ursprüngliche Identität zu erhalten?
36. Haben Sie darüber nachgedacht wie der langjährige Auslandsaufenthalt endet?
37. Wurden die Wurzeln zur ursprünglichen Heimat ausgerissen?
38. Falls ja, tut es Ihnen leid? Und auf welche Weise?
39. Haben Sie eine neue Staatsbürgerschaft?
40. Haben Sie eine Eigentumswohnung oder ein Haus in der neuen Heimat?
41. Sind Sie Mitglied einer Partei?
42. Wie oft besuchen Sie Ihre alte Heimat noch nach so vielen Jahren?
43. Wo fühlen Sie sich eher heimisch?
44. Wie und wo planen Sie Ihre letzten Tage zu verbringen?
45. Wenn Sie nochmals jung wären, wären Sie bereit wieder ins Ausland zu gehen?
46. Wie würden Sie zusammenfassend die Jahre im Ausland beschreiben?
47. Wie heißen Sie?
48. Wie alt sind Sie?
49. Wo sind Sie geboren?

Herzlichen Dank für das Interview

1. Frau K.P.

Donnerstag, 07.05.2009

Am reichlich gedeckten Tisch beginne ich das Interview mit einer blonden, sich in ihren fünfziger Jahren befindenden Frau. Meine erste Frage bezieht sich auf den Beginn des Auslandsaufenthalts:

- Ich kam 1974 nach Österreich, da war ich erst 18 Jahre alt und meine zwei älteren Brüder waren schon als Gastarbeiter draußen gewesen. Meine gesamte schulische Bildung belief sich auf die ersten acht Schulstufen und ich habe einen Nähmaschinenkurs für Frauen absolviert, weil mir damit versprochen wurde, dass ich in der naheliegenden Stadt eine Arbeitsstelle bekommen könnte. Wir lebten in einem Dorf, dort gab es außer der Landwirtschaft keine Arbeit. Meine Eltern hatten einige Hektar Ackerboden und mein Vater hat in der dortigen landwirtschaftlichen Genossenschaft gearbeitet, daraus stellten sich die Einkünfte für unsere Familie zusammen. An den damaligen Zuständen gemessen, haben wir zwar schlicht, aber in finanzieller Sicherheit gelebt. Wir hatten alles, Kleidung, Schuhe, aber nicht so, dass man damit aufgefallen wäre. Als junges Mädchen hätte es mir aber schon gefallen, wenn ich mit meinem Outfit ein bisschen mehr Aufmerksamkeit hätte erregen können. Wir haben in unserem eigenen Haus gewohnt, auf einer Fläche von 90-100m². Einst, als meine Geschwister (meine beiden älteren Brüder) noch zu Hause wohnten, war es ein wenig eng, aber wir drei, meine Eltern und ich, hatten genügend Platz. Da gab es zwar keinen großen Komfort, es war kein Badezimmer vorhanden und die Räume hatten einen Erdboden, aber im Winter ließ sich das Haus gut beheizen. Es gab einen Ofen und in der Küche einen Sparherd und ich hatte ein eigenes Zimmer.

Bezüglich der Lebensmittel kann ich mich auch nicht beklagen, denn es war alles da. Wir haben Hausbrot gegessen, das meine Mutter buk, und alles andere, was dort damals so Gewohnheit war. Frisches Fleisch gab es nur einmal die Woche, am Sonntag. Einen Kühlschrank hatten wir nicht, das Fleisch wäre im Sommer auch nicht haltbar gewesen. Im Winter haben wir meistens vor Weihnachten ein Schwein geschlachtet, dessen Fleisch wir dann durch Räucherung bis in den Sommer haltbar gemacht haben. Wir hatten auch eine Kuh und daher mangelte es uns auch an

Milchprodukten nicht.

- Warum sind Sie dann trotzdem ins Ausland gegangen? - fragte ich mit etwas Verwunderung.

- Meine Brüder waren damals schon mehr als ein Jahr in Österreich. Sie kamen oft nach Hause. Immer modisch und schick angezogen und mit einem Auto. Mit so etwas konnte man wirklich gut auffallen. Und natürlich zog mich als junge Frau die große weite Welt an. Einmal, als sie nach Hause kamen, fragte ich, ob es draußen auch für mich eine Arbeit geben würde. Mein Bruder sagte, das wäre kein Problem. Ich teilte meiner Mutter meine Absicht zu gehen, mit. Sie war nicht sehr begeistert, aber ich habe mich als junges Mädchen an diesem Vorhaben festgeklammert.

An unangenehme Dinge, die mit dem Ausland verbunden sind, wie Alleinsein, fehlende Sprachkenntnisse, andere Sitten, oder Heimweh, habe ich gar nicht gedacht. Ich wollte die Welt sehen, arbeiten, gut leben, und ein Auto kaufen. Ich hatte schon damals, vor meiner Ehe, einen Führerschein. Nach Wien kommend wurde ich gleich vor die Tatsache gestellt, dass hier der Wohnungsmangel sehr groß war. Auch meine Brüder haben mit ihren Frauen in einer Ein – Zimmer - Wohnung gelebt. Geld hatten sie auch nicht viel, das Auftreten mit dem Auto zeigte nur die Oberfläche. Folglich suchten wir für mich gleich eine Arbeitsstelle, denn das war damals noch sehr einfach. (Zitat im Text S. 20-21) Im 16. Bezirk war eine Krawattenfabrik, dort haben wir uns gemeldet, und sie haben mich auch gleich genommen. Es ging alles legal vonstatten und es dauerte noch ein paar Tage, bis ich die Papiere hatte. Am 8. Oktober kam ich und am 28. habe ich zu arbeiten begonnen. Die Firma hatte Arbeiterunterkünfte. Ab 1. Dezember habe ich schon dort gewohnt, weil ich niemandem zu Last fallen wollte. Wir waren zu zweit in einem Zimmer, die Küche und das Badezimmer waren gemeinsam mit anderen zu benützen. Wie man sagt, aller Anfang ist schwer, aber mich hat das damals nicht sehr gestört. Die Firmenwohnung war billig. Mein Gehalt war zwar nicht so gut, aber ich konnte in jedem Monat ein wenig bei Seite legen. Von Anfang an war ich jedem gegenüber offen, ich hatte keine Vorurteile. Außerdem war ich hauptsächlich unter uns Jugoslawen, weil von 108 Beschäftigten nur 26 Österreicher waren und zwei Türken, der Rest waren alles die unsrigen. Dort habe ich einige Mädchen kennengelernt und am Wochenende sind wir gemeinsam ausgegangen, so habe ich auch meinen Mann kennen gelernt, im Jahre 1976. Wir mussten eine neue Wohnung

suchen und das war damals ein Problem. Es ging am leichtesten mit einem Hausbesorgerposten, weil es dazu auch eine Wohnung gab. So kamen wir in eine relativ akzeptable Wohnung im 19. Bezirk. Wir haben beide gearbeitet, mein Mann in einer TV-Fabrik, die Tätigkeiten des Hauswartes haben wir dann als zusätzliche Arbeit an den Abenden und den Wochenenden erledigt. In der Firma haben wir Überstunden gemacht, wann es nur ging. Aus der anfänglichen Ziellosigkeit wurden langsam Pläne, die auf ihre Umsetzung warteten. Wir wollten zu Hause ein Haus kaufen, mein Mann hat von einer gut gehenden, modernen Landwirtschaft geträumt. Aus den drei Gehältern konnten wir gut sparen. Unsere finanzielle Lage hatte sich wesentlich verbessert. Aber ich muss noch hinzufügen, dass wir unser gesamtes Leben so organisiert haben, dass wir keine anderen unnötigen Ausgaben hatten. Wir gingen nicht aus und Sommer- oder Winterurlaube gab es erst recht nicht. Zu Hause haben uns meine Schwiegereltern den Bauplatz für das Haus gegeben und wir zahlten die Baukosten. Binnen eines Jahres und mit hiesigen Krediten wurde unser erstes Haus fertig. Inzwischen ist 1977 unser erster Sohn geboren. Eine Weile war ich in Karenz, danach haben wir ihn im Kindergarten angemeldet, sobald er groß genug war und die Arbeit ging so weiter wie vorher. Das Geld wurde weiter gespart, damit alles vorhanden war, wenn wir Österreich eines Tages verlassen. Unser Ziel war ein zeitlich begrenzter Aufenthalt. Damals sind wir zumindest vier Mal im Jahr nach Hause gefahren. Mit jedem Besuch haben wir auch die Eltern mit einer gewissen Geldsumme unterstützt. Jedes Jahr ist unser Haus schöner geworden und wir haben darauf gewartet, dass wir die benötigte und von uns geplante Geldsumme zusammen sparen.

Unser zweiter Sohn ist 1986 geboren. Da mussten wir unser Leben wieder umorganisieren. Die Tagesbetreuung für die beiden Kinder im Kindergarten / Hort, hat 4200 Schilling gekostet, mein Lohn in der Krawattenfabrik war aber nur 7000 Schilling hoch. Somit habe ich diese Arbeitsstelle gekündigt, um auf die Kinder aufpassen zu können. Dann habe ich in einer Reinigungsfirma eine Arbeit gesucht, in der ich nur Teilzeit angestellt war. Nachdem mein Mann abends von seiner Arbeit nach Hause kam, ging ich arbeiten. Gleichzeitig haben wir neue Pläne für unsere Zukunft geschmiedet. Unser älterer Sohn war damals schon ein Schulkind, da haben wir gedacht, es wäre besser wenn er die Schulpflicht hier absolviert, schon wegen der Sprache. Er braucht dann nicht mehr unbedingt die schulische Bildung zu Hause

in einer fremden Umgebung fortzusetzen. Das Kind bekam hier in der Schule zwei Mal in der Woche einen Unterricht in der Muttersprache, auch das war aber zu wenig. Die Kinder haben am besten die deutsche Sprache beherrscht. Auch damals haben wir den Plan nach Hause zu ziehen noch immer nicht verworfen, darum haben wir zu Hause ein zweites Haus gebaut, dieses aber für die Kinder, um ihnen den Start ins Leben nach dem Auszug aus dem Elternhaus zu erleichtern. All das war Ende der 80-er Jahre. Dann kam der Zerfall Jugoslawiens, auf den wir eigentlich nicht gefasst waren. Und der lange Krieg, dessen Ende wir erst mal abwarten wollten. Inzwischen wurde unser älterer Sohn in Serbien im Jahre 1997 als Präsenzdienstler einberufen. Er ist nicht gegangen. Wir hätten es ihm auch nicht erlaubt, denn alleine schon die Vorstellung, was passieren würde, wenn sie ihn an die Front bringen, bereitete uns schlaflose Nächte. Seit dem fährt er nicht mehr nach Serbien, weil er dort für einen Deserteur gehalten wird.

Ab diesem Zeitpunkt hat sich unsere Ansicht über die Zukunft schlagartig verändert. Die beiden Kinder und auch ich haben die österreichische Staatsbürgerschaft angenommen. Nur mein Mann behielt wegen den Häusern die alte. Es wurde immer deutlicher, dass der Hausbau eine Fehlinvestition war, denn in absehbarer Zeit dorthin zurück zu gehen, wo der Lebensstandard so tief ist, wäre reiner Selbstmord. Wir gehen nirgendwo mehr hin. Das ist entschieden. Hier ist es gut für uns, wir haben hier alles. Wir haben eine schöne 80 m² große Wohnung. Das ältere Kind hat eine eigene, kleinere Wohnung. Seit neun Jahren habe ich einen neuen Hausmeisterposten mit einem anständigen Gehalt. Was ich noch gar nicht erwähnt habe, mein Mann wurde in der TV-Fabrik 1987 gekündigt. Seit dem pflegt er die Soldatengräber am Zentralfriedhof und mit dem Gehalt waren wir immer zufrieden. Von den Alten sind schon alle in Pension gegangen und so ist er dort eine Art „kleiner Chef“ geworden. Auch unser älterer Sohn ist neben ihm angestellt. Die Rationalisierung, die Enge mit dem Geld, hat aber auch sie schon ereilt und heute erledigen zwei die Arbeit, die früher zu viert erledigt wurde. Mein Mann hat seine Arbeit immer gewissenhaft erledigt, auch heute noch sind seine Vorgesetzten mit ihm zufrieden. Langsam warten wir beide nur noch auf die Pension.

- Nach 35 Jahren – mal davon abgesehen, dass die Zeit verronnen ist - welche Veränderungen empfinden Sie im Angesicht der Dinge? Wie weit wurde die alte Heimat ferner und die neue, also Österreich, näher? - frage ich.

-Was soll ich sagen, es gibt viele Veränderungen. Zur alten Heimat ist der Kontakt jetzt, wo die Eltern schon tot sind, wesentlich weniger geworden. Wir fahren nur noch zwei Mal im Jahr nach Hause. Von den Verwandten her ist auch eine gewisse Kälte zu spüren, natürlich gibt es dafür mehrere Gründe. Es sind die Fäden nicht mehr vorhanden, die irgendwann einmal unsere Leben miteinander verbunden haben. *Und die andere wesentliche Sache ist, dass unser Lebensstandard Gott sei Dank, langsam aber sicher, stetig gestiegen ist, zu Hause aber ist er ständig gesunken. Heute ist die Distanz schon recht groß. Oft ist uns gegenüber der Neid spürbar. Auf jeden Fall ist unser Prestige in den Augen der Bekannten in Serbien gestiegen. Meine beste Freundin war Krankenschwester. Vor unserer Abreise fühlte sie sich mir gegenüber viel besser gestellt; heute ist es genau umgekehrt. (Zitat im Text S. 74)*

Wie schon gesagt, wir fühlen uns hier zu Hause, besonders die Kinder. Sie wollen die alte Heimat nicht einmal mehr besuchen. Hier sind wir alles gewohnt, vieles haben wir von der hiesigen Lebensform übernommen. Wir haben uns auch immer bemüht, im Verhalten, sowie in der Kleidung uns an die Menschen hier anzupassen und offen zu sein. Mich hat wegen meiner ausländischen Herkunft noch niemand ausgegrenzt, geschweige denn verleumdet. Ich habe in dieser Beziehung keine schlechten Erfahrungen gemacht, ich habe niemals zu spüren bekommen, dass ich anderer Herkunft bin. Unausstehlichkeiten gegenüber Ausländern gibt es zwar, aber persönlich habe ich das noch nie zu spüren bekommen.

In der Ernährung habe ich auch vieles von den Leuten hier übernommen. Wir leben ein modernes Leben. Es gibt regelmäßig Fertigprodukte auf dem Tisch, Wiener Schnitzel, Knödel, Sauerkraut und Nudeln ergänzen den Speiseplan. Unter der Woche essen wir aus Zeitmangel Fertigprodukte. Wenn es meine Zeit aber erlaubt, dann koche ich auch noch immer nach heimatlichem Brauch, weil ich es irgendwie mehr mag, wenn die Familie die zu Hause gekochten Speisen isst. So wissen wir auch genau, was auf unserem Teller ist. Ausgesprochen heimatliche Speisen, wie Spanferkel oder Lamm, essen wir nur zu feierlichen Anlässen. Es ist, als würde das den feierlichen Anlass noch ein wenig festlicher machen.

Wie gesagt, wir leben gut und wir haben alles, allerdings machen uns die beiden Buben ein wenig Sorgen, weil sie nicht heiraten wollen. Und das, obwohl mein Mann schon öfter das Thema Enkel anspricht. Leider ist der jüngere Sohn

momentan arbeitslos und wir würden sehr gerne eine Arbeitsstelle für ihn finden. Zu guter Letzt noch: Wir wollten immer die Integration, aber über die volle Assimilation muss die spätere Generation entscheiden.

2. Frau B. L.

Samstag, 18.07.2009

Draußen spürt man die Julihitze. Wir sitzen im verhältnismäßig kühlen, ruhigen Zimmer mit meiner Interviewpartnerin, einer 60 Jährigen blonden Frau, die ein bisschen aufgeregt auf den Beginn des Interviews wartet, weil sie über so eine Erfahrung noch nicht verfügt. Ich beruhige sie und erkläre ihr, dass dies nichts anderes wird, als ein Gespräch entlang des vorher festgelegten Fragenkataloges.

Auf meine erste Frage antwortet sie wie folgt:

- Ich bin im Sommer 1970 nach Deutschland gegangen, nachdem ich im April meinen Mann geheiratet und meine Ausbildung zur Krankenschwester abgebrochen habe. Mein Mann war damals schon als qualifizierter Metallarbeiter in einer Karlsruher Firma für Metallwaren als Gastarbeiter beschäftigt. Wir hatten gleich eine relativ komfortable Zwei-Zimmerwohnung. *Ich war ein Einzelkind und hatte zu Hause alles. Ich habe mir regelmäßig die Modezeitschriften gekauft, und die zu mir passenden Modekreationen in kürzester Zeit in die Wirklichkeit umgesetzt, denn meine Näherin hat ihren Beruf auf sehr hohem Niveau ausgeübt. Bald waren die nur im westlichen Ausland (Italien) erwerbbaaren Modestücke, genauso wie die neuesten Modeerscheinungen, mit Hilfe des grenzüberschreitenden Schwarzhandels, auch in meinem Kleiderschrank. (Zitat im Text S. 4)* Das Vorzeigen auf dem Corso, wer was für eine Garderobe hatte, war gleichzeitig die Repräsentation eines gewissen Wohlstandes. Das war eine Gelegenheit dem menschlichen Wunsch nach Auffallen nachzukommen. So hatte es im ersten Moment den Anschein, dass mein neues Leben im Ausland nicht besser oder schlechter war, als das vorherige.

Soviel habe ich aber schon im Vorbeifahren aus dem Fenster des Zuges gesehen, dass die Häuser in meinem zukünftigen Lebenszentrum viel gepflegter waren, die

Straßen waren asphaltiert und sauber. Schon deshalb habe ich Deutschland als sehr ansprechend empfunden.

Es fiel mir nicht schwer, mein damaliges zu Hause zu verlassen. Als frisch gebackene Ehefrau wäre ich meinem Mann ohnehin bis ans Ende der Welt gefolgt. (Zitat im Text Seite 7) Eigentlich haben meine Eltern und die Verwandten es als natürlichste Sache auf der Welt angesehen, dass mein Platz neben meinem Mann war, trotzdem fiel uns der direkte Abschied schwer. Selbst nach 40 Jahren kann ich mich noch erinnern, wie bitterlich meine Mutter bei unserer Verabschiedung am Bahnhof geweint hat. Damals konnten wir allerdings noch nicht erahnen, auf wie viele Proben uns das Leben stellen würde. *In Deutschland habe ich relativ schnell – innerhalb von ca. zwei Wochen - eine Arbeitsbewilligung erhalten, und ich wurde gleich in einem großen Restaurant in der Küche engagiert. Nur der Küchenchef war ein Deutscher, die dort beschäftigten Arbeiter waren alle Ausländer. Die meisten waren italienische Frauen und dann kamen anzahlmäßig auch schon wir Jugoslawinnen. So konnte ich in den ersten Jahren meines Aufenthaltes besser italienisch als deutsch. Wählerisch war ich in der Arbeit nie, trotzdem wäre ich auf der Karriereleiter gerne etwas höher aufgestiegen, um nicht mein gesamtes Leben die nach Küche miefende Hilfsarbeiterin zu sein. (Zitat im Text S. 62)* Durch eine Bekannte habe ich dann eine Arbeitsstelle in einer Arzneifabrik in Bad Homburg bekommen. So sind wir 1976 umgezogen, mein Mann hat seitdem an einer Tankstelle als Automechaniker gearbeitet. Wir haben viel gespart, mit dem Ziel, das neue Einfamilienhaus in Jugoslawien fertig zu stellen, um dann endgültig wieder nach Hause ziehen zu können. Das neue Haus war aber erst zur Hälfte fertig, als die Beziehung zu meinem Mann immer schlechter wurde. Er begann zu trinken und die massiven Streitereien wurden immer alltäglicher und mein Mann nahm auf nichts und niemanden mehr Rücksicht, wenn er getrunken hatte. Oftmals hat er mich auch körperlich misshandelt. Als er dann wieder zur Besinnung kam und sein Rausch vorbei war, hat es ihm immer leid getan und er hat sich zwar bei mir entschuldigt, aber es nützte mir nicht viel, denn am Tag darauf begann alles wieder von vorne!

Eines Tages lief das Fass dann endgültig über, ich nahm meine Reisetasche, packte die nötigsten Dinge ein und verließ ihn. Vorübergehend habe ich bei einer Freundin Unterschlupf gefunden. Für mich war eine Welt zusammen gebrochen, sie

hat mich getröstet und mir in der Zeit nach der Scheidung geholfen. Ich weiß nicht, was sonst gewesen wäre. Eine kleine Bemerkung noch am Rande: mein Mann hat damals seine Arbeitsstelle wegen seiner Alkoholsucht verloren, danach die Arbeitserlaubnis und zum Schluss auch seine Aufenthaltsbewilligung. Zehn Jahre nach unserer Heirat hat auch ein deutsches Gericht die Scheidung bestätigt und er musste ab diesem Zeitpunkt Deutschland endgültig verlassen.

In meiner Firma fanden sich viele ehrliche Helfer. Sie halfen mir dabei eine neue Wohnung zu finden, diese einzurichten, und wenn mir etwas abging, dann haben sie es für mich ausgelegt, denn ich stand ja ganz alleine und nahezu ohne Geld da. So ist es mir gelungen ein neues Leben zu beginnen. Meine Eltern haben von der Scheidung gewusst, aber besonders beklagt habe ich mich nicht. Ich habe immer auf meine Lippen gebissen, weil ich wusste, dass ich ihnen damit nur noch mehr Kummer bereiten würde.

Erst nach meiner Scheidung habe ich so richtig festgestellt, dass ich erst mit Mitte 30 erwachsen geworden war. Ich habe gelernt, meine täglichen Probleme selbst zu lösen. Mein Lebenswille kehrte wieder zurück, ich habe für mein weiteres Leben neue Pläne geschmiedet. Ich wusste, ich würde Geld benötigen und habe daher Tag und Nacht gearbeitet. Nach der achtstündigen Arbeit bin ich am Abend noch bis spät in die Nacht hinein putzen gegangen und an den Wochenenden war ich Serviererin in einer Konditorei. Das Geld habe ich gespart, um ein neues Leben beginnen zu können. Ich habe den Führerschein gemacht, ein Auto gekauft und war mit meinen Freundinnen jedes Jahr auf Sommerurlaub im Ausland. Allgemein befand sich mein Leben in einem Aufschwung. In meiner Firma wusste man mich zu schätzen, ich habe mehrere Kurse absolviert, somit konnten sie mir bald auch Aufgaben mit mehr Verantwortung übergeben. Schlussendlich war meine Position als Führungskraft in der Verpackungsabteilung, mit einem angemessenen Gehalt, gefestigt. Es machte den Anschein, als hätte ich mein Leben wieder in Ordnung gebracht. Sechs Jahre lang hatte ich gar keine Beziehungen, aber die nach der Scheidung vorhandene große Enttäuschung ließ langsam nach. Ich habe gespürt, wie schön es wäre, mich manchmal an eine männliche Schulter anlehnen zu können. Ich war 40 Jahre alt, als ein wohl erzogener, fescher deutscher Mann in mein Leben trat. Zumindest mir gefiel er sehr. Drei Jahre lang haben wir uns regelmäßig getroffen, und als ich dachte, jetzt kennen wir uns gut genug, und ich

immer öfter erwähnte, dass es vielleicht an der Zeit wäre, zusammen zu ziehen und zu heiraten, da wusste er bei einer solchen Gelegenheit womöglich keinen anderen Ausweg mehr und gestand, dass er eine Ehefrau und drei Kinder hatte, die er niemals verlassen würde. Ich kann kaum die Worte dafür finden, um zu beschreiben, wie hart ich auf den Boden der Realität fiel. Letztendlich versuchte ich mich damit zu trösten, dass mir Gott dieses Schicksal zu Teil werden ließ, und ich deshalb so und so nicht davor weglaufen konnte. Es war mir peinlich, dass ich mich als über 40 jährige erwachsene Frau derartig hatte reinlegen lassen. Danach folgten bittere Jahre, aber ich ließ mich nicht unterkriegen.

Ich habe ganz vergessen zu erwähnen, dass zwischenzeitlich mein Vater nach kurzer Krankheit an einer Gehirnblutung gestorben ist. Meine Mutter ist alleine geblieben, aber auch sie wurde krank. Immer öfter verlor sie das Bewusstsein. Zu Hause haben die Ärzte immer nur Kreislaufstörungen diagnostiziert. Als sie einmal mit brennheißem Essen in den Händen zusammengebrochen ist und sich ernsthaft verbrannte, habe ich den Entschluss gefasst, meine Mutter zu mir zu holen und sie in Deutschland untersuchen zu lassen. Ich wusste, dass es Geld kosten würde, weil sie ja gar keine Krankenversicherung in Deutschland hatte. Aber dass die Krankheit so ernst war, daran hätte ich nie gedacht. Anhand der Computertomographie hat man in ihrer rechten Gehirnhälfte eine Geschwulst entdeckt, die immer mehr und mehr die Funktion des Gehirns beeinträchtigte. Ein Professor hat mich zu sich gebeten und mir mitgeteilt, dass meiner Mutter nur noch eine dringende, teure Operation helfen kann. Er sagte, die OP würde mehr als 20.000 D-Mark kosten. Ich war verzweifelt, weil so viel Geld einfach nicht vorhanden war. Aber mir war klar, dass ich alles tun würde, damit meine Mutter wieder gesund werden konnte. Schluchzend habe ich den Arzt um ein bisschen Zeit gebeten, um mein Auto verkaufen und mir eine kleinere Wohnung suchen zu können, damit ich dann die Kreditraten bezahlen kann. Daraufhin hat er uns auf den Krankenhausgang geschickt mit der Bemerkung, dass wir auf die schriftliche Diagnose warten sollten. Was soll ich sagen, wir haben lange-lange gewartet, wir wussten am Ende gar nicht mehr, wieso wir so lange dort sitzen. Auf einmal ging die Türe auf und wir wurden hinein gebeten. Der Professor und die Krankenschwester teilten uns mit, dass ich weder mein Auto verkaufen, noch eine neue Wohnung suchen musste und auch keinen Kredit aufzunehmen brauchte, weil die Stadt Bad Homburg die Summe für

die OP voll übernehmen würde. Deshalb hatte das Telefonat ein bisschen länger gedauert. Ich hätte sie beide gerne umarmt, aber ich konnte aus Dankbarkeit nur noch laut schluchzen. Später erfuhr ich, dass sie auch in meiner Firma angerufen hatten um Informationen über mich einzuholen, und wahrscheinlich haben sie nur Gutes über mich gehört. Bis an mein Lebensende bin ich den Menschen dankbar, die uns damals halfen. Die OP ging gut aus, meine Mutter lebt heute noch und ist gesund. Sehen Sie, deshalb liebe ich mein neues Zuhause mehr als das alte, weil ich auf so außergewöhnliche, hilfsbereite Menschen traf, die nicht auf meine Herkunft sahen, sondern für mich da waren und geholfen haben.

Mein Leben auf dem Pfad der Dornen ging aber weiter. Meine Mutter wurde zwar wieder gesund, aber ich erkrankte am rheumatischen Syndrom, welches meine Gelenke angriff. Ich suchte überall Heilung, aber ein richtig wirksames Medikament bekam ich nicht. Ich denke, es gibt kaum etwas, was an mir noch nicht erprobt worden wäre. Jetzt stehe ich da, mit 60 Jahren, lebe mit zwei künstlichen Hüftgelenken. Seit neuestem schmerzen mir die Knie und die Ärzte sagen, es würde nur mehr eine neuerliche Operation helfen. Auch das noch!

In den letzten Jahren ist aber auch ein großes Wunder geschehen. Ich war immer offen im Bezug auf Menschen und hatte keine Berührungängste. Es geschah, dass zu Beginn meiner Krankheit ein Maschinenmonteur in unserer Firma arbeitete. Während der Arbeit wechselten wir öfter ein paar Worte, so lernten wir uns kennen. Er hat mir erzählt, dass er geschieden ist, Vater von drei Kindern, diese aber schon erwachsen sind und selbstständig leben und er übrigens bei seinen betagten Eltern wohnt. Was soll ich sagen, einerseits habe ich ihm geglaubt, aber andererseits auch wieder nicht. Männer haben mir ja schon so viele Dinge erzählt, dass ich nur mehr an das glaubte, was ich mit eigenen Augen gesehen habe. Wie aber sah mein Schicksal aus? Er lud mich bald darauf zu sich nach Hause ein, um mich seinen Eltern vor zu stellen und meinte, ich solle doch mal am Wochenende vorbeikommen. Ich habe einige Zeit überlegt. An alles Mögliche Schlechte habe ich schon gedacht, ob ich es wohl mit einem böartigen Mann zu tun hätte, usw. Ich habe ihm vorgeschlagen, dass ich meine Freundin mitnehme. Ohne lange zu fackeln, hat er eingewilligt. Also sind wir sie besuchen gegangen. Die Eltern haben uns mit Zurückhaltung empfangen. Ich habe mich darüber aber nicht gewundert, denn es war das erste Mal, und eine Frau mit ausländischer Herkunft in einem

deutschen Haus, da war natürlich nicht sofort ein großes Vertrauen da. Die Zeit verging und wir haben uns besser kennengelernt, es gab auch keine Geheimnisse mehr zwischen uns. Ich habe ihm erzählt, dass ich an einer speziellen Krankheit leide und diese mich immer mehr einschränkt. Meine Gliedmaßen wurden immer steifer, schmerzten, und in der Früh benötigte ich oft eine halbstündige Massage, um sie überhaupt bewegen zu können. Ich war darauf gefasst, dass wir damit an das Ende unserer Beziehung gelangt waren, aber es gibt auch Wunder! Mein Freund hat gesagt, dass er auch dann an meiner Seite bleibt, egal wie krank ich bin, weil sein Anstand es nicht zulässt, dass er jemand nur wegen seiner Krankheit verlässt. Dann folgte eine kritische Zeit, arbeiten war nicht möglich, weil ich hauptsächlich im Rollstuhl sitzen musste. Die Mutter meines Lebensgefährten (damals wohnten wir schon zusammen), sagte in meiner Anwesenheit zu ihrem Sohn so, dass ich es auch hören konnte, dass es an der Zeit wäre, sich von einem Krüppel zu trennen. Mein Lebensgefährte hat darauf nur geschwiegen, aber kurze Zeit später hat er mich geheiratet. Die Hälfte seiner Eigentumswohnung überschrieb er mir, ich teile im Gegenzug dazu am Papier mein Haus in Vojvodina mit ihm. Seine Eltern wurden bald auch ein Pflegefall, ihre Pflege habe ich aber gerne übernommen, weil es mir gesundheitlich schon besser ging und habe beide bis zu ihrer letzten Stunde gepflegt. Sie starben nur im Abstand von zwei Wochen zueinander. Ich erinnere mich daran, dass sie in ihren letzten Tagen oft meine Hand hielten. Bis zum heutigen Tage ist es mir allerdings nicht klar, ob das eine Geste der endgültigen Versöhnung mit der Schwiegertochter war, oder ein Festhalten am Leben.

Heute bin ich Pensionistin, aber mein Mann, muss noch ein paar Jahre arbeiten, obwohl er nur ein Jahr älter ist als ich. Ich möchte gerne darauf vertrauen, dass auch auf uns nach so vielen schweren Schicksalsschlägen, ein ruhiger und friedlicher Lebensabend wartet. -

3. Frau V. M.

Mittwoch, 14.Juli 2010

Um die große sommerliche Hitze zu vermeiden, haben wir den Interviewtermin für spätnachmittags ausgemacht. Meine Interviewpartnerin ist Mitte 70, früher eine einfache Arbeiterin, die sich gut gehalten hat.

Zuerst interessiere ich mich für den Anfang, wie die Dinge passiert sind und warum die ausländische Arbeitsaufnahme?

-Wir haben 1955 geheiratet. Mein Mann kommt aus einer Familie mit vielen Kindern, so haben wir nur bei meinen Eltern wohnen können, weil ich ein Einzelkind war und dort Platz gewesen ist. Zwar nicht viel, aber in der Zwangslage ist es sich ausgegangen. Meine Mutter war eine sehr dominante Persönlichkeit innerhalb der Familie. Im Haus galt nur ihr Wille, obwohl wir schon vier Erwachsene waren, die zusammen lebten. Was mich aber wirklich störte, war, dass sie sogar überprüft hat, wann wir uns zu zweit ich mich mit meinem Mann traf. In eine eigene Wohnung konnten wir nicht gehen, weil in den 50-er Jahren auch in der Vojvodina Wohnungsarmut herrschte und so mussten wir das eben ertragen. Mein Mann war als Traktorist beschäftigt, und ich habe als nicht ausgebildete junge Frau auf den familiären Feldern mit meinen Eltern gearbeitet. Ich hätte nach den ersten acht Jahren Schule gerne noch weitergelernt, aber auch hier war das Wort meiner Mutter ausschlaggebend. Sie war überzeugt davon, dass man als Mädchen nichts lernen musste. So sind die Jahre vergangen, von dem Gehalt meines Mannes haben wir ein wenig Geld auf die Seite gelegt, damit wir eines Tages auf eigenen Beinen stehen konnten. Wenn ich zurückdenke, und das sind schon mehr als 50 Jahre, hat mein Mann in Relation zu der damaligen Zeit gesehen, zwar nicht schlecht verdient, aber um in eine separate Wohnung zu ziehen, dafür war es trotzdem zu wenig. In der Zwischenzeit wurde unser Sohn geboren und so verstrichen die Jahre. Mein Vater war ein willensschwacher, aber guter Mann, das Benehmen meiner Mutter hat öfter zu familiärem Zwist geführt. Wir waren nicht arm, hatten etwa fünf Hektar Acker, Pferde mit Kutsche, einen Wagen, und Werkzeuge zur Ackerbewirtschaftung. Nach dem Krieg gab es lange eine Lebensmittelknappheit, somit konnten wir unsere Produkte zu einem guten Preis verkaufen. Sogar Fleisch kam regelmäßig auf den Tisch, da wir Tiere ums Haus hatten (Schwein, Geflügel). Kleidung und Schuhe hatten wir so viel, wie wir brauchten. Ein Elend war das nicht. Wir wären aber trotzdem gerne schneller auf eigenen Beinen gestanden. Selbstständig zu sein, das ist doch der Traum eines jeden jungen Paares. Meine Mutter hätte mich als ihr einziges Kind als Arbeitskraft und letztendlich als Erbin immer gerne neben sich gehabt. Über die spätere Arbeitsaufnahme im Ausland hat sie sich gar nicht gefreut.

Wie wir den Kontakt zum Ausland aufnahmen? Damals lebte in unserem Dorf

ein pensionierter deutschstämmiger Lehrer. Er hat sich die Aussiedlung dadurch erspart, dass er sich am Ende des Krieges nicht als Deutscher bekannt hat. Da er keine Verwandten mehr im Ausland hatte, ist er bis zu seinem Tode in der Heimat geblieben, obwohl er immer hätte gehen können. Dieser Mann hat auf Muttersprachniveau Deutsch gesprochen und stand Ende der 60-er Jahre mit mehreren Firmen in Deutschland in Briefkontakt. Er vermittelte Arbeitskräfte von hier nach dorthin. Auch wir haben uns auch an ihn gewandt, - sagt meine Interviewpartnerin und erzählt weiter:

- Das war schon deshalb ein bisschen einfacher für mich, weil er in der Volksschule mein Lehrer gewesen war. Auch in unserem Fall hat er uns bereitwillig geholfen. Ob er von draußen für die Vermittlung etwas bekommen hat, kann ich zwar nicht sagen, es steht aber fest, dass er von uns keinen Pfennig dafür verlangt hat. Im Jahre 1969, Ende Februar, hat er in unserem Interesse einen Brief nach Deutschland geschrieben, und Anfang April kam schon die Antwort, dass mein Mann eine Arbeitsstelle in einer Ziegelfabrik, in der Nähe von Frankfurt, bekommen hat.

Mein Mann ist schon am Ende desselben Monats mit großen Hoffnungen abgereist. Ein neues Kapitel begann in unserem Leben. Meine Eltern waren nicht begeistert, aber sie konnten uns auch nicht von der Verwirklichung unserer Pläne abhalten. Wie viele Dinge sich nachher ereigneten, an die ich gar nicht gedacht hatte, schon allein das erzählen fällt mir sehr schwer und es würde auch zu lange dauern. -

Meine Interviewpartnerin beschreibt ausführlich die weiteren Entwicklungen ihres Lebens. Nun versuche ich das Ganze ein wenig zu komprimieren, so dass es auch verständlich ist, und auch gut in den Rahmen passt.

- Ich habe erst später erfahren, dass mein Mann, am Frankfurter Bahnhof in den frühen Morgenstunden angekommen, sich mit seinen Serbischkenntnissen - Deutschkenntnisse hatte er ja keine - bei ein paar jugoslawisch sprechenden Männern nach dem Weg erkundigt hatte, wie er am besten weiterfährt. Sie haben sich als hilfsbereit ausgegeben, aber nachdem sie den Bahnhof verließen, haben sie ihn von hinten niedergeschlagen und ihm alles weggenommen, was er bei sich hatte. Eine große Beute haben sie aber nicht gemacht, weil mein Mann außer ein paar Deutschen Mark, und den notwendigsten Dingen nichts bei sich hatte. Wie wir

später aus den Polizeiprotokollen erfahren haben, wurde er am frühen Morgen von Passanten blutüberströmt und bewusstlos aufgefunden. Der Arzt im Krankenhaus hat später gesagt, er hätte großes Glück gehabt, dass ihn der Raub nicht das Leben gekostet hat. Tagelang lag er ohne Bewusstsein im Krankenhaus, aber auf sonderbare Art und Weise haben sie seinen Reisepass nicht gestohlen, und so hat die Polizei löblicher Weise schon bald darauf die Täter ausfindig gemacht.

Ich habe inzwischen schon mehr als ungeduldig auf den Brief meines Mannes gewartet und war umso schockierter, als nach einem Monat ein Brief von der Polizei kam, in dem alles darin stand, was in der Zeit passiert war. Ich bin schnell in den Zug gestiegen und habe meinen Mann in einem Heim der Caritas in der Phase der Genesung aufgefunden. Wir haben dann seine neue Arbeitsstelle aufgesucht, dort alles erzählt und etwas später hat er zu arbeiten begonnen. Ich bin mit ihm drei Monate in Deutschland geblieben, solange es die Aufenthaltsbewilligung erlaubte. Wir haben in den Arbeiterwohnungen der Firma in sehr einfachen Verhältnissen gewohnt. Wir hatten nur ein kleines Zimmer. Die Küche, Badezimmer und WC waren gemeinsam mit anderen ausländischen Arbeitern zu benutzen. In der Zwischenzeit ist es mir gelungen, mit dem Eigentümer der Firma zu sprechen und eine Arbeitsstelle als Reinigungskraft zu bekommen. So bin ich nur für kurze Zeit nach Hause in die Vojvodina gefahren, habe das Arbeitsvisum in Belgrad beantragt und bin sofort nach dem Erhalten wieder nach Deutschland zurückgereist um zu arbeiten. Unser Sohn ist noch ein Jahr zu Hause geblieben, um die ersten acht Schuljahre zu vollenden, aber dafür haben wir einen hohen Preis bezahlt. Die Großeltern sind jeden Tag auf die Felder arbeiten gegangen und das Kind war daher ohne Aufsicht. Wahrscheinlich hat der plötzliche Verlust der Eltern auch etwas dazu beigetragen, aber Fakt ist, dass unser Sohn, der bis dahin ein guter Schüler gewesen war, wochenlang die Schule schwänzte und seine Noten schlechter wurden und er die achte Klasse nur mit Mühe und Not positiv absolvieren konnte.

Nach einem Jahr unseres Aufenthaltes im Ausland ist es uns durch den Firmeninhaber gelungen, eine Zwei-Zimmer-Wohnung mit jeglichem Komfort zu bekommen. An diesem Herbst war die Familie wieder zusammen, auch unser Sohn war wieder bei uns.

Einige Zeit schien es, als würde unser Leben auf einer ebenen Bahn verlaufen. Wir zwei haben hart gearbeitet und andauernd Überstunden gemacht. Außer der

Wohnung des Chefs habe ich auch den Speisesaal der Arbeiter gereinigt. Es gab vieles zu tun, 520 Arbeiter haben dort Tag für Tag gegessen.(Zitat im Text S. 62)

Unser Sohn hat eine Sonderklasse absolviert, damit er später noch weiterlernen konnte.

Heimweh hatten wir eigentlich nicht, denn die Familie war zusammen und wir hatten alles, auch unsere Ersparnisse vermehrten sich schön. Damals haben wir noch ernsthaft daran geglaubt, dass auf uns nach ein paar Jahren harter Arbeit mit dem im Ausland verdienten Geld, zu Hause in der Vojvodina ein leichtes, glückliches Leben wartet. Das Schicksal hat aber unsere Pläne durchkreuzt, ein weiterer Vorfall kam uns in den friedlichen Monaten und Jahren dazwischen.

Es wäre alles gegangen, die Sprache haben wir recht schnell gelernt. Wir hatten auch Deutsche Bekannte, ich könnte sogar sagen, Freunde. Am Wochenende gingen wir oft gemeinsam aus. Sie kamen nicht aus höheren Kreisen, sie waren auch einfache Arbeiter, die Arbeitskollegen meines Mannes aus der Ziegelfabrik. Wir hatten ein gutes Gefühl, dass wir von der Gesellschaft nicht ausgegrenzt waren. Das traf besonders auf unseren Sohn zu. Er hat den Beruf des Automechanikers erlernt. Er hatte nur deutsche Freunde. Nach einigen Jahren hat er sich – zumindest unserem Gefühl nach - die deutsche Sprache so angeeignet, dass er perfekt Deutsch konnte. Wir waren echt stolz. Das Kind war unser ein und alles und hat alles bekommen, was er wollte. Das Geld, das wir ihm nicht gegeben hätten, wenn er uns darum bat, gab es nicht. Ich habe sogar einen Kredit aufgenommen, um ihm den neuesten Mercedes zu kaufen. Jetzt sehe ich freilich, dass ich es nicht hätte soweit kommen lassen dürfen, aber heute ist es schon zu spät. Abgesehen davon haben wir geglaubt, dass eine ruhigere Lebensphase angebrochen ist, nachdem wir die Schwierigkeiten durch die Veränderung unserer Lebensform überstanden hatten. Wir haben alle gearbeitet, auch unser Sohn hatte seine Lehre abgeschlossen. In der Arbeit hatten sie ihn sehr gerne, weil er ein sehr eifriger und tüchtiger Mann war. Abends ging er oft aus, und gab zwar viel Geld in Diskos und diversen Lokalitäten aus, aber auf irgendeine Weise waren wir auch sehr stolz auf ihn, weil er nicht mit leeren Taschen vor der Schank bei seinem Bier saß. Er hatte einen großen Freundeskreis. Oft hat er die gesamte Rechnung bezahlt. Wir haben es akzeptiert und gesagt, das mache nichts, weil man ja nur einmal jung ist.

Eines Morgens, als ich gar nicht mehr schlafen konnte, weil der Junge die ganze

Nacht nicht nach Hause gekommen war, hat die Polizei unter großem Geklopfe um Einlass gebeten. Sie haben einen Durchsuchungsbescheid hergezeigt, und so haben sie die gesamte Wohnung auf den Kopf gestellt. Wir waren geschockt und konnten uns auch nicht vorstellen, was da genau passiert ist, denn die Polizisten haben uns auch nur nach der Erledigung ihrer Arbeit mitgeteilt, dass unser Sohn als Mitglied einer Autobrecherbande identifiziert worden war und während des Aufbrechens eines Autos auf frischer Tat ertappt und in Gewahrsam genommen wurde. Man fand bei uns zuhause zwar keine belastenden Beweise gegen ihn, aber uns hat das ganze wie ein Donnerschlag gerührt, denn wir waren bis zu diesem Zeitpunkt vollkommen ahnungslos gewesen.

Später ist bei der Gerichtsverhandlung rausgekommen, dass die Bande mehrere Dutzend Autos gestohlen und wieder zu Geld gemacht hat. Unseren Sohn haben sie zu einer Haftstrafe auf Bewährung verurteilt, weil er noch nicht vorbestraft gewesen war. Aber selbst das hat schon gereicht.

Nach einiger Zeit machte es den Anschein, dass sich alles wieder zum Guten wenden wird. Unser Sohn hat ein sehr nettes deutsches Mädchen kennengelernt, sogar heute noch tut es mir um sie leid, weil ich es so empfunden habe, dass sie unseren Sohn von Herzen liebte. Bald war Hochzeit. Gemeinsam mit den Eltern des Mädchens haben wir eine große Hochzeit ausgerichtet. Bald darauf kam auch schon das Baby, ein süßer Enkel wurde geboren, in der Familie wurde hauptsächlich deutsch gesprochen, auch die Bewohner des Ortes haben sich uns gegenüber freundlich verhalten. Wir haben uns nicht als fremde Gastarbeiter gefühlt.

Noch im selben Jahr, es war 1984, musste unser Sohn als jugoslawischer Staatsbürger mit 28 Jahren den Wehrdienst in der Heimat antreten, weil er ihn nicht mehr aufschieben konnte. Während dem Wehrdienst haben wir ihm auch viel Geld geschickt, damit es ihm auch an nichts fehle. Die Zeit des Dienstes ist auch abgelaufen und unser Sohn war zu unser aller Freude wieder bei uns in Deutschland, besser gesagt, bei seiner Frau und seinem Kind, die ihn schon lange - lange sehnlichst und ausdauernd erwartet hatten.

Er hat dann immer öfter gesagt, dass er sein eigener Herr sein will, und dass es dort unten in der Vojvodina so leicht wäre eine Firma zu gründen, [die Geschehnisse finden Ende der 80-er Jahre statt- Anm. d. Verf.] und wie viel Geld man damit verdienen könne. Zum Start brauchte er Geld und wie schon so oft, haben wir ihm

alles gegeben. Mit seiner Frau hatte er das auch abgesprochen, dass er immer öfter außerhalb von Deutschland sein wird. Im Sommer waren wir jährlich alle in der Vojvodina, in dem angenehmen und großen neu gebauten Haus haben wir einige Wochen verbracht. 1990 waren wir dort das letzte Mal alle zusammen. Drei Tage bevor wir zurückfahren wollten, ist mein Mann unerwartet gestorben. Er war zwar schon ein bisschen kränklich, aber seinen Tod haben wir nicht erwartet. Noch heute denke ich, dass sein Tod durch den erneuten Fehltritt unseres Sohnes so plötzlich kam, weil sein geschwächter Körper das neuerliche Leid nicht mehr ertragen konnte.

Da hat nämlich dieses nichtsnutzige Kind, um das ich mir aber noch heute Sorgen mache, zugegeben, dass er hier auch eine Freundin und eine Tochter hat. Deshalb waren die vielen Reisen von der einen Familie zur anderen. Was soll ich sagen, auch ich dachte, ich überlebe es nicht! Die Wunde, die mir zugefügt wurde, tat weh. Ich habe unsere anständige Schwiegertochter bedauert, dass sie so etwas miterleben musste. Das eigene Schicksal habe ich auch bedauert, dass immer etwas zwischen uns und das Glück kommt. Natürlich folgte in Deutschland die Scheidung auf das Ganze. Mit meiner Schwiegertochter habe ich noch lange darauf den Kontakt gehalten, und heute noch schmerzt es, wenn ich daran denke, dass mein Sohn auf schlimme Art und Weise auch ihr Leben kaputt gemacht hat. Meinem Sohn blieb nichts, außer der Freundin in der Vojvodina und das hier begonnene Unternehmen, das es heute auch nicht mehr gibt. Nur das viele Geld ist für nichts und wieder nichts weg.

Bis 1996 habe ich noch als Gastarbeiterin in Deutschland gearbeitet. Die leichte Arbeit haben wir niemals gesucht, wir haben immer darauf geschaut gut zu verdienen und das waren für die Menschen ohne Fachausbildung immer die schwersten und schmutzigsten Arbeiten. Auch mein Mann und ich waren insgesamt nur an zwei bzw. drei Arbeitsstellen beschäftigt. Er war gezwungen zu wechseln, denn nach der ersten Ölkrise (1974-75) gab es keine große Nachfrage mehr nach Baustoffen. Die Ziegelfabrik haben sie erst zugesperrt und dann niedergerissen. Dann hat er in einer Baufirma eine Stelle bekommen und dort bis zu seinem Tod gearbeitet. Wie vorher erwähnt, hatte ich insgesamt drei Arbeitsstellen. Einmal habe ich einen ernsthaften Fehler begangen, als eine offene, aufgeschlossene Person habe ich die Interessensvertretung der dort in einem großen Restaurant beschäftigten Ausländer übernommen. Im Namen von sieben Angestellten - so viele Ausländer

waren wir damals dort - ging ich zum Chef und wollte eine Lohnerhöhung erkämpfen. Meine Intervention war erfolglos, sie haben es als unverständlich empfunden, dass ich für alle spreche. Danach habe ich schon gemerkt, dass sie meinen Auftritt als einen Unzufriedenheit schürenden Akt gewertet haben. Das bis zu diesem Zeitpunkt erhaltene Lob wandelte sich im Hinblick auf meine Arbeit in Kritik um.

Ich habe es gespürt, dass es besser wäre, eine neue Stelle zu finden und habe auch in ein anderes großes Restaurant gewechselt. Was aber an diesem Fall trotzdem interessant ist, ist die Tatsache, dass die anderen Ausländer, denen die Arbeitsstelle tagaus tagein nicht recht gewesen war, die mich infolge dessen ständig angestiftet haben, letztendlich doch alle dortblieben, so, als wäre gar nichts gewesen. Daraus habe ich meine Lehren gezogen. Wie auch das Sprichwort sagt: Reden ist Silber, Schweigen ist Gold. Nach 26 Jahren Arbeit bin ich mit 60 Jahren pensioniert worden.

Nach zwei Jahren habe ich die Wohnung in Deutschland aufgegeben, seitdem lebe ich hier in der Vojvodina, von der einigermaßen niedrigen Rente (700 €) komme ich hier doch ein bisschen besser aus. Auch mein Alter ist einer der Hauptgründe, denn heute bin ich schon 75 Jahre alt und außerdem will ich von meinem einzigen Sohn nicht weit entfernt sein.

Vor zwei Jahren kam dann die nächste Katastrophe: Mein Sohn, der erst 54 Jahre alt ist, hatte eine Gehirnblutung. Er ist seither halbseitig gelähmt. Das Sprachenzentrum im Gehirn ist völlig kaputt gegangen, so ist jegliche Kommunikation mit ihm recht schwer, und das alles mit an zu sehen... -

In den Augen meiner Interviewpartnerin glänzt eine Träne, sichtlich versucht sie die Fassung zu wahren und den Schmerz, den sie empfindet, hinunter zu schlucken.

- Wenn ich an mein Leben zurückdenke, über welches ich oft sinniere, so denke ich oft, wir hätten nirgends hingehen sollen, und dann wäre alles anders gewesen. Das Geld, das man mehr hat, bringt einem nur dann etwas, wenn man damit geschickt umgehen kann. Wir waren in dieser Hinsicht maßlos, es gibt ja auch die Redewendung: Geld alleine macht nicht glücklich.

Für die verbleibenden Lebensjahre habe ich keine Pläne mehr. Gut wäre es, die letzten Jahre in Frieden zu verbringen. Ich habe einen beruhigenden Gedanken: Meine letzte Ruhestätte wird neben meinem Mann sein, denn viele die jung

losgegangen sind, um das bessere Leben zu suchen, sind heute zerstreut, vergessen
träumen sie ihren ewigen Traum, sogar am fernsten Punkt der Welt. -

4. Frau T. B.

Montag, 02.08.2010

Mir sitzt eine sowohl körperlich als auch geistig junggebliebene Frau gegenüber. Ihr Alter (65) ist kaum erkennbar, besonders ihre fließende, lebendige Sprache ist beeindruckend. Ich bitte sie darum, mir zu erzählen wie sie ins Ausland kam, wie sie dort lebte und ob es sich gelohnt hat?

- Wir haben ein bisschen früh geheiratet, noch 1965. Mit der Hilfe meiner Eltern hatten wir auch schon ein kleines Haus und arbeiteten beide als qualifizierte Arbeiter in der örtlichen Möbelfabrik. 1967 wurde unser Sohn geboren. Mit zwei Gehältern – tagsüber passte meine Mutter auf den Kleinen auf - konnten wir gut leben. Unsere Löhne waren zur damaligen Zeit gar nicht so schlecht, das einzige Problem war nur, dass selten der ganze Betrag ausgezahlt wurde, denn infolge des neuen wirtschaftlichen Mechanismus in Jugoslawien, konnten die erarbeiteten Einkünfte nur dann ausbezahlt werden, wenn die Firma auch tatsächlich über die entsprechenden Einnahmen verfügte. Daher kam es zu Verspätungen bei der Lohnauszahlung. Demnach ist es kein Wunder, dass die ausländische Arbeit einen sehr verlockenden Ruf hatte, vor allem die gute Bezahlung.

Ich reiste nach meinem Mann nach Deutschland – er ist schon im Februar 1969 ins Ausland gegangen - im Sommer des gleichen Jahres. Mich hat es zwar geschmerzt, dass die Familie zerrissen wurde, denn unser Kind blieb zu Hause bei der Oma, aber die Sehnsucht, für uns selbst etwas zu schaffen, war größer. *Mit Hilfe meines Mannes habe ich auch eine Stelle als Reinigungskraft in der Kantine einer Firma in Baden-Württemberg bekommen. Zu Hause war ich eine fachkundige Möbellackiererin gewesen und jetzt eine einfache Putzfrau. Aber so, wie viele andere auch, waren wir bei der Arbeitswahl nicht sehr wählerisch, denn das Geld war viel wichtiger!* (Zitat im Text S. 62) Wir waren jung und voller Energie und keine Arbeit war uns zu schwer. Mit den Arbeitskollegen hatte ich ein freundschaftliches Verhältnis. Man konnte Überstunden machen, am Wochenende wurde mir sogar das Putzen des cheflichen Haushaltes auferlegt. Wir waren zufrieden, denn wir haben schön verdient. Das Geld sparten wir in der Bank - so viel wie davon nur möglich war. Damals haben wir noch schöne Zinsen bekommen, nicht so wie jetzt. Wir

wollten so früh als möglich mit einer dicken Brieftasche nach Hause zurückkommen. Vor allem auch deshalb, weil unser Sohn ohne Vater oder Mutter dort geblieben war. Genau deshalb waren wir nicht vollkommen glücklich.

Deutschland schien uns sehr schön, die Menschen dort waren gutgelaunt und freundlich. Es hatte nicht den Anschein, dass sie wegen meiner ausländischen Herkunft auf mich herabsehen würden. Mit der Sprache hatte ich keine außergewöhnlichen Schwierigkeiten. Schon in den ersten Tagen habe ich davon profitiert, was ich noch früher in der Schule gelernt habe. Ich erinnere mich noch genau, am ersten Tag wollte mir der Schichtführer anhand eines Ziffernblattes einer Uhr erklären, wie lange die Arbeitszeiten sind, und wie lange die Mittagspause dauert. Es war sicherlich eine gute Methode, aber mit meinen damaligen Deutschkenntnissen hätte ich es auch ohne Ziffernblatt schon verstanden.

Nach zwei Jahren kam die gehoffte Veränderung in Sachen Wohnen. Die anfängliche kleine, bescheidene Wohnung, konnten wir gegen eine größere tauschen. Das waren die Früchte unserer eigenen harten Arbeit: neue Möbel, ein Auto und - was für mich am allerwichtigsten war - auch unseren Sohn haben wir zu uns geholt. Er ging in den Kindergarten und am Nachmittag haben wir einer alten deutschen Dame gezahlt, damit sie auf ihn aufpasst. Bis wir ihn als Sechsjährigen in der Schule anmeldeten, konnte er perfekt Deutsch. Er war immer ein guter Schüler. Heute bedauern wir es, dass wir ihn nach dem Abitur nicht auf die Universität geschickt haben, sondern er den Beruf des Elektromechanikers erlernt hat. Aber es geht ihm so auch gut. Er arbeitet, hat einen sicheren Arbeitsplatz, mit sicherem Gehalt. Und wir haben weiterhin gearbeitet, und so, wie es manchmal ist, haben die neuen Möglichkeiten neue Pläne geschaffen. Anstatt unseres kleinen Hauses, das wir bis dahin besessen hatten, haben wir uns in der Heimat ein größeres gekauft. Wir wollten auch so ein modernes Haus, wie wir sie in Deutschland gesehen haben und begannen mit dem Umbau, der allerdings jahrelang dauerte, vor allem auch aus dem Grund, weil wir immer nur einmal im Jahr zu Hause waren. Anstatt eines Urlaubes am Meer haben wir immer an dem Haus gearbeitet. Dies brachte dann mit sich, dass die als kurz geplante Arbeitsdauer im Ausland immer länger wurde. Natürlich ging uns immer wieder das Geld aus, aber die schulische Ausbildung des Kindes, die Beendigung seiner Lehre, hat unsere Entscheidung wesentlich mit beeinflusst. Inzwischen sind mit dem Zusammenbruch Jugoslawiens die Zustände zu Hause

radikal verändert gewesen. Als die Zeit für die Rückkehr kam, machten die historischen Ereignisse dieses Vorhaben zu einer völligen Illusion. Ab dem Ende der 80-er Jahre haben wir nur noch an den Aufenthalt in Deutschland geglaubt. Zuerst kauften wir eine Wohnung. Unser Sohn heiratete inzwischen, auch ihn haben wir mit 100.000 DM unterstützt, damit er eine Wohnung kaufen konnte.

In den Jahren die wir im Ausland verbrachten, hat sich unser Lebensstil viel verändert, aber vor allem in der Ernährung haben wir uns der dortigen angepasst, weil wir von Anfang an das Essen in der Firmenkantine bekommen haben. Schwere, fettige, viel Schweinefleisch enthaltende Kost gehört schon lange der Vergangenheit an. Wir mögen die ausgewogene, mit Gemüse und Obst angereicherte Speisenfolge. Dank dieser haben wir nicht viel an unnötigem Gewicht zugenommen und viele Kleidungsstücke aus unseren jüngeren Jahren passen uns auch heute noch. *Apropos Kleidungsstücke, mir fällt gerade ein, dass ich in Deutschland aus Zeitvertreib nähen gelernt habe. Wir kauften eine Nähmaschine (später mehrere), und so habe ich die trendigsten Kleidungsstücke selbst genäht. Da ist es mir sehr gut gelungen, das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden. (Zitat im Text S. 51)*

Was die Arbeit angeht, so hat sich unsere Lebenseinstellung nicht verändert und wir arbeiteten nach wie vor sehr ausdauernd. Das Geld vermehrte sich weiterhin und wir kauften ein großes Haus in Deutschland. Langsam kam die Pensionierung auf uns zu, das hat uns dann endgültig zum Bleiben bewegt. Wir haben so viele Jahre in Deutschland gearbeitet, da wäre es ein Blödsinn gewesen, das Lebensende nicht dort zu verbringen. Mein Mann ist seit 2005 und ich seit 2006 in Pension. Seit dem können wir uns frei bewegen, allerdings sind wir durch die erworbenen Immobilien ein wenig an die Örtlichkeiten gebunden.

Um die im Ausland verbrachten Jahre zu charakterisieren: Die erste und wichtigste Feststellung ist, dass es vor allem auf materieller Ebene sehr lohnend war. Dazu kommen das viele, erworbene Wissen, die gesammelten Erfahrungen und die vielen neuen Bekannten, sowie die Berührung mit verschiedenen Gesellschaften und die Flexibilität im Lebensaufbau. Dies ermöglicht oft die nahtlose Veränderung des Lebensmittelpunktes in kritischen Situationen, wenn Gefahr droht - was leider auch hier in Europa noch nicht ganz ausgeschlossen ist.

Bis jetzt ist noch nicht darüber entschieden, was wir in unserem hohen Alter machen werden. So lange es geht, wollen wir zwischen der neuen und der alten

Heimat pendeln. Deshalb verhandeln wir auch nicht über unsere letzte Ruhestätte. -

5. Frau V. K.

Dienstag, 24.08.2010

In einem gemütlich eingerichteten Zimmer sitzt mir eine Frau gegenüber, die um die 60 Jahre alt ist und trotz des herbstlichen Wetters gut gelaunt und mit einem Lächeln auf dem Gesicht mit mir plaudert. Ich bitte sie, mich durch Erzählen an den wichtigsten Momenten ihres Lebens teilhaben zu lassen.

- Wenn ich so zurückdenke, dann waren wir in der Zeit nach dem Krieg nicht die Ärmsten, aber zu den Vermögenden gehörten wir halt auch nicht und genauso verlief auch meine Kindheit. Die Arbeit, die man uns schon anvertrauen konnte - wir waren vier Kinder - musste man schon jung erledigen. Meine Eltern hatten ca. 2 Hektar Ackerland, das bewirtschafteten wir, und wie die einfachen Arbeiter haben auch wir alle Gelegenheitsarbeiten angenommen, um mehr Einnahmen für die Familie zu sichern. Im Sommer haben meine Eltern von früh bis spät auf den Feldern gearbeitet. Die Haustiere, wie Geflügel und Schweine, mussten wir Kinder füttern und tränken. Da es keine Wasserleitungen gab, war auch das Wasserholen vom Brunnen an der Straßenecke, sowie die Sauberhaltung des Hofes unsere Aufgabe. Ich behaupte nicht, dass mir all das gefiel, denn oft wäre ich viel lieber mit den Kindern auf der Straße spielen gewesen, aber ich wehrte mich auch nicht ernsthaft dagegen. Ich denke, es war genau diese Zeit, in der uns meine Eltern die Disziplin und die Wichtigkeit der Arbeit beibrachten, was in den späteren Jahren und bis heute noch ein wesentliches Prinzip meines Lebens geworden ist. Im Ausland hat mir diese Erziehung viel geholfen.

In der Schule war ich eine mittelmäßige Schülerin. Nach der achtjährigen Grundschule ging ich in keine höhere Schule, ich habe nur meine Lehre als Strickerin absolviert. In der Gesellschaftsschicht, aus der ich komme (Arbeiter-Kleinbauer), haben es die Eltern im Allgemeinen nicht sehr unterstützt, dass ein Mädchen weiterlernt. Als wichtigste Aufgabe sahen sie die Erfüllung des alten weiblichen Rollenbildes. Was nichts anderes war, als eine gute Hausfrau und Mutter zu sein. Unser Haus war zwar nicht groß, aber wir hatten alle genug Platz. Kleidung und Schuhe hatte jeder so viel, wie er gerade benötigte. Zu essen gab es auch ordentlich. Von den am Hof geschlachteten, vorher gemästeten Tieren gab es das gesamte Jahr über Fleisch.

Im Januar 1970 kam ich durch meinen Mann als 20 Jährige nach Deutschland, geheiratet haben wir nur einen Monat davor, im Dezember 1969 und wir sind noch

heute, 40 Jahre später, immer noch miteinander verheiratet. Gefühlsmäßig haben sich meine Eltern über meine Heirat gefreut und auch der Aufbruch ins Ausland bereitete ihnen keine Sorgen. Ihrer Meinung nach war der Platz der Ehefrau immer neben ihrem Ehemann. Der kleine Ort in Baden-Württemberg lag in einer idyllischen Umgebung, umgeben von wunderschönen Tannenwäldern und Wanderwegen. In den nächsten Jahren haben wir in unserer Freizeit sehr oft große Spaziergänge an der frischen Luft unternommen. Deutschland kam mir vor, wie ein großer Bienenstock, jeder arbeitete fleißig und fröhlich. Die Arbeit war nicht schwer. Oder hat nur die nun fast vergessene Jugendzeit mir zu dieser Einstellung verholphen? Es gab aber wirklich große Unterschiede zwischen der Ausstattung und der Organisation einer Firma dort und zu Hause. Zu Hause habe ich in einer Strickerei gearbeitet, wir konnten sehr wenig produzieren, weil die Geräte immer kaputt gingen, und es niemanden gab, der sie reparieren konnte. *In Deutschland war meine Anstellung in einer Näherei, wo wir auch Pullover nähten. Wegen einer kaputten Maschine war die Arbeit nur sehr kurz unterbrochen. Binnen von Minuten wurde die Maschine repariert, oder wir setzten uns schnell an die Reservegeräte und die Arbeit konnte weiter gehen. Akkordarbeit war die Regel, daher war jeder bemüht, möglichst viele Stücke zu machen, denn dann war die Bezahlung höher. Die 800-900 DM Lohn waren - im Gegensatz zu den Löhnen zu Hause (weil wir ja alles an den Umständen zuhause gemessen haben) – eine geradezu märchenhafte Summe. (Zitat im Text S. 62)*

Was soll ich sagen, am Anfang hatten wir eine sehr bescheidene Wohnung. Die Firma meines Mannes hat uns ein kleines Zimmer gesichert. Nach einigen Monaten kam dann noch eines dazu und das war dann für uns zwei auch in den nächsten Jahren genug. Wir waren Anfänger, richtig beurteilen konnten wir die Situation nicht, aber die befreundeten Arbeitskollegen sagten, dass es einen Wohnungsmangel gab. Daher stand eine schöne, großzügige Wohnung mit allem möglichen Komfort nicht zur Verfügung, aber eigentlich wünschten wir uns auch nicht mehr, als das, was wir hatten, weil die größere Wohnung sicherlich um ein paar 100 DM mehr gekostet hätte, und somit hätten wir im Monat weniger ansparen können. Wir haben ja unseren Aufenthalt nur für ein paar Jahre begrenzt geplant. Das große Ziel war es, möglichst viel zu arbeiten, umso mehr zu verdienen, und möglichst viel zu sparen. An unserer Lebensführung war das klar ersichtlich. Amüsieren, Luxus (obwohl die Versuchung bei dem dortigen Warenangebot sehr groß war), kamen nicht in Frage. Nachmittägliche Spaziergänge, am Abend Fernsehen, das war unser Vergnügen. Überflüssiges Reisen gab es auch nicht. Einmal im Jahr sind wir zu unseren Eltern

auf Besuch gefahren, das war unser Sommerurlaub.

Alles, was wir geplant hatten, gelang uns. Wir hatten Arbeit, das Ersparte vermehrte sich. Nach einigen Jahren hatten wir dann auch eine schöne Wohnung mit jeglichem Komfort. Der deutsche Hausbesitzer hat uns erlaubt, aus den gerade erbauten sechs neuen Wohnungen eine unserem Wunsch entsprechende auszuwählen.

Ich weiß nicht, wie sehr die Ausländer in dieser Zeit gemocht wurden, oder ob sie am liebsten gleich wieder nach Hause geschickt worden wären, aber zu mir, zu uns, war jede/-r Deutsche freundlich und korrekt. Wenn wir in einer Angelegenheit Hilfe benötigten, dann haben sie uns geholfen. Außerordentlich hilfsbereit waren die Familien, die während des Krieges vertrieben worden sind, die nach dem Krieg den Verlust ihres Geburtsortes hinnehmen mussten. Ihr Schicksal hat uns tief berührt. Wir haben den Kontakt mit den Einheimischen nie verweigert. Zu dem Nachbarn, der Bauer war, sind wir Kartoffelernten gegangen. Nicht für einen richtigen Lohn, denn das, was wir bekamen, waren ein paar Kilo Kartoffeln, sondern eher aus Freundschaft haben wir das gemacht.

Als 1974 unser erstes Kind und 1977 das zweite Kind auf die Welt kam, habe ich außer der gesetzlichen Karenz, nicht einen Tag im Betrieb gefehlt. Die Kinder haben wir zu einer älteren deutschen Dame gegeben, natürlich nicht umsonst, aber schon damals haben wir es als wichtig empfunden, dass die Kinder von klein auf die deutsche Sprache lernen. So haben wir mit ihr natürlich einen engeren Kontakt gepflegt. Unsere Muttersprache unterschied sich zwar, aber unsere Religion war gleich und damit auch die Feiertage. In unseren Bräuchen, wie in unserer Kleidung, Wohnungseinrichtung, Ernährung, Verhaltensnormen, war kaum ein Unterschied erkennbar. Ich denke, das vereinfacht zwischen den einfachen Menschen die Kontaktaufnahme mit den Einheimischen wesentlich.

Wenn ich an die Vergangenheit zurückdenke, so hat nichts Wesentliches unser Leben in Deutschland erschwert oder gestört. Aber wir haben uns auch eisern an unseren Plan gehalten: Wenn der geplante Betrag für ein neues Haus zusammenkommt - denn fast jeder Gastarbeiter hatte diesen Traum -, packen wir all das zusammen, was in einen PKW passt, und verlassen das Land, das uns nur gute Erfahrungen beschert hat, und an das wir uns noch heute mit viel Respekt und Zuneigung erinnern.

All das hatte Beweggründe, über die ich bisher noch nicht gesprochen habe, obwohl sie eindeutig unser Leben beeinflussten. Wir waren nie dafür, ein Leben aufgrund von starren Berechnungen zu führen. In dieser Zeit, Ende der 70-er Jahre,

waren wir emotional noch sehr an unser Zuhause gebunden, wir spürten die Nestwärme noch immer. Die Eltern, die Verwandten, die Bekannten und die zusammenhaltende Kraft der verlassenen Gemeinschaft fehlten uns sehr. Vielleicht hat uns gerade deshalb das immer präsente Heimweh dominiert. Schon Monate, Wochen vorher, unterhielten wir uns voller Vorfreude über den großen Urlaub, in dem wir nach Hause fuhren. Dann kam der Moment auf den wir warteten, blitzschnell vergingen ein paar Wochen und deprimiert und wortkarg reisten wir wieder zurück. Das war ein wirklich bedrückendes Gefühl, das ich nicht wirklich in Worte fassen kann. Oft stelle ich mir die Frage, ob das wohl der Grund war, warum wir beide, mein Mann und ich, jahrelang unter Magenschmerzen litten? Oder hätte es nicht sein dürfen, dass die Gesundheit weniger wichtig war als unser Ziel? Auch wenn wir die Antwort auf diese Fragen hätten, würde sie uns aber nicht mehr helfen. Tatsache ist, dass wir Deutschland wirklich verließen, auch mit dem Wissen, dass es dorthin auf legalem Wege keine Rückkehr mehr gab, denn dort wurden die Arbeitsplätze weniger und die Arbeitslosen immer mehr. In der Firma, ja sogar auf der Straße haben mich die deutschen Bekannten gewarnt, wir sollen uns das gut überlegen, weil wir in Jugoslawien sicherlich nicht so ein gutes Leben haben werden, wie hier. Alles umsonst, die Gefühle waren stärker als der Verstand!

Das neuerliche Zu-Hause-sein-fühlen war wirklich angenehm. Aber die Begeisterung der ersten Wochen und Monate wurde immer weniger, bis uns der graue Alltag einholte. Mein Mann suchte eine Arbeitsstelle und bekam auch eine, aber mit dem Lohn gab es ein Problem. Wir selbst haben die Erfahrung gemacht, dass es mit einem Gehalt, ohne zusätzlichen Job, nicht möglich war, über die Runden zu kommen. Ich selbst konnte neben den zwei kleinen Kindern keine ganztägige Arbeit aufnehmen und mein Mann arbeitete im Schichtbetrieb. Mit mehreren Nebenarbeiten haben wir versucht vom 1. des Monats bis zum nächsten Ersten über die Runden zu kommen. So kam es - das tat uns aber schon sehr weh – dass wir öfter etwas von den ersparten DM etwas wegnehmen mussten. Gerade darum, weil wir bemüht waren, unser Traumhaus zu erbauen, sollte das dafür vorgesehene Geld nicht auf andere Ausgaben draufgehen. Das Haus wurde gebaut und die Reserven wurden dadurch weniger. Und zwar schneller, als geplant. Im Gegensatz zu Deutschland, gab es zuhause eine spürbarere Inflation, auch die machte uns einen Strich durch die Rechnung. Bis das Haus fertig war, ging uns auch das Geld aus. Der jugendliche Traum war zwar erfüllt, aber wir haben gesehen, dass ein viel härteres Leben mit noch mehr Sparen und Verzicht auf uns wartet. Da begannen wir wirklich zu spüren, was Deutschland für uns bedeutete. Mein Mann

hatte Anfang der 80-er Jahre die Idee, mit Hilfe von Bekannten, im Ausland Arbeit zu suchen, diesmal in Österreich. Mir gelang es als Erste als Haushälterin bei einer reichen Familie eine Arbeitsstelle zu finden. Meine beiden kleinen Kinder und meinen Mann habe ich unter Gewissensbissen in Jugoslawien zurück gelassen, und mein neues Leben in Österreich begann. Zum Glück bekam auch mein Mann sehr bald eine Anstellung als Lagerarbeiter in der Import-Export Firma meiner Arbeitgeber und wir waren kurze Zeit später schon wieder alle zusammen. Umso mehr die Jahre vergingen, umso mehr haben wir gespürt, dass es keinen Weg mehr zurück gibt. Tito ist gestorben, das Land hat immer mehr an Stabilität verloren, der nun vorherrschende Nationalismus führte zu immer größeren Spannungen. Das neue Haus haben wir deshalb schweren Herzens verkauft und haben gerettet was zu retten war und alles dafür getan, um unserer Familie in Österreich eine sichere Zukunft zu schaffen. Sobald es uns möglich war, nahmen wir die österreichische Staatsbürgerschaft an. Von da an kann ich behaupten, ein ruhiges und gesichertes Leben geführt zu haben. Wir taten alles, um am Arbeitsplatz eine hohe Zufriedenheit zu erzielen. Zu der genauen und fleißigen Arbeit gehörte das Beschränken der Krankenstandstage auf ein Minimum. Selbst kleinere Krankheiten und niedriges Fieber bedeuteten kein Fehlen in der Arbeit. Bis zu unserer Pension haben wir beide, sowohl hier als auch in Deutschland nur einen einzigen Arbeitgeber gehabt.

Unsere Kinder, die vom Kindergartenalter an ausgezeichnet und auf muttersprachlichem Niveau Deutsch gesprochen haben, haben ihre Studien ohne größere Probleme geschafft. Mit Stolz erfüllt mich, dass hier in der Fremde (für sie ist es das nicht mehr) alle drei - denn in Österreich wurde dann noch eine Tochter geboren -, die Matura gemacht haben. Sie sind auf die Universität gegangen, heute haben alle einen guten Job und leben ein gutes Leben ohne die finanzielle Unterstützung durch uns Eltern.

Die lange ausdauernde Arbeit hat Früchte getragen und wir leben unser Pensionistenleben in Ruhe und ohne größere finanzielle Sorgen in unserem Einfamilienhaus. Sehr oft sprechen wir darüber, dass wir das alles Österreich und den Menschen hier zu verdanken haben, die uns hier aufgenommen haben. Unseren Kindern haben wir auch beigebracht, dieses Land zu respektieren und zu schätzen, weil es den Neuankommenden auch echte Chancen gibt.

Heute leben wir schon seit 30 Jahren in Österreich. Ich denke, dass wir Teil einer schmerzlosen Integration geworden sind. Die alltägliche Lebensgestaltung hat sich in den 30 Jahren bei uns nicht viel verändert. Ich denke gerade auch deshalb, weil

von Anfang an nicht viel Unterschied zwischen uns und der einheimischen Bevölkerung war. Was mir einfällt, ich koche fast jeden Tag und am Sonntag backe ich Kuchen, so wie es die Mütter in der Vojvodina immer taten, und das war auch dann so, wenn ich von früh bis spät an meinem Arbeitsplatz war. Für die schmackhafte und gesunde Ernährung meiner Familie hatte ich immer Zeit. Hier konsumiert schon der Großteil der Bevölkerung nur noch Fertigprodukte, oder Fast Food, die mit unterschiedlichen Zutaten hergestellt sind, aber deren Wirkung auf den menschlichen Körper oft schädlich ist. So schütze ich die Familie so gut geht, trotz etwas mehr Arbeit.

Ich kann es gar nicht oft genug betonen, dass für uns die Arbeitsaufnahme im Ausland eine finanzielle Absicherung war, die uns ein ruhiges Leben gebracht hat. Österreich ist für mich heute mein Zuhause.

Wenn nicht meine betagte Mutter noch leben würde, hätte ich nicht große Lust mehr meinen Geburtsort noch immer zu besuchen. Eltern, Verwandte, Klassenkameraden, Bekannte – viele leben nicht mehr. Langsam, aber doch bemerkbar, reißen meine Wurzeln ab. Der Besuch zu Hause beinhaltet fast als Wichtigstes, das Besuchen und Dekorieren der Gräber am Friedhof mit Blumen.

Man merkt gar nicht, oder erst später, dass Zusammenkünfte, Unterhaltungen mit den Bekannten, fast nur hier gepflegt werden und immer öfters findet eine Teilnahme an Begräbnissen statt.

Ich denke, dass wir ein gutes Beispiel für eine besonders gelungene, beispielhafte Integration sind, mit der sowohl wir aus dem Ausland Kommenden, als auch die Einheimischen sehr zufrieden sein können.

6. Frau E. K.

Dienstag, 28.09.2010

Das frühe herbstliche Wetter macht die Wärme des Zimmers angenehm. Meine Interviewpartnerin ist eine Frau über 70, Folgendes erzählt sie mir über ihr Leben:

-Wir waren schon zwölf Jahre verheiratet, als mein Mann sich – durch einen Freund ermutigt - bei einer Arbeitsvermittlung für ausländische Arbeit gemeldet hat.

Wir hatten zwei Söhne, beide im Schulalter. Wir besaßen auch ein schönes, neues Haus. So wie man sagt, hatten wir mehrere Standbeine, um sicher leben zu können: Mein Mann führte eine gut gehende Schneiderei, wir haben Schweine gemästet, auf dem von den Eltern geerbten Acker haben wir ergiebig Gewürzpaprika angebaut. Ich war ein Mädchen für alles in der Familie. Außerhalb des Haushaltes und der Kinder habe ich dort geholfen, wo die Arbeitskraft gerade am meisten fehlte. Arbeit gab es genug und an den damaligen jugoslawischen Umständen gemessen kam das Geld auch schön ins Haus. Aber man hat vom Geld nie genug. Mein Mann wollte sein Unternehmen vergrößern, modernisieren, neue Nähmaschinen und sonstige Einrichtungen wollte er neben die alten "Singer" kaufen, und das alles konnte man in Jugoslawien damals nur schwer bekommen. Er hat die Zeit als gekommen gesehen, um mit dem guten ausländischen Verdienst seinen Traum binnen von ein paar Jahren verwirklichen zu können. (Zitat im Text S. 36)

Im Jänner 1969 hat er sich für eine ausländische Arbeit gemeldet und im März war er auch schon draußen in Aachen, in einer großen Schneiderei. Als die Kinder im Sommer das Schuljahr beendeten, haben auch wir das Haus in der Heimat verlassen und haben uns in den Zug gesetzt in Richtung Deutschland. Es war nicht leicht, alles dort zu lassen, aber ich dachte mir, die Ehefrau hat den Platz an der Seite ihres Ehemannes. Die Kinder haben das neue Schuljahr im Herbst schon in Deutschland begonnen. Die deutsche Sprache konnten sie nicht, trotzdem haben sie interessanterweise mit genau derselben Stufe beginnen dürfen, mit der sie zuhause fortgesetzt hätten. Der ältere ging in die fünfte und der jüngere in die dritte Klasse. Im ersten Halbjahr haben sie vieles nicht verstanden, aber am Ende des Schuljahres schon haben sie ein besonderes Lob bekommen, weil sie so schön die Sprache erlernt hatten. Wir freuten uns und waren stolz, ermutigten die Kinder zum weiteren Lernen. Uns war klar, dass die Sprachkenntnisse außergewöhnlich wichtig sind.

In Aachen habe ich wegen der mangelnden Sprachkenntnisse als Putzfrau zu arbeiten begonnen. Ich habe es als selbstverständlich angesehen, dass ich eine Arbeit verrichte, zu der ich im Moment im Stande bin. Der gesellschaftliche Stellenwert dieser Arbeit hat mich nicht sehr gestört, weil zu Hause immer gesagt wurde: "Arbeit ist keine Schande", und es bringt viel mehr, irgendeine Aufgabe für Geld zu erledigen, als zu Hause zu sitzen. Und nicht zuletzt war die starke D-Mark die größte Motivation. (Zitat im Text S. 68)

Als der Aachener Vertrag meines Mannes abgelaufen ist, haben wir die enge Dienstwohnung verlassen und sind mehr in den Süden gezogen- nach Frankfurt. Wir hatten in Aachen auch keine größeren Sorgen, aber Bekannte aus Frankfurt

haben uns eine Arbeit angeboten, die noch besser bezahlt war.

In Frankfurt hat mein Mann eine Arbeitsstelle in einem gut gehenden Modosalon bekommen. Die Kunden gehörten in der Regel der vornehmeren Schicht an und ihre Wünsche mussten zu ihrer restlosen Zufriedenheit erledigt werden, selbst kleinste Änderungen an den Kleidungsstücken. Ich selbst habe dort weiter gemacht wo ich aufgehört hatte und wurde leider nur Putzfrau im Modosalon.

Ungefähr vier Jahre waren wir schon in Deutschland und haben nach den dortigen Maßstäben gelebt. Wir haben uns auch bemüht, die Sprache immer besser zu erlernen. Und auf die Kinder waren wir stolz, weil sie perfekt Deutsch konnten. Sie waren auch gute Schüler. Wir planten, dass es nur noch ein paar Jahre dauern würde, und wir hätten für alles Geld, um unsere Pläne in der Heimat zu verwirklichen. Eines Tages weckte ein Inserat meine Aufmerksamkeit, es wurden TeilnehmerInnen für einen Computerkurs gesucht und zu Elektronischen DatenverarbeiterInnen ausgebildet. Meine Entscheidung kam spontan, auch ich habe mich beworben, denn ich dachte mir, warum soll ich denn für immer Putzfrau bleiben, wenn ich vielleicht auch zu mehr im Stande bin? Den Kurs habe ich als einzige ausländische Teilnehmerin mit Erfolg bestanden. Die Nachfrage nach solchen Kräften war damals sehr groß und ich habe gleich eine Anstellung in einer angesehenen deutschen Bank bekommen. Das war wirklich ein Wendepunkt in meinem Leben. Die Arbeit, das Betriebsklima und die strahlenden Büroräumlichkeiten haben mir sehr gefallen. Ich habe mich geschätzt und aufgewertet gefühlt.

– *Haben Sie nie Diskriminierung, Ausgeschlossen-werden, in irgendeiner Form erlebt? – frage ich instinktiv.*

– *Ich kann mit bestem Wissen und Gewissen sagen, dass nie eine Verletzung spürbar war. Meine deutschen Vorgesetzten und meine Arbeitskollegen begegneten mir immer mit Wohlwollen. Meine Arbeit habe ich ausdauernd, nach bestem Wissen und Gewissen, fast fehlerlos erledigt. Ich wurde geschätztes Mitglied der Arbeitsgemeinschaft, und das dauerte 23 Jahre ohne Unterbrechung, bis zu meiner Pensionierung. Wenn ich heute darauf zurückblicke, dann scheint mir diese schöne Zeit wie ein Traum zu sein, den mir der Herrgott geschenkt hat.*

Zur Anstellung kam noch eine erstklassige Belohnung hinzu. Unsere familiären Pläne haben sich dann schnell geändert. Jeden Tag haben wir die Wirkung des Wohlstandes gespürt, wir hatten Geld für alles was wir uns wünschten. Abgesehen davon haben wir immer gewusst, wie viel wir ausgeben dürfen. (Zitat im Text S. 42)

Das Wichtigste war, dass wir in einer absehbaren Zeit nicht mehr nach Hause

wollten. Die guten Arbeitsplätze - auch mein Mann hat bis zu seiner Pensionierung bei derselben Firma gearbeitet - die Beendigung der Schulausbildung der Kinder, all das stand im Vordergrund. Wenn ich schon von der Schule spreche, dann möchte ich noch hinzufügen: Unser älterer Sohn wurde Automechaniker, der jüngere hat einen Universitätsabschluss als Architekt.

Unser erspartes Geld hat sich schön vermehrt, deshalb haben wir begonnen ein Haus in einem ruhigen Dorf in Frankfurt-Umgebung zu bauen. Wir bauten ein schönes Stockhaus, damit auch die Kinder Platz haben, eines Tages vielleicht sogar mit ihrer Familie. Und gerade das stört mich, denn heute sind beide weit weg, sie haben in entfernten Städten ein Zuhause und eine Arbeit gefunden und wir sind im Alter alleine geblieben. Manchmal sinniere ich darüber, dass vielleicht die Familie enger zusammen gerückt wäre, wenn wir in der Vojvodina geblieben wären. Der Wohlstand ermöglicht jedem viel mehr Selbständigkeit und Freiheit und genau dadurch Brechen zwischenmenschliche Beziehungen viel leichter auseinander. Aber wovon spreche ich? Vor 40 Jahren waren wir auch noch jung und haben ohne großartig darüber nachzudenken unser Zuhause verlassen. Ohne auch nur zu ahnen, wer welche Sorgen damit haben könnte. Aber die Welt ist – egal, wie sehr wir es uns auch wünschen - nicht immer nur rosarot, zu dem Guten kommt auch etwas Schlechtes hinzu. Die Entwicklung ist nicht aufzuhalten, die Globalisierung fördert eben auch die Mobilität.

Im Laufe der Jahre haben sich in unserer Lebensgestaltung, in unseren Bräuchen, keine großen Veränderungen getan. Außer, dass uns mehr Geld zur Verfügung stand und wir deshalb mehr für Kleidung, Möbel, Autos und fürs Reisen ausgegeben haben. Was die Ernährung anbelangt, haben wir schon immer jene Speisen gemocht, die in unserer eigenen Küche frisch und abwechslungsreich zubereitet wurden, um so die oft erwähnten ungesunden Inhaltsstoffe zu umgehen.

Mit unseren Arbeitskollegen oder der dortigen Bevölkerung gab es keinerlei erwähnenswerten Zwistigkeiten.-

- Eine wichtige Sache muss man immer einhalten. - hier hat sich ausnahmsweise auch der Mann in das Interview eingeschaltet- Wenn der Immigrant in Frieden, Ruhe und ohne ein Gefühl der Stigmatisierung im Land anderer Leben möchte, dann muss er sich im alltäglichen Leben und der dortigen Denkweise anpassen.

Nicht die Abkapselung, sondern das in Kontakt treten, das miteinander Verschmelzen müssen angestrebt werden. Man muss deren Kultur zu schätzen wissen und als wertvoll empfinden, mit deren Hilfe ein höherer Lebensstandard, ein qualitativ besseres Leben ermöglicht wird. So einfach ist das! Diejenigen, die in

Deutschland sind und sich aufgrund ihrer Stigmatisierung und ihrer gesellschaftlichen Randstellung beklagen, kann ich gar nicht verstehen. Für mich ist es auch beängstigend, dass einige zwar die materiellen Vorteile gerne ausnützen, aber an der Produktion nicht teilnehmen wollen.-

- Obwohl die noch vor uns stehende Zeit schnell weniger wird, leben wir heute noch ein aktives Pensionsleben. Wir besuchen, pflegen und genießen abwechselnd unsere Häuser. In den kühleren Jahreszeiten sind wir in Deutschland, weil doch dort der größere Comfort herrscht. Und den Sommer verbringen wir entweder in unserem Ferienhaus an der Adria, oder in der Vojvodina.

Ob es sich gelohnt hat wegzugehen? Was das Materielle angeht, eindeutig ja. Was das Abreißen der heimatlichen Kontakte angeht, die Auflösung der Verwandtschaft, (die Kinder, Enkelkinder besuchen kaum mehr die alte Heimat), ist die Situation viel komplexer und bedrückender. Wir leben im Moment in einer Situation so zwischendrin, wo die heimatlichen Wurzeln offensichtlich abreißen, die neuen, dort draußen, aber noch nicht stark genug sind. Dieser Schwebestand ist zwar einerseits ein Vorteil, andererseits aber auch bedrückend.

An unser hohes Alter wollen wir nicht gerne denken. Altersheim, im Bett liegen, das ist ein wahrer Alptraum. Wir hoffen sehr darauf, dass mal alles schnell und ohne Leiden zu Ende geht.

Wir haben schon entschieden, dass unsere letzte Ruhestätte am heimatlichen Friedhof sein wird. Das repräsentative Denkmal ist gerade im Entstehen. Wir lassen es jetzt schon bauen, damit die Kinder damit später keine Arbeit haben. Ob sie kommen werden, um uns am Friedhof zu besuchen, und wie oft, das ist offen, und eine zum gegenwärtigen Zeitpunkt nicht zu beantwortende Frage. -

7. Herr J. K.

Montag, 19.07.2010

Ich unterhalte mich mit einem sich in seinem 80. Lebensjahr befindlichen, gepflegten, gut erhaltenen Mann. Seit 41 Jahren lebt er schon in Österreich, ist österreichischer Staatsbürger, und schon mehrere Jahre in Pension. Wie bei jedem Gespräch bisher, bitte ich auch ihn, mir seine Auslandserfahrung zu erzählen, wie und warum er ins Ausland ging? Was für eine Veränderung das Verlassen des Geburtsortes bewirkt hat? Wie blickt er auf die vergangenen Zeiten zurück?

- Wir haben 1954 geheiratet. Sie ist leider 2008, nach 54-jähriger Ehe, an den Folgen eines Herzinfarktes gestorben. Zwei Kinder wurden geboren, unser Sohn 1956 und die Tochter zwei Jahre später. Wie das damals für ein junges Pärchen oft üblich war, haben auch wir am Anfang bei meinen Eltern gewohnt. Wir hatten beide von Beginn an einen Arbeitsplatz. Meine Frau als Beamtin im Rathaus und ich als Buchhalter bei der örtlichen Fischerei. Meine ältere Schwester und mein Schwager haben als Büroangestellte in einer Bank gearbeitet. Mein Schwiegervater war Parteifunktionär und meine Eltern waren gut situierte Landwirte, sie hatten das Maximum an erlaubten Äckern, nämlich 10 Hektar. Also war eine solide Einnahme für die ganze Familie zwar da, aber leider auch die vom Regime verursachten traumatischen Erinnerungen. Mein Großvater konnte noch 60 Hektar als seinen Besitz bezeichnen, diese nahmen ihm aber die Kommunisten dann weg. Die damalige Jugend sah ihre Zukunft nach dem Krieg so und so nicht in der Landwirtschaft. Vor allem deshalb, weil der selbstständige Landwirt oft als konservative Kraft, als Klassenfeind bezeichnet wurde. Über Jugoslawien fegte damals die sowjetähnliche Welle der Kollektivierung. Die Folge waren unzählige flüchtende Menschen.

Aber ich komme zurück auf unsere Geschichte. Wenn man die damalige Zeit ein bisschen charakterisieren möchte, dann fühlten wir uns der mittleren Schicht zugehörig. Auch unser Freundeskreis setzte sich aus jungen Menschen zusammen, die eine ähnliche Tätigkeit wie wir hatten. Außergewöhnliche materielle Sorgen hatten wir nicht. Zuerst haben wir ein halbes Haus gekauft, dann nach einigen Jahren verkauften wir es. Wir haben auf den Betrag noch etwas draufgelegt und haben uns ein größeres, ganzes Haus gekauft, sowie die Möbel und die übrige Einrichtung dazu. Es stimmt zwar, dass ein Kredit auch im Spiel war, aber diesen haben sie den Staatsangestellten leicht gegeben. Als wohlhabenderer Teil der Gesellschaft gingen wir ins Kino, Theater und im Sommer machten wir Urlaub am Meer. Den ständigen Slogan des Kommunismus, wonach die private Bereicherung eine untugendhafte Bestrebung war, haben wir als Parteimitglieder ernst genommen. Was wir verdient haben, ging auf den Lebensstil drauf und auf den zu bezahlenden Kredit. Eine Bankeinlage oder gespartes Geld, das gab es im Haus nicht. Wir hatten zwar ein angenehmes Leben, aber es brachte auch eine finanzielle Unsicherheit mit sich.

So lebten wir bis zum Ende der 60-er Jahre, als die große Abwanderung stattfand und die Möglichkeit zur ausländischen Arbeitsaufnahme bestand. (Zitat im Text S.8) Der Arbeitskollege meiner Frau hat schon im Jänner 1968 seine Stelle im Rathaus gekündigt und ist mit seiner Ehefrau und den Kindern nach Wien gegangen. Ihre Auswanderung war eigentlich schon zu erwarten, denn er hatte eine

deutschstämmige Frau. Schon im Frühling haben sie uns die Nachricht zukommen lassen, dass es ihnen gut geht und sie beide für ein gutes Gehalt arbeiten gehen. Meiner Frau haben sie auch eine Stelle angeboten. Wir waren ratlos, wussten nicht, ob es denn gut wäre, alles hinter uns zu lassen und in der Fremde neu anzufangen. So kam der Sommer, als für uns zwei Faktoren ausschlaggebend wurden, zum einen die märchenhafte Bezahlung dort draußen und zum anderen die immer öfter verkündeten Pläne über eine mögliche Kündigungswelle [In Jugoslawien wurde 1967 eine Wirtschaftsreform eingeführt- Anm. d. Verf.]. Den Anfang machte meine Frau, da sie ja weniger verdiente, als ich. Die Trennung war nicht leicht, die Familie wurde entzwei gerissen. Wir sind mit den Kindern geblieben und sie ist weggegangen, um ihr Glück zu versuchen. Eine große Hilfe war uns damals meine Schwiegermutter, sie hat hilfsbereit die Erziehung der Kinder und den Haushalt übernommen.

Für eine Beamtin aus der Vojvodina, die kaum Deutsch konnte, war es in Österreich nur möglich, Arbeit als Arbeiterin zu bekommen. Trotzdem gefiel meiner Frau die neu gewonnene Arbeitsstelle als Haushälterin bei einer reichen Familie, die nett und menschlich war, gut und sie blieb dort. Die Arbeitsbelastung war nicht allzu groß und die modernste Kücheneinrichtung und die weiteren Haushaltsmaschinen haben eine neue Welt bedeutet. Das Haus, welches wir nur "Villa" nannten, war in Wien am Rande eines der nobelsten Bezirke gelegen. Der Garten glich einem Park mit wunderschönen Blumenbeeten, englischem Rasen und Schwimmbecken - wie ein Bildausschnitt aus der Welt der Multimillionäre. Seit ihrer Abreise war ich sie öfter besuchen. Meine Frau und ihr Chef, der Inhaber einer Firma war, haben mich dazu ermutigt, dass ich auch hinaus gehen soll, er würde mich sofort anstellen.

Im Frühling 1969 habe auch ich alles zusammengepackt und bin mit den zwei Kindern nach Wien übersiedelt. Das Haus in der Heimat blieb leer und meine Schwiegermutter hat sich um alles gekümmert, denn damals war noch keine Rede von einer endgültigen Auswanderung oder einer neuen Staatsbürgerschaft. Das weitere Leben war in seiner Entwicklung damals noch nicht vorhersehbar. Ich muss aber hinzufügen, dass all das, was später eingetreten ist, aus unserem freien Willen heraus, oder, besser gesagt, aus unserer Unwissenheit heraus passiert war.

Wir alle haben in der "Villa" eine Wohnung bekommen. Der Hausherr führte ein luxuriöses Leben. Fast jeden Tag gab es abendliche Treffen oder Parties. Der Freundeskreis war groß. Backen, kochen, das Bedienen der Gäste, das nachherige Aufräumen und Putzen, das oft bis in den frühen Morgenstunden dauerte, das war unsere Aufgabe. Es fiel uns nicht schwer, weil sie mit uns ordentlich umgegangen sind. Sie haben es uns nicht spüren lassen, dass wir Ausländer waren. Die Gehälter

waren märchenhaft. Die Gäste, die auch wohlhabend waren, haben oft sehr hohes Trinkgeld gegeben, an einem einzigen Abend haben wir oft nebenbei mehr verdient, als zu Hause in einem Monat, und dazu kam noch das normale monatliche Gehalt, das auch überdurchschnittlich war. Nur eine Angabe: Schon Anfang der 70-er Jahre hatte mein Gehalt die 20.000 Schilling erreicht, das war damals für einen Arbeiter eine große Summe.

In der großen Begeisterung - erst jetzt beginne ich daran zu denken - sind wahrscheinlich nur die Kinder auf der Strecke geblieben. Auf ihre Meinung waren meine Frau und ich selbst nicht neugierig. Sie waren schon etwas größer und gerade deshalb hat ihnen sicherlich der Umgebungswechsel zu schaffen gemacht. Aus dem Interesse des schulischen Lernens, der schnellen Aneignung der deutschen Sprache und auf Anraten unseres Arbeitgebers haben wir sie in ein Internat gegeben. Dort waren sie gezwungen, sich Tag und Nacht mit der fremden Sprache und mit ihrer neuen Umgebung auseinander zu setzen. Das war für sie - meine ich jetzt - mit dem Verlust der Eltern gleich zu setzen. Wahrscheinlich sind dadurch tiefe Wunden in ihrer Seele entstanden. Heute tut es mir leid, dass wir damals in unserer großen Geldjagd nicht daran gedacht haben.

Wir haben gut gelebt. Die Kinder haben die Schule fortgesetzt, zuerst im Internat und dann als Lehrlinge. Unser Sohn ist Kaufmann geworden und unsere Tochter Friseurin (Zitat im Text S. 68/69). Was soll ich sagen, es ist viel Geld zusammen gekommen. Nach ein paar Jahren haben wir eine Wohnung gekauft, wir haben die Autos nacheinander gewechselt und die modernste Kleidung getragen. Was nur möglich war, haben wir den Kindern ermöglicht. Wir dachten, alles wäre in Ordnung, aber eines Tages kam das böse Erwachen. In der späteren Pubertät unserer Kinder kam immer öfter der Vorwurf, dass wir uns nicht um sie gekümmert hätten. Und das, obwohl sie eine sehr große Freiheit genossen haben und wir ihnen das gewünschte Geld immer gesichert haben.

Die wirklichen Sorgen unseres Lebens haben Anfang der 80-er Jahre begonnen, und sind, wie ich denke, bis heute nicht verschwunden. Unsere Tochter ist sehr jung, im Alter von 22-23 Jahren, eine schwere Alkoholikerin geworden. Ich verstehe nicht wie, denn mit meiner Frau haben wir nur sehr selten alkoholische Getränke konsumiert. Eine logische Folge davon war, dass sie ihre Arbeitsstelle verlor, mit mehreren Eheschließungen mit Österreichern hat sie versucht, ihr Leben zu etablieren, aber mit der ewigen Trinkerei hat sie alles kaputt gemacht! Natürlich können auch bei den Männern Fehler gewesen sein, aber das ändert nichts an den Geschehnissen. Von verschiedenen Ehemännern hat sie zwei Töchter bekommen. Ich habe zwei Enkelkinder, die ich aber kaum sehe, weil das Gericht die Erziehung der Kinder nie auf die alkoholabhängige leibliche Mutter übertrug.

Heute mit 80 Jahren bin ich so weit, dass meine Tochter mit mir nicht einmal ein paar Worte wechseln will. Im Allgemeinen weiß ich gar nicht, wo sie ist, und was sie macht. Bei der Beerdigung ihrer Mutter (im Weinviertel) ist sie auch nur für ein paar Minuten im alkoholisierten Zustand erschienen. Ich konnte mich nicht zurückhalten, weil mir ihr Verhalten sehr weh tut und habe sie gefragt „Was machst du, wie siehst du aus?“ Sie hat mich nur angesehen und so viel gesagt. „Du wusstest nie etwas Gescheiteres, als etwas über meine Probleme zu fragen“. Damit hat sie sich umgedreht und mich dort stehen gelassen. Die letzte Nachricht, die ich diesen Frühling erhalten habe, war, dass man sie aus dem Caritas-Heim am Gürtel rausgeschmissen hat, weil sie trotz der Entziehungskur noch weiter getrunken hat. Heute schmerzt es schon, dass ich wegen dem besseren Leben und der Perspektive, den Kindern ein sicheres Leben bieten zu können, mein Vaterland verlassen habe und ich nun einen Rückschlag nach dem anderen erleben muss. Was kann das sein? Das Schicksal? Der Fluch des Geldes? Mein Fehler? Ihr Fehler? -

-Wahrscheinlich von allem etwas. - füge ich hinzu.

-Von meinem Sohn kann ich auch nichts Erfreuliches berichten. Er hat immer vom großen Geld und von großen Erfolgen geträumt. Ganz jung, noch 1980, hat er seinen Arbeitsplatz gekündigt, mit der Begründung: „Durch mein monatliches Gehalt kann ich nie ein reicher Mann werden“. Er wurde selbstständig. Für den Anfang bat er mich um Geld, 200.000 Schilling. Das war damals eine stattliche Summe. Ich habe es ihm gegeben, vielleicht wollte ich auch nur mein schlechtes Gewissen beruhigen, weil ich bisher meine elterliche Pflicht nicht richtig erfüllt habe - so wie er es mir schon öfter zum Vorwurf machte. Nicht einmal zwei Jahre später fehlte von dem Geld jegliche Spur. Er forderte noch mehr Geld, ich habe ihm so viel gegeben, wie ich nur konnte. Mehrere Menschen, darunter auch mein Arbeitgeber, mit dem ich befreundet war, haben mich darauf aufmerksam gemacht, dass diese Sache nicht gut ausgehen wird! Ich hatte kein Geld mehr. Das Haus in der Vojvodina haben wir verkauft, diesen Betrag hat er auch schnell verwirtschaftet.

Als er sah, dass ich wirklich kein Geld mehr hatte, wandte er sich an die Bank. Am Ende der 80-er Jahre konnte man durchaus leicht an einen Kredit durch eine Hypothek kommen. Nacheinander hat mein Sohn die Kredite in der Größenordnung von Millionen aufgenommen. Meine Aufgabe war es, die meiste Zeit als Bürge zu unterschreiben. Ich habe es schon erkannt, dass die Dinge sich in eine falsche Richtung entwickeln, aber mein Sohn hat mich gebeten, ihn in so einer schweren Lebenssituation nicht im Stich zu lassen. Immer mehr und mehr Geld fehlte. Die älteren Kredite tilgte er, indem er sie mit neuen, größeren Krediten abdeckte. Er hat alles probiert: Außenhandel, Gastronomie, Bauunternehmen, Baumzucht, alles ist schief gegangen und aus der Besserung wurde nichts. Im Endeffekt sind wir auf 14

Millionen Schilling Schulden gesessen. Er als Schuldner, ich und meine Frau als Bürgen. Mein Sohn hat eine Gefängnisstrafe von vier Jahren erhalten, die er aber wegen seiner schweren Diabetes nicht absitzen musste. Und bei uns haben die Schulden alles aufgefressen. Die Wohnung in Wien, das Haus im Weinviertel. Und den größten Teil meiner Pension zahle ich heute noch an die Bank. Und wegen dem mache ich meinem Sohn schon einige Vorwürfe, besser gesagt, würde ich sie machen, denn er ist nicht im Stande mit mir zu sprechen, nicht einmal das Telefon hebt er ab. Ich fühle mich verlassen. Mit 80 Jahren kann ich mich auf niemanden stützen.

Was sich an unserem Lebensstil in der neuen Heimat verändert hat? Vieles. Den Lebensstil der Menschen hier haben wir übernommen. Wir haben viel mehr verdient, aber auch viel ausgegeben. Lebensmittel hatten wir zu Hause kaum, bei McDonalds haben wir gespeist und in den Geschäften haben wir Fertigprodukte eingekauft. Am Abend oder an den Wochenenden sind wir mit unseren Freunden in Restaurants essen gegangen. Was die Kinder haben wollten, haben sie alles bekommen. Mein Sohn hat die Autos nacheinander zu Schrott gefahren. Seine Freundin, die neben ihm saß, ist gestorben, er hatte Gott sei Dank nur leichte Verletzungen. Also änderte sich das Leben schon sehr, aber nicht so, wie wir es gerne gehabt hätten. Das Land Österreich hat uns zwar alles gegeben, um ein schönes, finanziell sorgenfreies Leben haben zu können. Es ist nur unser eigener Fehler, dass wir das nicht verwirklichen konnten.

Die Integration war für uns nicht sehr schwer. Natürlich ist die dortige Bevölkerung nicht mit gleicher Freundlichkeit auf uns zugekommen. Aber wo auf der Welt trifft man schon auf nur freundliche und lächelnde Gesichter? Aus der Gesellschaft ausgeschlossen haben wir uns nie gefühlt. Wir selbst haben die Integration auch forciert, wir haben uns bemüht unter den hiesigen nicht aufzufallen. Die Kinder sprechen die Sprache auf muttersprachlichem Niveau. Ihr Freundeskreis besteht nur aus Österreichern. Ihre Eheschließungen mit ÖsterreicherInnen blieben aber leider ohne Erfolg, da sie heute geschieden sind.

Es ist in meinem Leben viel nicht gelungen, weil es mir aus eigener Schwäche nicht möglich war, unsere Situation nüchtern zu betrachten. Aber ein sicherer Punkt war immer in unserem Leben vorhanden, mein Arbeitgeber. Er hat immer geholfen, noch heute halte ich Kontakt mit ihnen. Ich denke es reicht, wenn ich nur so viel sage, dass wir von Anfang bis zur Pensionierung dort gearbeitet haben. Meine Frau schläft schon ihren ewigen Traum auf einem niederösterreichischen Friedhof, auch mein Platz wird dort neben ihr sein. -

8. Herr M. P.

Samstag, 31.07.2010

Mein neuester Interviewpartner hat auch Erfahrungen im Ausland gesammelt. Ich bitte darum mit mir die Erinnerungen in dieser Hinsicht zu teilen. Warum hat er sich damals für eine Auslandsbeschäftigung entschieden?

Das war eine fieberhafte Zeit, 1968-69 ist jeder gegangen. Der eine Verwandte und Bekannte hat den anderen mitgenommen. Bei mir war das mein Cousin, ich soll auch mitkommen – schlug er vor - weil in der Firma ein Metalldreher gesucht würde. Ich habe mich beworben und binnen Wochen habe ich schon die deutsche Erlaubnis gehabt und am 29. Juni 1969, am Peter-und-Paul- Tag, bin ich dann in den Zug nach Belgrad gestiegen. Mein Weg führte mich nach Darmstadt, wo ich dann in derselben Firma ohne Unterbrechung 12 Jahre gearbeitet habe.

Ich frage auch nach der Zeit vor der Auswanderung. - *Ich sage das jetzt nicht aus Angeberei, aber im Ort waren wir einer der reichsten Familien. 10 ha Ackerboden hatten wir schon, wir besaßen auch jedes zu Bewirtschaftung nötige Werkzeug. Traktor gab es aber keinen, denn das damalige System genehmigte es den privaten Höfen nicht. Aber wir hatten vier wunderschöne Pferde, der ganze Stolz meines Vaters. Und einen Fiaker besaßen wir auch, mit dem wir zu den ländlichen Hochzeiten fahren. Und es gab noch Kühe, Kälber, Schweine, Geflügel, die Ernährung ließ also auch nichts zu wünschen übrig. Alles, was damals Aufsehen und Wohlstand versicherte, besaßen wir. Wir hatten ein großes, geräumiges Haus mit separaten Zimmern für uns Kinder. Nur noch ein Detail zu unserer finanziellen Lage: Im Ort hatten wir als erster ein Auto, das war damals in Jugoslawien eine große Sensation. (Zitat im Text S. 44)* - Also es war alles da, und du bist trotzdem weggegangen? - Ja bin ich, obwohl meine Eltern auch dagegen waren. Tagelang haben sie mir den Brief der deutschen Firma vorenthalten. Ich bin gegangen, weil ich das Gefühl hatte, dass ich im Schatten meines Vaters meine Träume niemals verwirklichen könnte. Die sogenannten Generationenkonflikte haben das Verhältnis zwischen uns immer gestört. Die große Welt hat mich angezogen, die märchenhaften Löhne und das Sehnen nach dem Aufbau einer eigenen Existenz durch meine eigene Arbeitsleistung, wo ich dann eines Tages, wenn alles in Erfüllung geht, sagen kann, das ist der Ertrag meiner Bemühungen.

Deutschland war schön, organisiert, die vielen Autos, die guten Straßen, das alles hatte eine positive Wirkung auf mich. Einzig die Wohnung war sicherlich viel

bescheidener als zu Hause. Die erste Woche hatte ich sogar öfter Tränen in den Augen. Ich fühlte mich alleine, (ich war noch Junggeselle) die Umgebung zu Hause fehlte mir. Heimweh hat mich gequält. Aber ich wusste, wenn ich jetzt wieder nach Hause fahre, dann verliere ich das Ansehen der Bekannten. Sie hätten gesagt: Der hat nicht einmal draußen seinen Mann gestanden. Also bin ich geblieben, arbeitete, und gewöhnte mich nach und nach an alles. Über den guten Lohn habe ich mich gefreut, soviel nur möglich war, habe ich beiseitegelegt. Mich amüsieren, in der Disko, im Gasthaus, war ich nur selten, so habe ich erst fünf Jahre später, 1975 meine jetzige Ehefrau kennengelernt. 1977 ist unsere Tochter geboren. Nach der 16-wöchigen Karenz ist sie wieder arbeiten gegangen, auf das Kind hat eine italienische Frau aus dem Nachbarhaus aufgepasst. Das Geld wurde mehr und so wie viele andere träumten auch wir von einem neuen schönen Haus zu Hause und dem damit verbundenen glücklichen Leben. 1979 haben wir mit dem Bauen begonnen. Drei Jahre später war das neue einstöckige Haus fertig, das damals nach deutschem Modell erbaut wurde und sehr modern war. In der damaligen Zeit haben wir es so modern wie möglich eingerichtet. Das angesparte Geld haben wir aufgebraucht, trotzdem war die Sehnsucht nach der Heimat immer größer. - Warum? - Die spontane Frage von mir.

- Der eine Grund war das noch immer vorhandene Heimweh. Und der andere Grund war, dass unser Kind andauernd krank war. Die gesamte Zeit zeigten sich heimtückische Symptome wie Fieber und grippeähnliche Beschwerden bei der Kleinen. Von Arzt zu Arzt haben wir sie gebracht, aber so wirklich hat ihr niemand helfen können. Wir dachten daran, dass ihr vielleicht ein Klimawechsel in eine trockenere und wärmere Luft gut täte.

Wir hatten es ja auch gut dort draußen. In der Firma, mit den Nachbarn, mit der dortigen Bevölkerung waren wir niemals im Zwist. Mit dem Lohn war alles in Ordnung, 1982 betrug mein Stundenlohn als Facharbeiter schon 18 DM. Ein-zwei Jahre vor dieser Zeit, bevor mein deutscher Kollege in die Pension ging, sagte er öfters: "Ihr sollt nicht zurückgehen, weil ihr das später bereuen würdet, statt euch kämen dann neuere Gastarbeiter", und vor denen hatte er Angst.

Unsere Pläne haben wir trotzdem umgesetzt. An Weihnachten 1982 wohnten wir in unserem neuen Haus, in voller Hoffnung auf die nächsten Jahre. Damals, zwei Jahre nach dem Tod Titos, waren noch keine größeren Veränderungen spürbar. Wir haben alle beide eine Arbeit bekommen. Die Bezahlung war ca. ein Drittel des deutschen Lohnes, aber wir dachten, für das tägliche Leben wird es schon reichen. Die politische Lage wurde aber immer schlechter. In Jugoslawiens Führung zeigten

sich immer mehr die Tendenzen zur Aufspaltung, bis am Anfang der 90-er Jahre die blutige Implosion begann. Alles ist kaputt gegangen, nacheinander schlossen die Firmen ihre Pforten. Eine schreckliche Inflation kam. Der Monatslohn, der sowieso schon niedrig war, war von einem Tag auf den anderen nichts mehr Wert. Die Spareinlagen bei den Banken waren alle weg. Die einzige Rettung war die Deutsche Mark, weil der Dinar wertlos geworden war.

Hinzu kam noch die Angst vor dem Krieg. Sie kamen in der Nacht und nahmen die Männer zu den Kämpfen an der Front mit, einige von sind nur noch in einem Sarg wieder heim gekehrt. Wir haben sehr schwere 10 Jahre durchgemacht, unsere frühere Entscheidung richtig bereut. Heute ist die Situation etwas ruhiger. Die Arbeiterjahre sind vorbei. Wir sind beide in Pension. Jetzt spüren wir wieder, wie gut es war, in Deutschland gearbeitet zu haben. Die ausländische Pension hilft uns viel beim täglichen Lebensunterhalt. Insgesamt kommen wir mit der serbischen Pension auf 600 € monatlich und im Moment noch sichert uns das ein sorgloses Leben.

Wir haben nur eine Tochter und zwei Enkelkinder. Das was aus unseren monatlichen Einnahmen übrig bleibt, geben wir ihnen. So ziehen die Enkelkinder auch einen Nutzen aus unserer Auslandsarbeit vor 40 Jahren.

Dass ich die Arbeit bei meinem Vater in der Landwirtschaft nicht fortgesetzt habe, tut mir nicht leid. Die Landwirtschaft in der Vojvodina ist schon seit Jahren in einer großen Krise. Die Konkurrenz sind ausländische Produkte mit niedrigen Importpreisen und das macht jede Anstrengung zunichte. Nur ein Beispiel: im Winter macht es mehr Sinn mit dem Mais zu heizen als ihn zu verkaufen.

Bei uns ist alles entschieden, nicht so wie bei anderen, die noch im Ausland sind und noch immer nicht wissen, wo sie die letzten Jahre ihres Lebens verbringen sollen. Wir hoffen darauf, dass alles so bleibt wie es jetzt ist, und wir keine neuerlichen schweren Zeiten mehr erleben müssen. In der Heimat, im Kreise unserer Tochter, unseres Schwiegersohnes und den Enkelkindern, warten wir auf die schwerste Zeit des Lebens, das Alter. Hier kennt man nur zwei Möglichkeiten, entweder man stirbt jung oder man wird alt.

9. Herr I. K.

Freitag, 06.08.2010

Mein Interviewpartner ist ein sich in seinen 60-er Jahren befindender, junggebliebener Mann, der einen Großteil seines Lebens im Ausland verbrachte. Ich frage nach, wie er sein Leben gemeistert hat, in Betracht auf die im Ausland verbrachten rund 40 Jahre.

- Ich komme aus einer armen Familie. Meine Eltern waren nach dem Krieg einfache unqualifizierte Arbeiter, in einer jugoslawischen Ziegelfabrik beschäftigt. Im "Paradies der Arbeiter" waren die nicht ausgebildeten Kräfte auch am schlechtesten bezahlt. Wir haben in einem kleinen Haus am Dorfrand gewohnt. Wir Kinder haben – was Schuhe und Kleidung anging - nur das bekommen, was wir auch wirklich benötigten. Die Nahrung war bescheiden. Brot, weißer Speck und im Sommer ein bisschen Obst aus dem Garten, im Winter eingelegtes Gemüse. Ausgiebige Mittagessen gab es nur um die Zeit herum, wenn der Monatslohn kam, und an den wichtigen Feiertagen. In der Schule war ich ein guter Schüler, nach der Pflichtschule habe ich aber nur mehr als Gewerbelehrling fortsetzen können, da meine Eltern die größeren Summen für eine Ausbildung in einer höheren Schule in der Stadt nicht bezahlen konnten.

Nach den Jahren der Lehre habe ich in der Tischlergenossenschaft als Möbellackierer gearbeitet. Damals gab es keine Arbeitslosen, mein Lohn war auch nicht niedrig, verglichen mit den anderen Löhnen, aber wie ich später sah, war das im Vergleich zu den westlichen Gehältern, sehr wenig. Einer meiner Arbeitskollegen ist schon 1968 nach Deutschland gegangen. Ein Jahr später hat er für mich die Ausreisepapiere erledigt. Er ging mit Hilfe eines Cousins ins Ausland, der sich durch seine deutschstämmige Frau schon in der zweiten Hälfte der 50-er Jahre in Deutschland niederlassen konnte.

Viele gute Sachen haben die Bekannten damals von den westlichen Ländern berichtet. Ich bin auch deshalb gegangen, um zu sehen was wirklich die Wahrheit ist. Außerdem heizte mich auch die Lust an, nach meinen armen Kinderjahren, jetzt im Erwachsenenalter, voll mit jugendlichem Elan, für mich und meine Familie etwas Schönes und Besseres schaffen zu können. Eine Brauerei in Metzingen wurde mein Arbeitgeber. Mit meinem Abschluss als Möbellackierer hatte diese Stelle nicht viel zu tun, aber das hat mich nicht weiter gestört. Welche Aufgabe mir auch immer zugeteilt wurde, ich habe mich bemüht, diese immer nach meinem besten Wissen und

Gewissen zu erledigen. Das haben meine Vorgesetzten auch gesehen, denn nach einigen Jahren haben sie mich als verlässliche, gute Arbeitskraft eingestuft. Ich war mit allem zufrieden, mit den Menschen dort, mit der Anstellung, mit dem Lohn. Mein Leben in Deutschland hat eine gute Richtung genommen. Der Lohn hat eine Kaufkraft gehabt. Die Geschäfte voller Waren haben uns mit immer neuen Verlockungen erwartet. Von unserem ersten angesparten Geld haben wir uns ein gebrauchtes Auto der Marke Opel gekauft. Es herrschte Zufriedenheit bei uns. Somit haben wir uns auch in den späteren Jahren immer wieder Opel gekauft, nacheinander insgesamt 12. Das war keine Geldverschwendung, im Gegenteil, wir haben sogar auch noch damit etwas verdient, weil es öfter möglich war, nach gründlicher Reparatur das Auto teurer zu verkaufen. Ich erwähne es wieder, in der Bierfabrik war es sehr gut. Wenn ich nur erwähne, dass die Arbeiter pro Monat zusätzlich zu ihrem Gehalt noch 8 Kisten Bier bekommen haben, das waren damals auch so um die 100 DM, das sagt dann doch schon alles!

Metzingen liegt zwischen den malerischen Hügeln von Baden-Württemberg, dieses Städtchen hat mir schon auf den ersten Blick gut gefallen. Wir waren auch an anderen Orten in Deutschland, aber nirgends war es so schön wie diese Gegend rund um Metzingen. Deshalb die Entscheidung, von dort nicht wegzugehen, wenn nur möglich. Jetzt bindet uns auch schon das Einfamilienhaus an sich, also kann ich annehmen, dass die Entscheidung in dieser Hinsicht endgültig ist. Unsere Nachbarn sind alle Deutsche, wir verstehen uns gut mit ihnen, es besteht ein ständiger Kontakt. Größere Meinungsverschiedenheiten gab es zwischen uns nie. Wir sind ja auch ausländischer Herkunft, aber zu denen, die aus den südlichen Ländern kommen, haben wir immer ein bisschen Distanz gewahrt. Lärm, lautes Radiohören, Fernsehen und die unterschiedlichen exotischen Düfte, das alles ertragen wir schwer, da wir ja ruhige Menschen sind. Aber das könnte nur ein Außenstehender richtig beurteilen.

Ja in den ersten 10-15 Jahren hatte ich Heimweh. Da haben die Eltern auch noch gelebt, und viele aus der Verwandtschaft und Bekanntschaft waren noch unter den Lebenden. Die verlassene Gemeinschaft und die alten Erinnerungen haben mich angezogen. Im Endeffekt war damals für die Zukunft noch nichts endgültig entschieden. Ich konnte mir so helfen, dass wir alle 3-4 Monate nach Hause auf Besuch gefahren sind. Nachher bin ich dann immer beruhigt an meinen Arbeitsplatz zurückgekehrt. Mit dem gesparten Geld entstand - wie bei so vielen anderen auch - das neue Haus in der Heimat. Die Kriege am Balkan haben dann die endgültige Entscheidung gebracht. Da haben wir schon gewusst, einen Weg zurück zum

Geburtsort gibt es nicht, außer wir beginnen ein völlig unsicheres Abenteuer. Als Mann mit einer Familie, als voraus denkender Mensch, war mir dieses Abenteuer gänzlich fern. (Zitat im Text S. 103/104)

Wie schon gesagt, mit meiner ersten Arbeitsstelle war ich sehr zufrieden. Zufrieden zumindest so lange, bis die Bierfabrik einen anderen Besitzer bekam. Dieser hat innerhalb kürzester Zeit ungünstige Reformen durchgeführt. Die Rabatte hat er eingestellt, Arbeiter wurden entlassen. Es stimmt zwar, dass diese Veränderungen mich nicht betrafen, aber zu einer gewissen Zeit, das war 1982, hatte ich eine neue Stelle gefunden, dort begann ich zu arbeiten. Der Wechsel war glücklich, das habe ich nie bereut. Eine Autowerkstatt hat mich als Autolackierer angestellt. Aus dem gelernten Handwerk konnte ich sehr oft profitieren. Meine Freude war groß, dass ich einen modernen Beruf ausüben kann. Dort war auch alles in Ordnung. Mein Chef war mit mir zufrieden, und ich mit ihm. Man konnte Überstunden machen, und das hat mich sehr gefreut, weil das noch mehr Geld bedeutet hat. Das Arbeitsklima hat gepasst. Stress oder Auseinandersetzungen mit Kollegen gab es nur in den seltensten Fällen. Dass ich nicht übertreibe, das zeigt schon alleine die Tatsache, dass ich bis zu meiner Pensionierung, 2005, volle 23 Jahre dort tätig war.

Die Bräuche von der Heimat zu behalten oder sie nicht mehr zu praktizieren, dazu kann ich nur sagen, dass wir uns darum nie absichtlich gekümmert haben. So gab es nicht wirklich etwas zu übernehmen oder zu vernachlässigen. Außerdem sind sich die deutsche Kultur und unsere (ungarische) sehr ähnlich. Der Glaube, die Kleidung unter der Woche, die Feiertage, sind gleich. In der Ernährung war ich nie wählerisch, das habe ich noch in den armen Kinderjahren gelernt. Jedes Essen, das mir dort draußen vorgesetzt wurde, habe ich ohne Protest und Grimassenschneiderei gegessen. Eine interessante Sache muss ich doch erwähnen. Bei uns in der Vojvodina ist in beinahe jedem Essen Paprikapulver vorhanden - heute meide ich es aber, wenn möglich (wie manch andere Völker). Nicht, das es mir nicht schmecken würde, oder die schöne rote Farbe mich stören würde, aber in letzter Zeit habe ich Magenverstimmungen bekommen. Daher hilft mir auch der Einspruch des Körpers dabei die Essgewohnheiten anderer zu übernehmen.

Seit dem wir das Pensionsalter erreicht haben, haben wir natürlich mehr Freizeit. Die Sommer verbringen wir in der Vojvodina. Ich arbeite ein bisschen rund ums Haus, repariere das, was kaputt geht. Ich mag es gern, wenn es um mich herum ordentlich ist. Meine Frau achtet indessen auf die Sauberkeit im Haus. Außerdem näht sie gern, so mussten wir nie eine Näherin bezahlen. Am Ende des Sommers

fahren wir zurück nach Deutschland - wie die Wandervögel, nur in die entgegengesetzte Richtung. Dort ist der Sohn, mit den Enkelkindern, von denen wollen wir nicht längere Zeit getrennt sein. Der dortige Lebensstandard macht unser Leben über den Winter bequemer.

Was unser weiteres Leben anbelangt, werden wir unsere Zeit ähnlich verbringen, wenn sich die politische Lage nicht zum Schlechten wendet. Einmal hier, einmal dort. In der Vojvodina bekommen wir durch unsere Verwandten und Bekannten ein Stück von den alten Zeiten zurück. Wir haben die meiste Zeit unseres Lebens in Deutschland verbracht, 40 Jahre fleißiges Arbeiten und unsere Jugend liegt hinter uns. Also ist es da in der Seele verankert, und an das klammern wir uns. Die Jahre dort haben wir als geistige und finanzielle Bereicherung ohne wenn und aber erfahren. Wenn ich nochmal neu beginnen sollte, würde ich wieder Deutschland wählen.

Über die letzte Ruhestätte haben wir noch nicht nachgedacht. Außerdem entscheiden das oft nicht wir selbst, sondern das Schicksal. -

10. Herr K. H.

Montag, 15.03.2010

Der mir gegenüberstehende, etwa 70 Jahre alte Mann, wartet schon gespannt auf meine Fragen. Ich bitte ihn, mir seine Lebensgeschichte zu erzählen, aber besonders jenen Teil, der mit der ausländischen Arbeitsaufnahme zu tun hat.

- Ich bin in einem Dorf in der Vojvodina während des Zweiten Weltkrieges geboren. Daher kann ich mich während meiner Kindheit nur noch an die schweren Jahre nach dem Krieg erinnern. An fast allem mangelte es uns, die Menschen haben sich sogar für Geld in langen Schlangen angestellt. Noch heute höre ich die verzweifelte Stimme meiner Mutter, die immer wieder fragt, was soll nur aus uns werden?

Die vergehenden Jahre haben langsam Besserungen gebracht. Die Versorgung der Einwohner wurde immer besser. Das anfängliche diktatorische, kommunistische System, sicherte ab Mitte der 50-er Jahre ein relativ ruhiges Leben.

Jeder hat gearbeitet, Arbeitsplätze gab es genug. Die Löhne - und das haben wir erst später erfahren - waren natürlich deutlich unter dem westlichen Niveau. Am Ende der 60-er Jahre kam die große Wende. Jeder konnte kommen und gehen, das so lange verschlossene Land hat seine Grenzen geöffnet. Wie ein Lauffeuer verbreitete

sich die Nachricht, dass man im Ausland arbeiten kann. Mir war klar, dass ich, obwohl ich eine Mittelschule mit Maturaniveau absolviert hatte, draußen mit keiner Stelle im Büro rechnen konnte. Trotzdem hat mich die westliche Welt und die darüber erzählten märchenhaften Möglichkeiten, reich zu werden, sehr angezogen.

In der Familie war ich der einzige Sohn neben den zwei Mädchen. Mein Vater wollte den ziemlich großen Ackerboden mir vererben, und protestierte gegen meine Auslandsreise. Er war der Meinung, dass ich die Welt um mich herum nicht sehen würde, eine Fata Morgana jagend verlasse ich das gute und sichere Leben, tausche es gegen Ungewissheit ein. Wir waren unterschiedlicher Meinung, ich beharrte auf meinen Standpunkt, dass ich ein erwachsener und freier Mann wäre und er mich daher in meiner Entscheidung nicht behindern dürfe.

Wie ich schon erwähnt hatte, war das Leben in der Heimat seit meiner Kindheit immer besser geworden. Wir hatten alles, was man damals in Jugoslawien nur bekommen konnte, wie beispielsweise ein neues Haus, oder erstklassige Ernährung. Meine Mutter hat neben der vielen Arbeit auch sehr an die Versorgung der Familie gedacht. Besonders an den Wochenenden hat sie die Familie mit einem mehrgängigen Mittagessen mit Kuchenvariationen als Dessert, verwöhnt. Wir haben hart gearbeitet, aber wegen der Lebensqualität konnten wir uns nicht beschweren. Mein Vater hat öfter mal gesagt - "Mein Sohn, wenn es dir hier nicht gefällt, wanderst du umsonst aus, denn du wirst nirgendwo auf der Welt etwas Besseres finden." Die Aussage hat freilich nicht viel geholfen, auch deshalb, weil meine jüngere Schwester und mein Schwager bereits in Deutschland waren. Ich war über die dortigen Möglichkeiten also aus erster Hand informiert. Als ich mich endgültig dafür entschieden habe, der Heimat den Rücken zu kehren, haben mein Schwager und meine Schwester kurze Zeit später für mich eine Arbeit in einer Metallverarbeitungsfabrik gefunden. Nach der Erledigung der amtlichen Papiere - was wirklich schnell ging - war ich im Herbst 1969 schon an meinem neuen Arbeitsplatz. Alles war neu und ungewohnt, aber nichts davon kann ich in einem schlechten Zusammenhang erwähnen. Organisation, Sauberkeit, Landschaft mit Wald umringte mich. Die großen Warenmengen und die gemäßigten Preise sprangen mir auch ins Auge. Die Menschen waren freundlich und gut gelaunt. Die enge Dienstwohnung, und die Sprache machten mir aber Sorgen. In der Schule haben wir Deutsch gelernt und noch ein wenig hatte ich davon im Kopf, aber das Hochdeutsch und der dortige Dialekt haben sich wesentlich unterschieden und so haben wir uns nicht wirklich verstanden. Von Anfang an habe ich mich bemüht mit Hilfe von Büchern, Zeitungen und Radio die deutsche Sprache schneller zu

erlernen. Nach ungefähr eineinhalb Jahren habe ich alles gewusst und verstanden, was zum alltäglichen Leben dazugehörte.

Am Arbeitsplatz haben mir die Arbeitskollegen Stück für Stück alles erklärt und gelehrt, was zum Beruf in der Metallverarbeitung gehörte. Das Gefühl der Ausgrenzung konnte ich während des dort verbrachten Jahrzehntes nie erfahren. Ich habe die Einheimischen immer bewundert. Ich habe nie behauptet, dass sie mich gleich umarmten, (wofür hätten sie das auch getan?), aber sie waren immer korrekt und ehrlich. Weder bei der Arbeitseinteilung noch bei der Entlohnung war ich schlechter dran als die Einheimischen. Ich habe gesehen, dass alle nach ihren Fähigkeiten eingeteilt wurden und nach ein paar Jahren haben sie mir schon außer Schweißen (das war mein zweiter Beruf) andere wichtige Aufgaben anvertraut, die von mir mit Qualität und wirklich schnell erledigt wurden. Dem entsprechend ist mein Ansehen in der Firma auch gewachsen. Ich habe gemerkt, dass auch hinter meinem Rücken mit Anerkennung von mir gesprochen wurde. Natürlich war das für mich eine neue Motivation. Es gab welche, die nicht das leisteten, was von ihnen erwartet wurde, und deshalb gehen mussten – egal, ob ausländischer oder deutscher Herkunft. Mir haben sie immer versichert, dass ich mich vor einer Kündigung nicht fürchten muss.

Die Firma arbeitete mit einer geringen Kopfzahl (etwa 16-17 Personen), auch der Besitzer war mit jedem in persönlichem Kontakt. Das Betriebsklima war beispielhaft, wir haben wie eine große Familie gearbeitet. Später als ich eine größere und schönere Wohnung bekam, hat sich der Chef persönlich dafür interessiert, wie hoch meine Miete ist. Ich habe gesagt 250 DM. Er hat mich daraufhin beruhigt, dass das in Ordnung ist, denn in diesem Teil Deutschlands (Baden- Württemberg) musste man ungefähr 25% des Monatsgehaltes für die Miete bereitstellen. Am Ende fügte er hinzu, dass, wenn dem nicht so wäre, würde er persönlich nach den Ursachen fragen. Er war ein angesehener Mann im Dorf, vielleicht hatte er sogar Einfluss darauf. Auf jeden Fall hat es mir gefallen, und ich habe mich sicher gefühlt, weil es meinem Chef nicht egal war, wie viel ich als Ausländer für eine Wohnung zahlen muss.

Jahre mit harter Arbeit vergingen und es war auch nicht schwer, weil ich mich am Arbeitsplatz wohl fühlte und auch sonst waren die Lebensumstände erstklassig. Und trotzdem fasste ich einen Entschluss, den ich später tausendfach bereute und eines Tages in der Firma verkündete, dass ich Deutschland endgültig verlassen werde. Verständnislos sahen sie mich an, fragten mich, was sei, ob mir etwas nicht gefallen würde. Ich sagte, alles in Ordnung, aber das Versprechen das ich meinem Vater gegeben hatte, nach ein paar Jahren mit Geld zurück nach Hause zu kommen, das

wollte ich nicht brechen.

Zu Hause baute ich ein schönes Einfamilienhaus, wie geplant. Ich habe auch innerhalb kurzer Zeit eine Arbeitsstelle in einer Fabrik bekommen. Das Bild der ideellen Heimat meiner Gedanken deckte sich aber leider gar nicht mit dem Bild der Realität. Das gesparte Geld gab ich für das Haus aus. Das gute deutsche Gehalt fehlte. Mir war klar, dass ich einen großen Fehler gemacht habe. Immer öfter habe ich über eine neuerliche Auslandsarbeit nachgedacht und machte mich wieder für das Ausland bereit. Jetzt waren auch meine Eltern nicht mehr so entschieden dagegen. Den Großteil der Äcker haben sie in der Zwischenzeit ohnehin verkauft.

Durch Bekannte bekam ich in Österreich auf legalem Wege eine Anstellung. Es wäre mir aber auch nie eingefallen mich irgendwo illegal aufzuhalten. Hier war mir das Glück wieder hold und ich hatte eine sichere und anständige Arbeit. Ich habe damals schon gewusst, dass ich bis zu meiner Pensionierung bleiben würde, wenn sie mich nicht zum Gehen auffordern. Dann kam der Krieg auf dem Balkan und ich dachte, es wäre besser eine neue Staatsbürgerschaft zu haben. Heute bin ich österreichischer Staatsbürger und Rentner.

Mit den hiesigen Menschen und Gesetzen hatte ich nie Probleme. Die wichtigste Grundauffassung von mir war, dass ich mich den Lebensnormen anpassen muss, und nicht umgekehrt.

In meiner Weltanschauung hat sich nichts geändert, weil ich mich immer schon als Teil der westlichen Kultur gesehen habe. Die Ernährung hatte sich aber insofern verändert, dass ich mich bemühe, den gesunden Lebensstil anhand der neuen medizinischen Erkenntnisse für ein gesundes Leben, in den täglichen Ernährungsplan einzubauen. In der Kleidung verfolge ich nicht mehr die neueste Mode, ich bin eher ein Anhänger von bequemen und gut tragbaren Sachen. Was die Wohnung, die Einrichtung angeht, so glaube ich, dass ich die Möglichkeiten und Bräuche hier verfolge. Ich habe mehrere echte österreichische Freunde, mit denen ich regelmäßigen Kontakt pflege. Was soll ich sagen, ich kann mich mit denen schon besser unterhalten als mit den Menschen zu Hause. In der Heimat sind die meisten der alten Verwandten und Bekannten leider schon verstorben.

Ich für mich habe entschieden, hier auf mein hohes Alter zu warten, weil ich die meiste Zeit meines Lebens hier verbracht habe. Meine letzte Ruhestätte wird auch auf einem Friedhof hier sein.

11. Herr J. C.

Samstag, 20.06.2009

In dem angenehm kühlen Zimmer unterhalten wir uns über die vergangenen Lebensjahre. Mein Interviewpartner beginnt über seinen Aufenthalt im Ausland zu erzählen:

- Meine ausländische Beschäftigung begann im Oktober 1968. Davor habe ich mit meiner Ehefrau in einer Textilfabrik in der Vojvodina gearbeitet. Als hochqualifizierter Maschinenschlosser war ich mit der Einstellung und der Pflege der Maschinen betraut. Meine Frau war als Weberin beschäftigt.

Ich erinnere mich, dass mein Gehalt - an den damaligen jugoslawischen Gehältern gemessen - ziemlich hoch war, ca. 70.000 Dinar. Meine Frau musste sich mit der Hälfte meines Lohnes begnügen. Wenn man aber die Kaufkraft betrachtet, ist die Situation schon ganz anders. Die Löhne von uns beiden waren gerade mal genug, um den Lebensunterhalt zu bestreiten. Von dem haben wir die Miete für die Ein-Zimmer-Wohnung bezahlt, ein paar Kleinigkeiten und ein wenig Kleidung kaufen können. Ausgehen konnten wir daher kaum, weil dafür wirklich kaum mehr Geld übrig blieb. Wir waren damals frisch verheiratet, uns fehlte das Ausgehen aber auch nicht so. Unsere Ernährung war schlicht. An den Arbeitstagen haben wir nur Kaltes gegessen, wir hatten weder Platz, noch die Zeit zum Kochen. An den Wochenenden kochten die Eltern und dort haben wir dann auch gegessen. Das waren keine festlichen Mittagessen mit großem Aufwand, aber es gab ein paar Stück Fleisch für jeden, meistens Geflügel. Es gab dann Gerüchte, dass die Textilfabrik Defizit anhäuften und deshalb der Plan einer Geschäftsauflösung vorhanden wäre. Wenn man so sagen will, erschien dann zum besten Zeitpunkt, im Herbst 1968, ein deutscher Arbeitsagent, ein gewisser Herr W., im Ort. Er hat ausländische Arbeiter für die Unternehmen rund um Halle-Westfalen vermittelt. Ich habe mich sofort gemeldet und Ende Oktober habe ich schon in Deutschland in einer Kugellagerfabrik gearbeitet. Was die Eltern und Verwandten zu der Reise in die Ferne gesagt haben? Das weiß ich auch jetzt, nach all den Jahren noch, dass sie nicht dagegen waren. Meine Eltern waren schon älter, hatten keinen eigenen Acker und keine Pension, wahrscheinlich haben sie sich auch deshalb gefreut, dass ich dort zu einem größeren und sicheren Gehalt komme.

In Wirklichkeit habe ich die Reise in der Hoffnung angetreten, dass ich dort draußen ein besseres Leben finde. Mit zwei Reisetaschen mit dem Nötigsten, bin

ich angekommen. Unterwäsche, Zubehör zur täglichen Körperhygiene, einige Kleidungsstücke, Schuhe. Vor der Abreise habe ich schon darüber nachgedacht, wie die neue Umgebung und meine zukünftige Arbeitsstelle sein würden. Wird es denn Schwierigkeiten geben, wie werden sie mich empfangen? Das Verlassen meines Geburtsortes hat mir nicht viel Kummer bereitet. Denn ich bin ja mit dem Plan weggegangen, dass ich in ziemlich kurzer Zeit, nach ein paar Jahren, wieder zu Hause sein werde. Wir bauen dann ein Haus, von dem gesparten Geld und wir leben weiter glücklich unser Leben. Wenn ich über Kummer spreche, dann war das einzig die Trennung von meiner Ehefrau. Sie konnte damals nicht gleich mit mir mitkommen, wir waren erst nach sechs Monaten wieder zusammen.

Dort draußen sprang mir gleich die schöne deutsche Landschaft ins Auge. Die modernen und schönen Einfamilienhäuser, gepflegter Rasen und Blumen um die Häuser. Die sauberen und aufgeräumten Straßen, die gut ausgebauten Verkehrswege. In den Geschäften die große Warenauswahl, mit nahezu allem, was das Herz begehrt.(Zitat im Text S. 137) In Jugoslawien gab es damals nur wenige Häuser, wo der Komfort eine größere Rolle spielte. Die Straßen in den Dörfern waren nicht ausgebaut, vom Wetter abhängig voller Schlamm oder Staub. In den Geschäften gab es zwar keinen Mangel an Waren, aber diese große Auswahl wie in Deutschland, die gab es auch nicht.

Die Menschen dort sind mir mit ausgewogener Korrektheit begegnet. Konkrete Feindlichkeit habe ich bis zu heutigen Tag nicht erfahren. Ich kann sagen, es gab immer ein erträgliches Verhältnis zwischen uns. Als erstes habe ich an meinem Arbeitsplatz die ausländischen (jugoslawischen) Arbeiter kennen gelernt. Was ich vergessen habe zu erwähnen, ist, dass die sprachliche Barriere zwischen uns und den Deutschen anfangs doch sehr groß war. So fing das Kontaktknüpfen mit den heimischen Arbeitern erst später an. Ich kann mich gut daran erinnern, zu ihren ersten Fragen zählte, warum ich hierher arbeiten gekommen bin, denn hier gäbe es auch nur wenig Arbeit. Ich habe geantwortet, dass Herr W. nach Jugoslawien gekommen ist und uns nach Deutschland geholt hat. Damit habe ich ihnen ganz schön den Wind aus den Segeln genommen.

Was die Wohnung angeht, gab es auch in Deutschland Wohnungsknappheit, oder zumindest hatte ich als Ausländer diesen Eindruck. Daher hatte ich dort anfangs auch nur einen Raum. Nach einem halben Jahr ist es mir gelungen eine einigermaßen größere Wohnung zu bekommen. Da konnte ich dann endlich meine Frau zu mir holen. Sie hat in derselben Fabrik ebenfalls eine Arbeitsstelle bekommen.

Nach einem schwierigen Anfang (man sagt ja nicht umsonst, aller Anfang ist schwer), fanden wir uns mit dem dortigen Leben immer besser zurecht. Ich kann mich erinnern, der erste Stundenlohn war 4 DM, aber das hat sich dann geändert, und wurde stetig erhöht und bis ich zur pensioniert wurde, verdiente ich schon fast 30 DM pro Stunde.

Meine Frau und ich haben viel gearbeitet, Überstunden geleistet, wenn es möglich war. Das Geld haben wir gespart, um das Haus in der Heimat umso schneller bauen zu können. Die Sparsamkeit ging aber nie so weit, dass sie die Gesundheit gefährdet hätte. Lebensmittel, eine richtige trockene Wohnung und Kleidung gab es immer. Bald, 1971, kam unsere kleine Tochter zur Welt, da haben wir dann eine größere Wohnung gesucht, die dann 25 Jahre lang unser Zuhause war. Nicht lange Zeit danach begannen wir unser Haus in Jugoslawien zu bauen, welches 1974 auch schon überdacht war – die endgültige Fertigstellung dauerte dann noch ein wenig. Die schönen Häuser in Deutschland haben uns fasziniert, wir wollten auch für uns so etwas Ähnliches. Das Geld war uns dafür nicht zu schade. Das Gehalt der ersten 10 Jahre haben wir zum Großteil darauf verwendet. Die Schuljahre unseres Kindes zögerten den Zeitpunkt des Umzuges nach Hause auch immer mehr hinaus. Bis Ende der 80-er Jahre hatten wir ernste Pläne für den Umzug. Inzwischen kam es immer wieder zur Diskussion, denn unsere Tochter, die schon ins Erwachsenenalter kam, wollte vom Umzug in die alte Heimat gar nichts mehr wissen. Sie ist dort geboren, dort fühlte sie sich wohl, in dieser Umgebung hatte sie Bekannte, Freundinnen und Freunde. (Zitat im Text S. 89) In den 90-er Jahren kamen dann die Kriege und der Zerfall Jugoslawiens hinzu. Ich kann mich erinnern, in dieser Zeit hat sich – was die Zukunft anbelangt - eine wesentliche Veränderung in unseren Gedanken vollzogen.

Noch ein sehr wichtiges Ereignis hat meine Denkweise geändert: Ich habe mich ganz in die dortige Arbeit eingelebt. Nacheinander habe ich die Arbeitsprozesse beschleunigenden und verbilligenden Neuerungen vorgeschlagen. Ich habe vom Unternehmen dafür auch mehr Lohn bekommen. Besonders stolz war ich, als sie eine meiner bedeutenden Erfindungen mit 14.000 DM belohnt haben, das war am Ende der 80-er Jahre eine ganz schöne Summe. Ich habe immer diesen Fleiß bewundert, wie die Deutschen gearbeitet haben. Ich habe gesehen, dass in diesem Land die Arbeit, ohne sozialistische Floskel viel mehr geschätzt wird, als im sogenannten „sozialistischen Arbeiterparadies“. Meine Achtung vor der deutschen Demokratie ist ins unermessliche gewachsen.

Wenn ich so zurückdenke, dann sind langsam immer mehr solche Veränderungen

in unser Leben getreten, mit denen wir früher nicht gerechnet haben. Sie alle haben dazu geführt, dass wir heute Deutschland als unsere neue Heimat betrachten und die Urheimat in unseren Plänen von uns immer weiter weggerückt ist. Dazu gehört auch der immer mehr schwindende Kontakt mit den Verwandten und Freunden in der Heimat, das Fehlen von Gesprächsthemen. Ihre Sorgen und unsere sind nicht mehr dieselben. Der Verlust unserer Eltern, der Wegfall unserer familiären Nester, hat für uns das Zerreißen einer Verbindung bedeutet, die durch nichts wieder zusammengefügt werden kann. *Inzwischen heiratete unsere Tochter einen deutschen Mann. Wir haben ein wunderschönes Enkelkind. Jetzt mischen wir auch schon die Sprachen. Oft merken wir gar nicht, welche Sprache wir sprechen. Wenn unsere Tochter und unser Schwiegersohn uns besuchen, sprechen wir natürlich nur Deutsch. Die fast völlige Integration ist schon eingetreten. Das Bewahren der eigenen Identität war in unserem Leben nie eine wesentliche Frage. Es stimmt, so zerriss die Familie binnen kurzer Zeit, worüber ich nicht gerne nachdenke. Aber auf der anderen Seite hat jeder ein Bedürfnis danach, dass er sich irgendwo zuhause fühlt, egal, ob das vom Schicksal oder von ihm selbst entschieden wird. (Zitat im Text S. 98)*

Unsere Lebensgestaltung, Kleidungsform und Ernährung hat sich auch wesentlich verändert. Vielleicht sind die Geschmäcker der Heimat noch am ehesten geblieben, die wir aus der Küche unserer Mütter mit uns genommen haben. Wir waren immer der Ansicht, dass es besser ist, nicht als Ausländer aufzufallen. Dazu würde ich gerne eine kleine Begebenheit erzählen: Unsere Tochter war wohl in der vierten Klasse, als sie nach Hause kam und erzählte, dass eine Klassenkollegin ganz erstaunt war, als sie erfuhr, dass unsere Tochter Ausländerin war und mit den Worten reagierte: - Was, du bist keine Deutsche?- Mit Zufriedenheit kann ich aber sagen, dass sie auch ab diesem Zeitpunkt keinerlei Ausgrenzung erfuhr.

Heute sind wir beide in Pension. Die Rente ist so mittelmäßig. Wir haben nie umsonst Geld ausgegeben, nur was wir benötigen, kaufen wir. Heute tut es uns leid um die vielen Tausend Mark, die wir für das Haus in der Heimat ausgegeben haben, weil es den Anschein macht, als würden wir diesen Betrag niemals zurückbekommen. Die endgültige Entscheidung das Haus zu verkaufen, überlassen wir unserer Tochter.

Ich denke nicht gerne über die kommenden Jahre nach, das Älterwerden und das nicht zu verleugnende Vergehen der Zeit, und ich spreche auch nicht gerne darüber. Mit einem gesunden Lebensstil und gesunder Ernährung versuche ich das Beste zu verwirklichen. Ich würde gerne noch viele Jahre ohne fremde Hilfe leben können. In

ein Altersheim gehe ich nur dann, wenn es keine andere Lösung mehr gibt. Wir würden gerne unserer einzigen Tochter näher sein. Jetzt sind wir 300 Kilometer voneinander entfernt. Deshalb denken wir darüber nach, wie und wann wir die in den letzten Jahren gekaufte Eigentumswohnung am besten in Geld umsetzen. Jetzt in der großen Wirtschaftskrise sind die Chancen allerdings schlechter.

Wenn ich an unser bisheriges Leben zurück denke, so habe ich die Auslandsarbeit nie bereut. Müsste ich wieder von vorne beginnen, würde ich es wieder so machen! Ich glaube, dass ich kaum ein besseres und ruhigeres Leben als dieses hätte haben können. Wir haben immer in Frieden mit den Heimischen gelebt. Diskussionen oder Streitereien gab es nie zwischen uns. Ich beurteile es so, dass die anpassungsfähigen Fremden von den Deutschen leicht aufgenommen werden, zumindest ist das mein Eindruck.

Auf die letzte Frage, ob ich die letzte Ruhe am Friedhof neben meinen Eltern finden möchte, antworte ich erneut dasselbe. Ich denke nicht gerne über so etwas nach. Ich vertraue das dem Zufall oder Gott an. Außerdem wissen wir nie, wann und wo uns der Tod erreicht.

12. Herr J. S.

Mittwoch, 05.08.2009

In einem angenehm kühlen Zimmer unterhalte ich mich mit einem weißhaarigen, 70-jährigen Herrn. Trotz seines Alters hat er sein fideles Wesen bewahrt. Seine Gedankengänge sind jugendlich schnell und sauber.

Auf meine Frage antwortet er, dass er noch im Juni 1970 nach Deutschland gegangen ist, um zu arbeiten. Laut seiner Aussage war er qualifizierter Möbelanstreicher, zu dieser Zeit aber in Jugoslawien als Lastwagenchauffeur bei einer Lebensmittelfirma angestellt.

– Ich war verheiratet und es waren schon zwei kleine Kinder da. Meine Frau hat damals in der gleichen Firma als Buchhalterin gearbeitet. Im Haushalt hat noch meine pensionierte Mutter mit uns gelebt, somit war die Betreuung der Kinder kein Problem. Es stimmt schon, dass sie auch uns viel geholfen hat, sie hat gekocht und geputzt. Für die damaligen Bedingungen haben wir gut gelebt. Durch die zwei

Monatsgehälter konnten wir uns viel leisten. Wir hatten eine Waschmaschine, einen Kühlschrank und einen E-Herd. Auch die modische Kleidung nach dem neuesten Trend haben wir uns gekauft. Wir sind ins Kino oder Theater gegangen, weil ich früher selbst ein Amateurschauspieler und -musiker war. Wir hatten einen Freundeskreis, mit dem wir uns an Wochenenden in Restaurants amüsierten. Ich mochte die musikalischen Singabende sehr, denn früher habe ich auch in einer Band gespielt. Wir hatten ein Motorboot, mit dem wir in den Sommermonaten schöne Ausflüge auf der Theiß¹⁴² unternahmen. Mit der Ernährung war auch alles in Ordnung, meine Mutter hat gekocht, was wir uns wünschten. Es gab sogar öfter pro Woche Fleisch.

Das bisher Geschilderte meines Interviewpartners beschreibt nahezu ideale Verhältnisse. - Und trotzdem sind Sie ins Ausland arbeiten gegangen? - frage ich verwundert - Ja, das hatte mehrere Gründe. Wir wollten das Haus, in dem wir damals wohnten, zur Gänze umbauen und modernisieren. Dafür blieb aber von den dortigen Gehältern nicht viel über. Und das andere, was ich sogar noch jetzt, 40 Jahre später, als Ungerechtigkeit empfinde, war, dass ich einfach innerhalb der Firma versetzt wurde. Den Lastwagen haben sie einem damals noch aktiven Fußballspieler überlassen. Es hat mich gekränkt, dass sie mich nicht einmal gefragt haben und mir dann eine schlechtere Tätigkeit zugeteilt haben. Ich wehrte mich damit, dass ich die Firma verließ und ins Ausland ging, denn alle haben die Arbeitsstellen in der Fremde sehr gelobt. (Zitat im Text S. 40) Und der dritte Grund war, dass eine richtige Aufbruchstimmung im ganzen Land herrschte. Das sozialistische Jugoslawien ist lange Jahre versperrt gewesen. In der zweiten Hälfte der 60-er Jahre hat aber jeder ohne Verzögerung einen Reisepass bekommen. Eine richtige Kettenreaktion ist entstanden. Das eine Familienmitglied hat das andere mitgenommen, der eine Freund den anderen. Echte Mithilfe kam auch vom Ausland selbst, denn fast jeden haben sie mit offenen Armen empfangen. Von den hunderttausenden vertriebenen Donauschwaben haben mehrere wieder Kontakt mit den Daheimgebliebenen aufgenommen. Auch mir hat ein aus dem Nachbardorf vertriebener Mann dabei geholfen, die ersten Papiere zu bekommen. Ich bin ihm noch immer dankbar, weil er es selbstlos getan hat, er wollte nie eine Gegenleistung dafür haben. Und was noch wesentlich ist: alle haben gewusst, dass die Löhne in Westeuropa das Vier- bis Fünffache derer in Jugoslawien betrug. Außerdem konnte man innerhalb kürzester Zeit, nach ein - zwei Jahren vielleicht, mit einem Mercedes oder BMW großes Aufsehen erlangen. Es war ein Auffallen ohne Gleichen. So gesehen ist es kein Wunder, dass neben den Arbeitern auch die

akademisch ausgebildeten Leute, wie Ärzte, Architekten, Ingenieure, Techniker, in großer Zahl das Land verließen.

Ich habe 1970 begonnen im Ausland zu arbeiten. Mit dem Vorhaben, das ich, sobald unser Haus fertig umgebaut ist, wieder nach Hause komme und dem Glück nichts mehr im Wege steht. Meine Frau war mit meiner Entscheidung nicht einverstanden. Sie ist nicht mitgekommen, weil sie ihren ausgezeichneten Arbeitsplatz in der Buchhaltung nicht aufgeben wollte. So ist für die erste Zeit die Familie auseinandergerissen gewesen, was für viele Schwierigkeiten und Reibereien gesorgt hat. Zuerst habe ich mit mehreren Arbeitern in einem Arbeiterquartier gewohnt. Das war nicht gerade angenehm. Ich habe in einer Brauerei zu arbeiten begonnen. Einen guten Teil meines Lohnes habe ich nach Hause geschickt und meine Frau hat zu Hause begonnen das Bauvorhaben zu realisieren. So oft wir konnten, waren wir zusammen, aber trotzdem spürte man in der Familie das Erkalten der Gefühle und ich habe meine Frau immer öfter gebeten, ja, sogar verlangt habe ich von ihr, ihre Arbeit aufzugeben, und mit den Kindern zu mir zu kommen. Hier im Ausland war doch alles schöner und besser als in Jugoslawien. Die Organisation und Sauberkeit war vom ersten Moment an augenscheinlich. Das Lernen der Sprache hat die ersten Schwierigkeiten bedeutet. Ich war schon immer ein Mensch der leicht Kontakte knüpft, daher war die Berührung mit den dortigen Bewohnern kein Problem. Wir waren nicht bemüht aus der Menge herauszustechen, wir mischten uns lieber unter sie. Mich hat niemand wegen meiner ausländischen Herkunft laut kritisiert. Insgesamt hatte ich vier Arbeitsstellen, aber immer so, dass es keine Pause zwischen den Arbeitsverhältnissen gab. So habe ich bis zum Jahr 2002 insgesamt 32 Arbeitsjahre gesammelt.

Nach drei Jahren hatte ich dann auch meine Frau überreden können, mir zu folgen. Jetzt war die gesamte Familie wieder zusammen, doch das Leben wurde trotzdem nicht frei von Sorgen. Das gerade fertig gewordene Haus in der Vojvodina haben wir völlig verlassen, nur meine betagte Mutter bewohnte es noch. Meine Frau hat erst nach drei Jahren, 1976, eine Arbeitserlaubnis bekommen. Bis dahin blieb ihr nichts anderes über, als Gelegenheitsarbeiten zu verrichten. Sie hat geputzt, mal hier, mal da und oft auch nachts. Das Arbeiterquartier habe ich natürlich gegen eine Zwei-Zimmer-Wohnung mit Badezimmer getauscht, damit meine Familie gemütlich leben konnte. Einige Jahre später haben wir dann eine Eigentumswohnung gekauft. Es stimmt schon, dass diese mit einem Kredit finanziert wurde, aber zu diesem Zeitpunkt brauchten wir keine Angst mehr zu haben, dass sie uns aus irgendeinem

Gründen kündigen. Wir arbeiteten, die Kinder gingen zur Schule, und meine Frau, die anfangs wirklich eine Abneigung gegen die ausländische Arbeit hatte, erklärte, sie fühle sich wohl und wenn sie nicht jemand vertreibt, dann geht sie von hier nie mehr weg. Vielleicht leben wir deshalb auch noch nach 30 Jahren genau am selben Ort. Die Sparsamkeit war nicht unsere Stärke. Viel Geld haben wir nicht beiseitegelegt. Ausgehen und amüsieren mit Freunden war wichtig. Im Sommer sind wir ins Ausland auf Urlaub gefahren. Wir haben alle mediterranen Länder kennengelernt. Auch meine Mutter haben wir zu Hause besucht; oder sie ist für ein bis zwei Monate zu uns gekommen.

Unsere Kinder (zwei Buben) haben nach den Pflichtschuljahren einen Beruf erlernt. Der ältere ist Elektromechaniker und der jüngere Autohändler. Beide haben schon lange das Elternhaus verlassen. Beide haben eine deutsche Frau geheiratet. Wir haben sogar zwei ganz goldige Enkelkinder. Wenn die Familie zusammenkommt, dann sprechen wir nur noch deutsch. Die Beziehung zu der Familie und den Verwandten unserer Schwiegertöchter ist sehr gut. Zwischen uns gab es niemals ernstere Reibereien. Die Enkelkinder können kein Wort ungarisch, das tut mir weh, im Großen und Ganzen versuche ich mich aber damit abzufinden. Ich werde mich nicht mehr verändern können, meine nationale Angehörigkeit begleitet mich bis in den Tod. Was die Kinder und Enkelkinder sein werden, das überlasse ich ihnen. Sollen sie das sein, was ihnen am besten behagt. Dass sich ein Teil der Familie und Verwandtschaft mit dem anderen Teil nicht verständigen kann, das ist schon schlimm, aber hier ist ein Bruch entstanden, den man so akzeptieren muss. Vielleicht besuchen die Kinder und Enkelkinder auch deswegen das Heimatland nicht mehr, denn sie bindet nichts mehr zu dieser Region.

Wir sind alle schon seit langem deutsche Staatsbürger. Deshalb mussten wir auf unsere Immobilien in der Vojvodina verzichten, ich verstehe aber bis heute nicht, warum. Daher gehört das Haus, welches wir mit unseren DM gebaut haben, einem meiner Neffen. Ansonsten sind wir recht gesund, und genießen die Pension. Materielle Sorgen haben wir Gott sei Dank keine. Unsere Rente ist mittelmäßig, mit etwas Einteilen können wir uns alles leisten, was wir brauchen.

Die Essgewohnheiten haben sich dahingehend geändert, dass wir in den Geschäften oft Fertigprodukte kaufen. Wir sind nicht wählerisch, wir konsumieren mit gutem Appetit italienische, deutsche oder gar französische Gerichte. Die im Elternhaus zu lieben gelernten Speisen von früher essen wir nur anlässlich familiärer Feiern. Wir denken, dass wir den Tag somit noch feierlicher gestalten können. Bei der Kleidung und der Hauseinrichtung bevorzugten wir immer das schöne und

moderne. Daher haben wir auch so viel Geld dafür geopfert, wie es eben die materielle Lage gerade zuließ.

Mitglied einer Partei war ich nie. Teilnahme an einem Streik oder an Protesten war nicht meine Sache. Das politiklose Leben habe ich immer als sehr zweckmäßig empfunden, Nationalismus oder Ideologiegeständnisse haben noch nie auf mich gewirkt.

Seit meiner Pensionierung habe ich natürlich mehr Freizeit. Aus Vergnügen habe ich mit dem Bildermalen begonnen und wie es scheint, mit Erfolg. Dieses Talent habe ich anscheinend immer in mir mitgetragen. Wenn ich meine Tage damit inhaltsvoller gestalten kann, dann empfangen sie das als schönes Geschenk des Lebens.

An das späte Alter will ich nicht denken. Solange wir mit meiner Frau zu zweit sind, helfen wir einander. Wenn eines Tages einer von uns gehen muss, dann beginnen wahrscheinlich die echten Schwierigkeiten. Ich wäre gerne der erste, weil Altersheime nicht für mich geschaffen sind. Mir ekelt es davor, wenn es möglich wäre, würde ich stattdessen lieber die Euthanasie wählen. Leider erlauben die Gesetze das noch nicht.

Die Beerdigung wird doch in der neuen Heimat Deutschland sein. Wir wollen keine Grabstätte. Unserer Auffassung nach, wäre das für die Kinder nur eine Belastung. Wenn sie es so fühlen, dann sollen sie einen Strauß Blumen an eine gemeinsame Gedenkstätte bringen und das war's. Von unserer Seite her, scheint jedes weitere Nachdenken überflüssig.

Landkarte und statistische Tabellen



Landkarte von Vojvodina und Serbien.

Tabelle 1

Jugoslawische Arbeitswanderer in Europa 1971			
Land	Jugoslawischer Zensus 1971	Schätzung 1971	Schätzung 1973
Bundesrepublik Deutschland	411.503	594.300	700.000
Österreich	82.957	90.000	197.000
Frankreich	36.982	60.000	75.000
Schweiz	21.201	25.000	28.000
Schweden	16.359	36.000	40.000
Andere	27.867	13.000	35.000
Gesamt	596.869	833.300	1.075.000

Quelle: Bade, Klaus J. (Hg.); Emmer, Pieter C. (Hg.); ua.: Enzyklopädie. Migration in Europa. Vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Paderborn. München. 2008². S. 308

Tabelle 2

Die Herkunftsrepubliken der jugoslawischen Gastarbeiter in der BRD und in Österreich 1971 und in Wien 1974 und 1981 (v.H.)				
Republik bzw. Autonome Region	BRD 1971	Österreich 1971	Wien 1974	Wien 1981
Slowenien	7,3	10,0	2,1	0,4
Kroatien	38,3	15,3	11,2	9,8
Bosnien-Herzegowina	23,7	27,9	18,6	15,1
Serbien im eng. Sinn	10,7	31,9	54,8	56,2
Vojvodina	8,8	9,7	5,2	12,8
Kosovo	4,4	2,5	1,8	1,6
Makedonien	6,0	2,4	6,0	3,7
Montenegro	0,8	0,3	0,3	0,3
	100,0	100,0	100,0	100,0

Quelle: Lichtenberger, Elisabeth: *Gastarbeiter. Leben in zwei Gesellschaften*. Wien. Köln. 1984. S.89

Tabelle 3

Der Altersaufbau der jugoslawischen Gastarbeiter insgesamt 1971, in Wien 1974 und 1981 sowie in der BRD 1981						
Alters- klasse	Erwerbstätige			Gesamtbevölkerung		Alters- klasse
	insg. 1971 1	Wien 1974 2	Wien 1981 3a	Wien 1981 3b	BRD 1981 4	
				9,7	8,9	unter 6
				7,0	7,2	6—10
				6,9	5,4	10—15
15—20	8,2	4,8	0,3	3,8	2,2	15—18
20—25	24,8	23,8	5,4	3,6	1,9	18—21
25—30	20,0	20,4	15,4			
30—35	17,6	15,1	25,7	36,4	33,2	21—35
35—40	13,4	13,4	16,0			
40—45	8,6	12,5	13,5	18,6	24,3	35—45
45—50	4,0	7,0	11,5			
50—60	2,3	3,0	11,7	11,7	13,1	45—55
60 und mehr	1,1	...	0,5	2,0	3,0	55—65
				0,2	0,7	65 und mehr
	100,0	100,0	100,0	100,0	100,0	

Quelle: Lichtenberger, Elisabeth: Gastarbeiter. Leben in zwei Gesellschaften. Wien.Köln.1984. S.97

Tabelle 4

Die West-Ost-Differenzierung der Bevölkerungsentwicklung 1971—1981 und die Haushaltsgröße 1971 nach Republiken									
	Republik bzw. Autonome Region								Ins- ges.
	Slowe- nien	Kroa- tien	Vojvo- dina	Serbien i. eng. S.	Bosnien u. Herz.	Monte- negro	Makedo- nien	Kosovo	
Wohnbevölkerung 1971 ¹ (1000)	1727	4426	1953	5250	3746	530	1647	1244	20523
1981 ² (1000)	1884	4576	2028	5668	4116	583	1914	1585	22354
Bevölkerungs- entwicklung 1971—1981 (1971 = 100)	109	103	104	108	110	110	116	127	109
Haushalts- größe 1971 ³	3,4	3,4	3,2	3,6	4,4	4,3	4,7	6,6	3,8

Quelle: Lichtenberger, Elisabeth: Gastarbeiter. Leben in zwei Gesellschaften. Wien. Köln. 1984. S.157

Tabelle 5

Vorstellungen der jugoslawischen Gastarbeiter über den weiteren Aufenthalt in Wien 1981 (v. H.)

1 Jahr	4,1	bis maximal ein Jahr	1,3
2 Jahre	7,4	so kurz wie möglich	1,1
3 Jahre	5,8	mehrere Jahre	1,9
4 Jahre	2,7	bis Schulende der Kinder	1,7
5 Jahre	4,7	so lange wie möglich	6,8
6—8 Jahre	3,3	bis zur Pension	6,5
9 und mehr Jahre	2,6	für immer	3,2
ohne Angabe	3,3	weiß nicht	43,6
			100,0

n = 1242 Personen

Quelle: Lichtenberger, Elisabeth: Gastarbeiter. Leben in zwei Gesellschaften. Wien. Köln. 1984. S.467

Tabelle 6

Angaben der jugoslawischen Gastarbeiter über die geplante Rückkehr 1974 und 1981 in Jahren

Geplante Rückkehr in . . . Jahren	1974	1981
	v. H.	v. H.
1	30,3	13,7
2	2,8	19,3
3	1,5	15,4
4	16,9	7,0
5	27,1	13,1
6	8,2	5,6
7	4,7	2,5
8	2,0	2,2
9 und mehr	—	21,2

n = 270 *n* = 336

Quelle: Lichtenberger, Elisabeth: Gastarbeiter. Leben in zwei Gesellschaften. Wien. Köln. 1984. S.468

Tabelle 7

Pro-Kopf- Einkommen in Vojvodina, im Verhältnis zu anderen Republiken in Jugoslawien.

	1925	1960	1968
Jugoslawien insgesamt	100	100	100
Bosnien und Herzegowina	87	72	62
Montenegro	71	56	64
Kroatien	114	118	125
Mazedonien	66	64	69
<i>Serbien</i>	<i>91</i>	<i>97</i>	<i>95</i>
engeres Serbien	96	96	100
Kosovo	47	36	33
Vojvodina	100	128	120

Quelle: Haberl, Othmar Nikola: Die Abwanderung von Arbeitskräften aus Jugoslawien. München. 1978. S.39

Tabelle 8:

Einige Daten zur wirtschaftlichen Entwicklung Jugoslawiens nach dem Zweiten Weltkrieg.

Ungeachtet dieser Schwierigkeiten ist dennoch festzuhalten, daß Jugoslawien seit dem Zweiten Weltkrieg einschneidende Veränderungen erlebt hat. Summarisch lassen sich diese am besten anhand des Anteils der einzelnen Sektoren am Volkseinkommen in der Periode 1947—1964 darstellen (in %, in Preisen von 1962) ⁴²⁾:

Sektor	1947	1956	1960	1964
insgesamt	100,0	100,0	100,0	100,0
primärer	44,8	31,9	29,5	23,1
sekundärer	39,6	47,5	49,1	33,9
tertiärer	15,6	20,6	21,4	23,0

Quelle: Haberl, Othmar Nikola: Die Abwanderung von Arbeitskräften aus Jugoslawien. München. 1978. S.40

Tabelle 9:

Beschäftigungsquoten nach Republiken/Autonomen Provinzen 1952—1976										
Jahr	SFRJ	BuH	MIN	Kr	Maz	SI	Sr	eng. Sr	Kos	Vojv
1952	10,4	9,6	7,2	12,2	7,0	17,8	8,7	9,0	4,8	9,9
1953	10,8	9,7	8,1	12,7	7,6	18,6	9,0	9,4	4,7	10,1
1954	11,6	10,1	9,6	13,7	8,6	20,2	9,9	10,3	4,9	11,2
1955	12,6	11,1	11,3	15,0	9,9	21,6	10,7	11,1	5,2	12,4
1956	12,5									
1957	13,4	11,2	10,7	16,0	10,6	22,8	11,6	11,8	5,7	13,8
1958	14,2	11,3	11,0	16,7	11,6	24,2	12,6	12,9	6,0	15,0
1959	15,0	11,6	11,7	17,7	12,3	25,8	13,4	13,4	6,6	16,6
1960	16,2	12,6	12,6	18,9	13,4	27,0	14,7	14,5	7,0	18,7
1961	17,4	13,4	13,7	20,5	14,3	28,8	16,0	15,5	8,0	21,4
1962	17,6	13,4	14,8	20,8	14,8	29,2	16,1	15,8	7,7	21,3
1963	17,8	13,5	14,6	21,1	15,2	29,9	16,1	16,2	7,6	21,2
1964	18,8	14,1	14,8	22,2	16,1	31,7	17,0	16,9	8,1	22,3
1965	18,8	14,3	14,6	22,3	15,7	31,5	17,2	17,1	8,4	22,4
1966	18,2	13,9	14,3	21,4	15,3	30,3	16,7	16,9	8,2	21,1
1967	17,9	13,5	13,9	21,0	15,0	29,9	16,6	17,0	8,0	20,7
1968	17,9	13,3	14,0	21,0	15,0	30,0	16,6	17,3	7,9	20,2
1969	18,3	13,5	14,4	21,2	15,4	30,8	17,2	18,4	8,1	20,5
1970	18,9	14,0	14,9	21,9	15,9	31,8	17,7	18,7	8,2	20,9
1971	19,6	14,6	16,0	22,6	16,6	33,1	18,3	19,4	8,5	21,7
1972	20,3	15,0	16,9	23,5	17,4	34,1	18,9	20,0	9,0	22,3
1973	20,5	15,2	17,1	23,7	17,7	35,1	19,1	20,4	9,0	22,6
1974	21,3	16,1	17,4	24,5	18,4	36,5	19,8	21,2	9,4	23,4
1975	22,3	17,0	18,1	25,7	19,2	38,1	20,6	22,0	9,8	24,3
1976	22,9	17,5	18,6	26,4	19,7	38,9	21,1	22,7	10,0	25,0

Quelle: Haberl, Othmar Nikola: Die Abwanderung von Arbeitskräften aus Jugoslawien. München. 1978. S.269

Tabelle 10:

Die Entwicklung der Arbeitslosenquoten nach Republiken/
Autonomen Provinzen seit 1952 (in %)

Jahr	Jugosla- wien	Bosnien und Her- zegowina	Montenegro	Kroatien	Maze- donien	Slowenien	Serbien	engeres Serbien	Kosovo	Vojvodina
1952	2,5	1,6	1,6	2,8	6,2	1,8	2,5	2,4	1,9	3,0
1953	4,3	2,1	2,6	4,9	8,3	3,4	4,4	4,1	3,3	5,2
1954	3,7	1,8	2,4	3,9	8,2	3,8	3,5	3,3	2,9	4,2
1955	2,9	1,8	1,8	3,1	6,7	2,1	3,6	2,8	13,8	3,1
1956	4,3	3,1	5,4	4,1	9,0	2,5	5,2	4,7	17,0	3,8
1957	4,5	4,7	5,9	4,7	10,5	2,5	5,1	5,0	15,3	3,1
1958	4,9	5,6	9,1	5,8	11,2	2,3	7,6	7,3	20,9	5,2
1959	5,6	4,6	8,5	5,7	11,5	2,4	6,2	6,0	17,6	4,1
1960	5,1	4,0	6,3	5,6	12,7	1,8	7,0	6,5	20,2	4,7
1961	5,6	5,4	7,1	6,5	15,8	1,9	7,3	7,0	19,6	5,2
1962	6,7	6,7	7,8	6,5	16,2	2,3	9,0	8,8	20,6	7,0
1963	6,4	5,0	6,6	5,8	10,5	1,7	8,0	8,3	16,1	5,7
1964	5,5	4,7	6,4	5,4	12,5	1,5	7,0	7,4	15,0	4,7
1965	6,1	5,1	6,4	6,3	16,5	2,4	7,5	7,1	21,1	4,9
1966	6,7	5,2	7,7	6,1	16,4	2,7	7,6	7,0	21,1	5,4
1967	6,7	6,2	7,8	6,7	18,2	3,6	7,9	7,2	20,9	5,9
1968	7,0	7,6	8,9	6,4	19,1	3,6	9,4	8,7	21,4	7,6
1969	8,2	6,6	7,4	5,4	19,0	3,3	9,3	8,8	22,0	6,8
1970	7,7	5,3	6,0	4,3	18,9	2,8	9,0	8,2	20,0	5,8
1971	6,7	5,2	6,6	4,3	19,3	2,2	8,0	7,8	17,1	5,8
1972	7,0	6,7	7,1	4,6	18,2	2,1	8,9	8,6	18,9	6,8
1973	8,1	7,8	12,3	4,8	19,7	1,8	10,7	10,5	20,5	8,1
1974	9,0	10,0	13,5	5,1	21,3	1,4	12,1	12,0	22,0	9,3
1975	10,2	12,3	15,1	6,3	22,2	1,7	13,6	13,2	23,8	11,3
1976	11,4	12,9	13,2	6,5	21,7	1,7	14,6	14,1	23,1	12,3

Quelle: Haberl, Othmar Nikola: Die Abwanderung von Arbeitskräften aus Jugoslawien. München. 1978. S.270

Tabelle 11:

Arbeitslose bezogen auf die Anzahl der offenen Stellen nach
Republiken/Autonomen Provinzen seit 1957
(Stand vom 31. 12.)

Jahr	Jugoslawien	Bosnien und Herzegowina	Montenegro	Kroatien	Mazedonien	Slowenien	Serbien	engeres Serbien	Kosovo	Vojvodina
1957	6,2	4,5	8,0	5,0	6,9	3,7	5,3	4,3	28,6	5,5
1958	5,6	5,5	9,3	5,0	9,1	1,4	8,3	8,1	67,8	4,9
1959	4,8	3,0	11,8	4,5	10,6	2,1	5,9	5,7	21,4	3,6
1960	7,0	4,1	10,6	6,0	53,7	2,0	8,7	7,3	63,3	6,6
1961	8,8	6,8	13,8	8,1	21,1	2,8	9,7	8,2	51,3	7,7
1962	9,3	9,3	12,1	7,5	21,5	2,0	12,2	10,3	29,7	13,2
1963	5,8	4,9	6,5	5,6	11,3	1,2	7,8	6,9	23,8	7,5
1964 ¹⁾	6,3	6,0	8,5	6,1	11,8	1,7	6,9	4,9	22,8	4,1
1965	12,8	9,2	19,8	17,0	35,7	4,6	11,4	10,4	47,7	7,3
1966	14,7	11,9	28,0	17,0	64,0	4,4	13,8	11,8	63,2	10,5
1967	20,0	18,4	18,7	23,4	57,3	6,8	19,0	16,9	75,6	13,6
1968	14,7	14,7	27,7	15,2	26,6	4,5	16,1	15,2	43,8	12,1
1969	14,7	16,9	32,5	11,7	43,2	3,7	16,9	15,1	55,8	13,4
1970	11,4	11,1	17,5	10,1	38,5	2,9	12,2	12,4	32,5	7,3
1971	10,6	10,8	24,2	7,0	37,8	2,6	12,8	12,3	40,1	8,9
1972	11,5	11,4	31,8	7,0	22,0	2,2	16,2	14,7	50,6	14,6
1973	13,4	22,6	21,3	8,1	36,0	1,9	15,8	14,9	52,3	15,6
1974	12,2	11,7	20,5	7,3	32,8	1,2	18,0	20,7	51,8	9,3
1975	16,0	16,6	26,7	10,8	40,7	1,9	19,9	20,3	56,2	13,2

Quelle: Haberl, Othmar Nikola: Die Abwanderung von Arbeitskräften aus Jugoslawien. München. 1978. S.271

Tabelle 12:

Anzahl der genehmigten Anträge auf Abwanderung nach Republiken/Autonomen Provinzen 1964 bis 1974 (absolut und in %)0											
Jahr		Jugo-slawien	Bosnien und Herze-gowina	Monte-negro	Kroa-tien	Maze-donien	Slowe-nien	Serbien	engeres Serbien	Kosovo	Vojvo-dina
1964	abs.	14 616	6 080	38	2 777	533	4 277	911			
	in %	100,0	41,6	0,3	19,0	3,6	29,3	6,2			
1965	abs.	34 746	9 415	87	13 280	1 241	7 805	2 918			
	in %	100,0	27,1	0,3	38,2	3,6	24,5	8,4			
1966	abs.	55 654	10 926	332	23 473	1 369	12 806	6 718			
	in %	100,0	19,6	0,6	42,2	2,5	23,0	12,1			
1967	abs.	28 430	4 971	59	8 083	1 348	8 936	5 033			
	in %	100,0	17,5	0,2	28,4	4,7	31,4	17,7			
1968	abs.	71 706	16 248	229	26 680	4 479	14 210	9 860			
	in %	100,0	22,7	0,3	37,2	6,2	19,8	13,8			
1969	abs.	120 731	30 726	1 506	28 215	10 324	17 415	32 545			
	in %	100,0	25,4	1,2	23,4	8,6	14,4	27,0			
1970	abs.	125 371	30 063	2 144	23 099	15 387	9 804	14 874	21 475	13 456	9 943
	in %	100,0	24,0	1,7	18,4	12,3	7,8	35,8	17,1	10,7	7,8
1971	abs.	81 300	17 859	1 149	18 111	7 892	5 347	30 942	15 899	6 688	8 375
	in %	100,0	22,0	1,4	22,3	9,7	6,5	38,1	19,6	8,2	10,3
1972	abs.	56 435	12 668	773	14 235	4 542	4 100	20 117	9 874	5 156	5 087
	in %	100,0	22,4	1,4	25,2	8,0	7,4	35,6	17,5	9,1	9,0
1973	abs.	73 435	18 002	1 452	16 811	7 449	3 303	26 412	10 821	8 939	6 652
	in %	100,0	24,5	2,0	22,9	10,1	4,5	36,0	14,7	12,2	9,1
1974	abs.	9 979	994	158	3 311	1 516	1 382	2 668	1 371	965	332
	in %	100,0	9,5	1,6	33,2	15,2	13,8	26,7	13,7	9,7	3,3
1975	abs.	7 679	272	5	3 236	892	1 129	2 145	158	1 943	44
	in %	100,0	3,5	0,1	42,1	11,6	14,7	27,9	2,1	25,3	0,6
1976	abs.	5 945	615	36	3 321	553	1 012	428	301	105	22
	in %	100,0	10,3	0,6	55,9	9,0	17,0	7,2	5,0	1,8	0,4

Quelle: Haberl, Othmar Nikola: Die Abwanderung von Arbeitskräften aus Jugoslawien. München. 1978. S.273

Tabelle 13:

Anzahl der Anträge auf Genehmigung der Abwanderung 1964—1970 nach Republiken (absolut und in %)0								
Jahr		Jugosla-wien	Bosnien u. Herze-gowina	Monte-negro	Kroatien	Mazedo-nien	Slowenien	Serbien
1964	absolut	37 778	8 895	270	7 829	15 056	4 414	1 314
	in %	100,0	23,5	0,7	20,7	39,9	16,7	3,5
1965	absolut	65 169	21 485	1 621	22 355	6 961	8 343	4 313
	in %	100,0	33,0	2,5	34,3	10,7	12,8	6,6
1966	absolut	74 460	15 273	1 993	30 190	5 017	13 190	8 797
	in %	100,0	20,5	2,7	40,5	6,7	17,7	11,8
1967	absolut	50 846	18 694	332	13 734	2 180	8 992	6 914
	in %	100,0	36,8	0,7	27,0	4,3	17,7	13,6
1968	absolut	107 931	31 505	926	38 841	5 159	14 320	17 180
	in %	100,0	29,2	0,9	36,0	4,8	13,3	15,9
1969	absolut	168 603	38 989	3 294	47 294	10 234	17 478	51 314
	in %	100,0	23,1	2,0	28,1	6,1	10,4	30,4
1970	absolut	204 823	35 146	2 819	38 152	21 663	10 104	96 939
	in %	100,0	17,2	1,4	18,6	10,6	4,9	47,3

Quelle: Haberl, Othmar Nikola: Die Abwanderung von Arbeitskräften aus Jugoslawien. München. 1978. S.272

Bildmaterial¹⁵²



Abbildung 1: Das neugebaute Haus ist im Dornröschenschlaf. Der Besitzer ist in Deutschland.



Abbildung 2: Das Haus ist unbewohnt, der Besitzer ist im Ausland.

¹⁵² Alle Bilder sind vom Autor selbst fotografiert.



Abbildung 3: Das Haus steht einsam, der Besitzer kommt nur während der Sommerferien aus dem Ausland.



Abbildung 4: Das Haus ist ohne Verputz, wahrscheinlich lohnt es sich für den im Ausland befindlichen Besitzer nicht mehr.



***Abbildung 5: Nur der Storch residiert auf dem Dachgiebel,
der Besitzer ist ein Wandervogel geworden.***



Abbildung 6: Ein weiteres Beispiel für die Fehlinvestition, der Besitzer ist im Ausland.



Abbildung 7: Der Bau ist unterbrochen, der Besitzer kommt nicht mehr zurück.



Abbildung 8: Der Besitzer ist längst verstorben. Das desolate Haus braucht niemand mehr.



Abbildung 9: Gastarbeiter aus Vojvodina feiern den Fasching mit den deutschen Kollegen.



Abbildung 10: Ausgelassene Faschingsfeier mit Gastarbeiter in einer deutschen Firma.



Abbildung 11: Erinnerungsfoto mit Gastarbeitern einer Baden-Württembergischen Fabrik. Die Pfeile zeigen auf die Gastarbeiter.



Abbildung 12: Mittagspause mit Gastarbeitern in einer österreichischen Firma.

Curriculum Vitae

Persönliche Daten

Name: Mag. Mihalj Lendjel

Geburtsdatum: 18.03.1941

Geburtsort: Novi Knezevac, Serbien (Vojvodina)

Familienstand: verheiratet, drei Kinder

Staatsbürgerschaft: Österreich

Wohnadresse: Rittingergasse 64, 1210 Wien

Sprachen: Ungarisch/Deutsch/Serbisch



Ausbildungen/ Schullaufbahn

Gesamtschule, Novi Knezevac

1 Ausbildung zum ökonomischen Techniker

2 Ausbildung zum Betriebsschlosser

3 Abgeschlossener Ausbildungslehrgang für klassische Massage

Magisterstudium der Europäischen Ethnologie (2002-2007)/ Universität Wien

Beruflicher Werdegang

4 Von 1969- 1978 beschäftigt als Metallarbeiter (Deutschland)

5 Von 1981-2002 beschäftigt als Arbeiter in verschiedenen Bereichen (Österreich)

05.09.2011

Mag. Mihalj Lendjel

Abstract

In meiner Dissertation habe ich es mir zur Aufgabe gemacht die GastarbeiterInnen speziell aus der in Serbien liegenden Provinz „Vojvodina“ zu behandeln und das Phänomen der Migration in diesem Rahmen zu durchleuchten. Mit einem Streifzug durch die Migrationsgeschichte, über die Aktualität dieser, bis hin zu authentischen qualitativen Leitfadenterviews mit ehemaligen GastarbeiterInnen aus der oben genannten Provinz, versucht dieser Arbeit einen kleinen Einblick in diese tiefgründige Materie zu geben.

Der Homosapiens war seit Urzeiten ständig bemüht die geographischen Grenzen seiner Lebenssphäre zu erweitern. Damit hat er seinen Freiheitsdrang gestillt und gleichzeitig die Hoffnung für ein weniger strapaziöses Leben geschaffen. Auf diesem Weg standen immer wieder Hindernisse verschiedener Natur, welche ihn in seiner Wanderung behinderten, endgültig zähmen oder einsperren ließ er sich aber nie.

Andererseits ist unbedingt zu erwähnen, dass Wanderungen im unkontrollierten Ausmaß, eine ständig nicht zu unterschätzende Spannung, und damit eine mögliche Auseinandersetzung zwischen den Neuankömmlingen und Autochthonen, in sich tragen.

Besonders verschiedene totalitäre Regimes haben in der Geschichte oft auf unterschiedliche Art und Weise versucht ihre Vorstellungen durchzusetzen, aber nur mit zeitlich begrenztem Erfolg. Die künstlich hochgezogene ideologische oder natürliche Mauer wurde am Ende immer niedergerissen.

So geschah es auch in Jugoslawien am Ende der 60-er Jahre des 20. Jahrhunderts, mit der Öffnung der Grenzen, wo gleichzeitig positive Faktoren, wie Hochkonjunktur, Arbeitskräftemangel im Westen, geringe geographische Entfernung, die Abwanderung von Zehntausenden begünstigten.

Von der heutigen Zeit zurückblickend, haben die GastarbeiterInnen aus der Vojvodina ihre neue Lebenslage vorwiegend mit Erfolg gemeistert. In Sachen Anpassung, Integration, fleißige Arbeit haben sie gute Beispiele geliefert. In den Medien, waren sie in negativen Bildern nie präsent. Die Erwartungen der neuen Heimat wurden in kultureller und materieller Hinsicht durchaus erfüllt.

Abstract

In my dissertation I made it to my task to have a closer look at the foreign workers from the Serbian province Vojvodina and the phenomenon of migration. With a stroll through the history of migration, the topicality of this, up to authentic, qualitative guided interviews with former foreign workers from the province mentioned earlier, this work tries to give a look into this deep matter.

From time immemorial the Homo Sapiens tried to widen constantly the geographic frontiers of his sphere of life. With that he allayed his thirst for freedom and created the hope for a less exhausting life. On his journey there have been consistently several barriers, but despite of that he never got tamed or locked in.

On the other hand there is to mention that migration in not controlled dimension causes a suspense, not to be underestimated, that might lead possibly to a confrontation between the newly arrived and the autochthones.

Especially different totalitarian regimes tried several times in history to put through their ideas in different ways, but only with a timely limited success. The artificially built ideologic or natural wall was broken down at the end.

This is exactly what happened in Yougoslavia at the end of the sixties of the 20th century with the opening of the frontiers, where simultaneously different positive factors enhanced the migration of tenthousands, such as the economic activity in full swing, the deficite in employees in the western countries and the little geographic distance are.

Having a look at that with today's point of view, the foreign workers from the Vojvodina did cope with their new circumstances quite well and mainly with success. Regarding to acomodation, integration and dilligent work, they yielded good examples. In the media they have never been mentioned in context with negative pictures. The expectations of their new home was fulfilled in cultural an material aspect as well.

